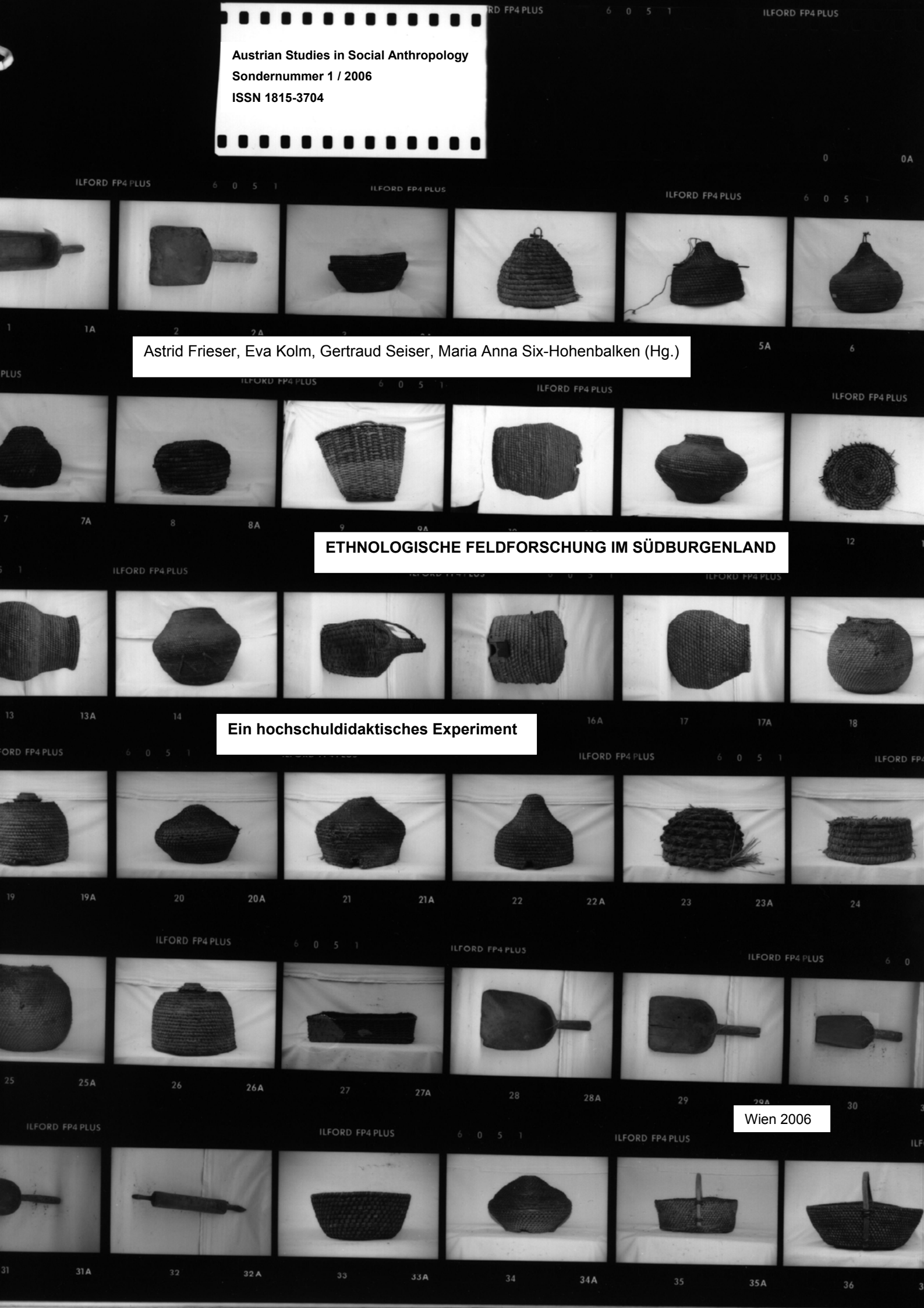
Austrian Studies in Social Anthropology
Sondernummer 1 / 2006
ISSN 1815-3704



Astrid Frieser, Eva Kolm, Gertraud Seiser, Maria Anna Six-Hohenbalken (Hg.)

ETHNOLOGISCHE FELDFORSCHUNG IM SÜDBURGENLAND

Ein hochschuldidaktisches Experiment

Wien 2006

Kofinanziert aus Mitteln der Europäischen Union, von Bund und Land Burgenland

Redaktionelle Mitarbeit: Michael Lidauer

Lektorat: Eva Kolm, Michael Lidauer

Layout: Jasmine Böhm, Eva Kolm

Titelbild: Eva Kolm unter Verwendung eines Kontaktabzugs der fotografischen Dokumentation der Sammlung Salmhofer

© 2006, Wien

ISSN 1815-3704

Gewidmet unseren Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern aus dem Südburgenland, die mit ihrem Wissen, ihrer Erfahrung und ihrer Geduld diesen Band möglich gemacht haben.

UNSER BESONDERER DANK GILT FOLGENDEN PERSONEN UND INSTITUTIONEN:

Elfi Abou Eish, Rauchwart - **LAbg. KR Stefan Behm**, Weinmuseum Moschendorf - **Günther Brandner**, Wien - **Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten**, Museumssektion - **Martina Dorn**, Burgauberg-Neudauberg - **Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie** (vormals Völkerkunde) der Universität Wien - **Wolfgang Franaschek**, Ollersdorf - **Gemeinderat der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg** - **LAbg. Bgm. Franz Glaser**, Burgauberg-Neudauberg - **Maria Glaser**, Burgauberg-Neudauberg - **Maria Glöckner**, Rohr - **Emmerich Gärtner-Horvath**, Oberwart - **Silke Gollatz**, Burgauberg-Neudauberg - **Dr. Wolfgang Gürtler**, Burgenländisches Landesmuseum, Eisenstadt - **Josef Grandits**, Stinatz - **Sissi Grandits**, Hackerberg - **Hermine Grier**, Burgauberg-Neudauberg - **Dr. Franz Grieshofer**, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien - **Dr. Heinz**, Bezirksgericht Güssing - **Notar Dr. Gerhard Hauer**, Stegersbach - **Günter Hirschbeck**, Rohr - **Josef Hölzel**, Südburgenländisches Museum Bad Tatzmannsdorf - **Gerhard Kisser**, Freilichtmuseum "Ensemble Gerersdorf", Gerersdorf - **Michael Knopf**, Stegersbach - **Bettina Krammer-Schwarz**, Gemeindeamt Burgauberg-Neudauberg - **Karin Krammer**, Burgauberg-Neudauberg - **Rudolf Krammer**, Regional- und Telegraphenmuseum Stegersbach - **Peter Kühne**, Heugraben - **Kultusgemeinde Graz** - **Karl Lackner**, Gemeindeamt Gerersdorf-Sulz - **Andreas Lehner**, Kitzladen - **Mag. Hans Lunzer**, burgenländisches Volksbildungswerk, Eisenstadt - **Josef Matisovits**, Landtechnisches Museum Burgenland, St. Michael - **Mark Német**, Wien - **Reingard Ohnewein**, Deutsch Kaltenbrunn - **Ludwig Franz Pathy**, Heimatmuseum Siget in der Wart - **Ingo Pelzmann**, Bocksdorf - **Karin Rachbauer**, Wien - **Claudia Radakovits**, LEADER II Programm, Güssing - **Verein Roma**, Oberwart - **Vizebgm. Helmut Schabhüttl**, Burgauberg-Neudauberg - **Josef Schietl**, Burgauberg-Neudauberg - **René Schietl**, Burgauberg-Neudauberg - **Pfarrer Johannes Schlegl**, Wallfahrtskirche Maria Weinberg, Eberau - **Dipl. Ing. Franz Schlögl**, LEADER II Programm, Güssing - **Anna Six**, Stegersbach - **Hr. Schmidt**, Heiligenbrunn - **Ing. Strasser**, Wirtschaftskammer Eisenstadt - **Ortsvorsteher Johann Schwarz**, Burgauberg-Neudauberg - **Ernst Szabo**, Unterwarter Heimathaus - **Helene Szalay**, Kukmirn - **Andreas Valicek**, Wien - **Wolf Zemina**, Wien - **Josef Zsifkovitz**, Heimatmuseum Stinatz

INHALTSVERZEICHNIS

Teil I: Vorspann 7

Vorwort 2006 8

Leseanleitung für die einleitenden Artikel oder
Vorgeschichte des vorliegenden Sammelbandes im Überblick 10

Teil II: Grundlagen 13

Vielfalt im südlichen Burgenland.
Beiträge zur Ethnohistorie einer multikulturellen Region 14
Maria Anna Six-Hohenbalken

Die Sammlung Salmhofer 44
Astrid Frieser

Sozialwissenschaftliche Methodenausbildung in der Praxis.
Ein Seminarbericht 63
Gertraud Seiser

Vom Objekt zur Erzählung.
Zur Anwendung von Präsentationsmethoden auf ethnologische Arbeitsweisen 77
Eva Kolm

Teil III: Methoden 98

Ethnologische Feldforschung und Studium heute.
Einige persönliche Zugänge 99
Andre Gingrich

BeobachterInnen beobachten.
Eine Rede zur Abschlussveranstaltung des Feldforschungsseminars in Burgauberg-Neudauberg am 1. Februar 1998 124
Martin Slama

Für eine Hand voll Fragen.
Überlegungen zum Werkzeug „Narratives Interview“ 132
Wolfgang Grünzweig und Erwin Kadlik

Museen im Südburgenland.
Eine Analyse 149
Jeanette Hammer

Teil IV: Ethnographica 164

„... damals war Geld von Bedeutung - Zeit war Nebensache ...“
Viehzucht und Viehhandel im Südburgenland 165
Johanna C. Ahrer

„Was i woaß, bitte, jeder hat anderst goabat. Oana so, oana so.“
Getreideernte und Erntegeräte in der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg und Umgebung / Bezirk Güssing 182
Stefan Bauer und Markus Hirnsperger

Pendeln zwischen zwei Welten - Leben in zwei Welten.
Burgenländische PendlerInnen und ihre räumliche und soziale Teilung der (Kalender-)Woche 202
Christina Augsburger und Bettina Dekrout

Mit Feuer und Eisen.
Schmiedehandwerk im Südburgenland 221
Michael Lidauer

Schmied oder Schmiedl?
Roma, Metallhandwerk und wie es die Gadje sehen 240
Jasmine Böhm und Andrea Strasser

Teil V: Anhänge 285

Verzeichnis der durchgeführten Interviews 286

Abbildungsverzeichnis 288

AutorInnenverzeichnis 289

TEIL I: VORSPANN

VORWORT 2006

Das Manuskript für die vorliegende Publikation, das ursprünglich primär als Bericht an unsere Geldgeber geschrieben wurde, war bereits 2001 fertiggestellt. AdressatInnen waren einerseits die Gemeinde Burgauberg-Neudauberg, die Interesse an Konzepten hatte, was sie mit der ihr zugefallenen Privatsammlung Salmhofer anfangen sollte, und andererseits die VertreterInnen des EU-Programms „Uni-mobil", das darauf abzielte, universitäre Lehrveranstaltungen in marginalisierte Regionen zu bringen.
Im Erarbeitungsprozess des Berichts begannen wir auch, eine Veröffentlichung anzudenken. Wir hofften auf einen regionalen burgenländischen Verlag, denn über Recherchen stellten wir fest, dass es lokal wie themenspezifisch noch wenig Ähnliches gibt. Gleichzeitig war uns bewusst, dass das Zielpublikum für ein solches Buch sehr begrenzt sein würde, es richtet sich an ein recht kleines fachliches und regionales Spektrum. Aus diesen und vielerlei anderen Gründen ist das Buchprojekt damals im Sande verlaufen.

Es stellt sich nun die Frage, welchen Sinn es macht, etwas zu publizieren, dessen Anfänge bereits 10 Jahre zurückliegen. Es ist nicht nur die Gelegenheit der Online-Publikation, die eine Veröffentlichung kostengünstig ermöglicht. Den Bericht zu publizieren, wurde uns von mehren Personen, insbesondere auch von Andre Gingrich nahe gelegt, und dies vor allem aus zwei Gründen:

1) Die einzelnen Artikel haben im Laufe der Jahre wenig an Aktualität eingebüßt, es wurde immer noch nichts Vergleichbares publiziert. Auch die Gemeinde Burgauberg-Neudauberg ist im Moment wieder dabei, Nutzungen für ihre Sammlung zu suchen.

2) Das Seminar fand zu einem Zeitpunkt statt und die Artikel wurden in einer Phase geschrieben, während der der „neue" Studienplan der Kultur- und Sozialanthropologie in einem intensiven und breiten Diskussionsprozess entstanden ist. Die Lehrveranstaltung in Burgauberg-Neudauberg wurde, was die Methodenausbildung betrifft, zu einem wesentlichen Argument in dieser Debatte. (Immerhin waren 36 Studierende und 5 Lehrende miteinbezogen, die im burgenländischen Burgauberg-Neudauberg auch nicht zu übersehen waren.) Bis dahin hatten kaum Lehrveranstaltungen „im Feld" und von einem Team an Lehrenden begleitet stattgefunden.

Im Herbst 2002 trat der neue Studienplan in Kraft, ein nicht geringer Teil von Erfahrungen aus dem vorliegenden Projekt ist in die nunmehr verpflichtende Methodenausbildung der Studierenden im zweiten Studienabschnitt eingeflossen. Inzwischen gehören derartige Lehrveranstaltungen zum Standardrepertoire, wenn auch nicht mit einer dermaßen großen Zahl an Lehrenden, an Studierenden allerdings schon. Das ist insofern kritisch zu bewerten, als die Aufmerksamkeit, die den methodischen Fortschritten der einzelnen Studierenden gewidmet werden kann, dadurch massiv eingeschränkt ist.

Einige Rahmenbedingungen haben sich in den vergangenen zehn Jahren ebenfalls geändert:
Das Manuskript entstand in jener kurzen Phase zwischen 1998 und 2004, in der das jetzige „Institut für Kultur- und Sozialanthropologie“ „Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie“ hieß – ein, wie es heute scheint, notwendiger Zwischenschritt zwischen „Völkerkunde“ und „Kultur- und Sozialanthropologie“. Die Institutsbenennungen in den Artikeln wurden beibehalten.
Auch bezüglich der Rechtschreibung entstanden die Arbeiten in einer Zwischenphase, in der alte wie neue deutsche Rechtschreibung möglich waren. Dies wurde von uns ebensowenig verändert.
Nicht zuletzt haben die AutorInnen inzwischen großteils ihr Studium abgeschlossen bzw. ein Doktoratsstudium angeschlossen, eine berufliche Laufbahn eingeschlagen oder weiterverfolgt und weitere Texte publiziert, was in den Angaben zu den AutorInnen nicht berücksichtigt ist.

Außerdem steht die Studienrichtung Kultur- und Sozialanthropologie unter Druck des Bologna-Prozesses erneut vor der Herausforderung, einen neuen – und ganz anderen – Studienplan zu entwickeln. Immer noch ist die adäquate methodische Ausbildung der Studierenden das Nadelöhr, an dem sich die empirische Qualifikation unserer Studierenden misst, oder besser, zu messen hat. Da wiederum die interessierten Studierenden und alle Lehrenden des Fachs in eine intensive Diskussion eingebunden werden sollen, erscheinen der Zeitpunkt und vor allem auch das Publikationsmedium, in dem die Ergebnisse und Erfahrungen des damaligen Seminars veröffentlicht werden, als besonders passend.

Die Herausgeberinnen

LESEANLEITUNG FÜR DIE EINLEITENDEN ARTIKEL

ODER VORGESCHICHTE DES VORLIEGENDEN SAMMELBANDES IM ÜBERBLICK

Im Herbst 1996 wurde Maria Anna Six-Hohenbalken von der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg beauftragt, Überlegungen zu einer ethnographischen Sammlung anzustellen, die bislang im Besitz von Herrn Salmhofer (Neudauberg) war und schließlich von der Gemeinde übernommen wurde. Die Zusammenstellung eines Teams für dieses Projekt mündete in der Gründung der Kulturwissenschaftlichen Recycling ArGe (Astrid Frieser, Eva Kolm, Gertraud Seiser, Maria Anna Six-Hohenbalken – in der Folge „wir“) im Dezember 1996. Nach einer Besichtigung der Sammlung schlugen wir der Gemeinde vor, die Objekte aus dem verfallenden Privatmuseum zu sichten, das Wichtigste zu sichern, grob zu reinigen, zu inventarisieren, zu verpacken und in ein geeignetes Depot transportieren zu lassen. Als großer Mangel der Sammlung stellte sich das völlige Fehlen von kontextualisierenden Informationen zu den über 1500 Objekten heraus.

Da von Anfang an klar war, dass eine seriösere wissenschaftliche Aufarbeitung nicht auftreibbar – und wohl auch nicht leicht zu rechtfertigen – war, schlugen wir der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg nach Rücksprache mit Andre Gingrich vom Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie (damals Völkerkunde) der Universität Wien die zumindest teilweise Bearbeitung der Sammlung im Rahmen einer Lehrveranstaltung mit Studierenden vor. Im Frühjahr 1997 beschloß der Gemeinderat von Burgauberg-Neudauberg, die vorläufige Sicherung der Sammlung durch uns zu finanzieren und die Aufarbeitung im Rahmen eines Seminars zu unterstützen.
Andre Gingrich bot an, die Lehrveranstaltung zusammen mit uns als praxisnahes Methodenseminar im folgenden Wintersemester durchzuführen, eine Seminarform, die bis dahin keine Tradition am Institut hatte.

Die Sicherung der Sammlung ist im Juli 1997 erfolgt. Astrid Frieser beschreibt in ihrem Einleitungsartikel diese Tätigkeiten sowie den Inhalt und Zustand der Sammlung Salmhofer. Dadurch soll einerseits den LeserInnen ein Eindruck über einen Ausgangspunkt für diesen Reader gegeben werden, andererseits wird dadurch die Sammlung für RegionalspezialistInnen und AusstellungsgestalterInnen rudimentär erschlossen und könnte erforderlichenfalls zugänglich gemacht werden.

Zwischen August und Oktober 1997 wurde das Seminar „Ethnologische Feldforschung – Konzepte, Methoden, Praxis (Burgenland)“ gemeinsam mit Andre Gingrich konzipiert, vorbereitet und Mitte Oktober gestartet. Bis Anfang Dezember hatten die Studierenden Zeit, sich in die Region einzuarbeiten und sich mit dem methodischen Instrumentarium vertraut zu machen. Die eigentliche „Feldforschung“ mit ca. 30 Studierenden fand zwischen 5. und 9. 12. 1997 in Burgauberg-Neudauberg und Umgebung statt, wobei im konkreten Fall unter Feldforschung primär die Durchführung von Interviews, informelle Gespräche, teilnehmende Beobachtung und Arbeiten mit ethnographischen Objekten zu verstehen ist. Den Rest des Dezembers und den gesamten Jänner waren die Studierenden damit beschäftigt, die Interviews zu transkribieren und alle gesammelten Materialien systematisch zu ordnen.
Gertraud Seiser berichtet in ihrem Einleitungsartikel über die Planung und Durchführung des Seminars selbst. Der Seminarbericht soll die Entstehungszusammenhänge des nunmehr vorliegenden umfangreichen Interviewmaterials offenlegen und gleichzeitig zeigen, wie die einzelnen AutorInnen des Readers zu ihren Themen gekommen sind. Ein weiterer Grund für die Dokumentation des Seminarverlaufs besteht im Experimentcharakter dieser Lehrveranstaltung. Zumindest auf der Ebene des Instituts für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie war es ein hochschuldidaktisches Experiment, das in den Diskussionen um die Studienplanreform 1999 / 2000 immer wieder erwähnt wurde.

Ungewöhnlich am Seminar selbst war zweierlei:

Zum einen wurde am ehemaligen „Institut für Völkerkunde“ bis dahin eine praxisnähere Methodenausbildung mit dem Argument abgelehnt, „VölkerkundlerInnen“ hätten nur außerhalb Europas zu forschen, eine Feldforschungspraxis in Österreich würde daher den Studierenden methodisch wenig nützen. Andre Gingrich zeigt in seinem Artikel, den wir bewußt zwischen unsere einleitenden und kontextualisierenden Texte und den Präsentationen ausgewählter Seminarergebnisse plaziert haben, eindringlich, wie sich die Haltung zum Thema Feldforschung in der Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie verändert hat.

Zum anderen bestand das Abschlußereignis nicht – wie meist üblich – in Referaten im Seminar selbst und der nachherigen Ablieferung von Seminararbeiten, sondern in einer öffentlichen Präsentation der Seminarergebnisse vor den BürgerInnen der untersuchten Region. Damit sollte dem Wunsch der Gemeinde nach einer Visualisierung dessen, was mit

Teilen der Sammlung alles möglich ist, entsprochen werden. Die Studierenden erstellten daher Konzepte für die Präsentation des Materials und begannen diese zu realisieren.
Am 1. Februar 1998 wurden die Seminarergebnisse in einer Ausstellung fast 200 interessierten BürgerInnen von Burgauberg-Neudauberg vorgestellt. Auch das lokale Presse-Echo der Veranstaltung war durch die Präsenz von Fernsehen, Radio und diversen Zeitungen außerordentlich groß.
Die Vorbereitung der Präsentation und die Präsentation selbst werden im Einleitungsartikel von Eva Kolm genauer dargestellt. Sie zeigt, mit welchen Ideen und Konzepten an Objekte und Datenmaterial herangegangen und wie die einzelnen Themenfelder inszeniert wurden. Damit soll auch ansatzweise festgehalten werden, wie die Sammlung weiterverwendet werden könnte.

Im Frühjahr 1998 übermittelte die Kulturwissenschaftliche Recycling ArGe der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg einen Vorschlag für ein Musealisierungs- und Verwertungskonzept der Sammlung Salmhofer.
Aufgrund des großen Engagements der Studierenden und der guten Qualität des erhobenen Materials entstand im Sommer 1998 die Idee, gemeinsam diesen Sammelband zu gestalten. Im Herbst 1998 erfolgte die Einladung Artikel zu verfassen. Das Ergebnis eines intensiven Schreib- und Diskussionsprozesses liegt hiermit vor.

Eingeleitet wird der Sammelband von Maria Anna Six-Hohenbalken mit einer Einführung in die Geschichte der ethnischen und religiösen Vielfalt im Südburgenland. Damit soll der räumliche und historische Rahmen, in dem alle weiteren Texte auch zu sehen sind, verdeutlicht werden. Darauf folgen die Darstellungen der Sammlung, des Seminars und der Präsentation. Diese vier Einleitungsartikel zusammen geben Einblick in Verlauf und Details des Gesamtprojekts.

Astrid Frieser, Eva Kolm, Gertraud Seiser, Maria Anna Six-Hohenbalken
(Kulturwissenschaftliche Recycling ArGe)

TEIL II: GRUNDLAGEN

VIELFALT IM SÜDLICHEN BURGENLAND

BEITRÄGE ZUR ETHNOHISTORIE EINER MULTIKULTURELLEN REGION

Maria Anna Six-Hohenbalken

VORBEMERKUNGEN

Zu Beginn des Seminars „Ethnologische Feldforschung – Theorien, Methoden, Praxis“ wurde eine Einführungsvorlesung über das südliche Burgenland gehalten. Die Grundzüge dieses Artikels basieren auf den Vorlesungsinhalten und stellen somit auch den Informationsstand dar, mit dem die StudentInnen „ins Feld geschickt“ wurden. In dieser Einführung galt es, den Studierenden die Besonderheiten der Region näher zu bringen, um dadurch auch die Hintergründe zu vermitteln, warum wir EthnologInnen uns mit einer Sammlung materieller Kultur beschäftigen, die auf den ersten Blick so gar keine Besonderheiten zu bieten hat.

Das südliche Burgenland ist seit der frühen Neuzeit eine multiethnische und multireligiöse Region. Ungarisch-, kroatisch- und deutschsprachige Gemeinden existieren nebeneinander und miteinander. Roma lebten vereinzelt in Dörfern oder in gemeinsamen Siedlungen meist am Rande größerer Ortschaften. In verschiedenen Orten koexistierten evangelische und katholische und bis 1938 jüdische Gemeinden.
Mehrsprachigkeit, Austausch und Interesse für benachbarte Kulturen und Religionen, wirtschaftliche Symbiosen unter den verschiedenen Gruppen, aber auch Abgrenzungen und Fremdzuschreibungen ermöglichten über lange Zeit zumindest ein friedliches Nebeneinander.

Durch die Vernichtungspolitik der NS-Zeit ist dieses multiethnische und multireligiöse Mit- und Nebeneinander auf grausamste Weise zerstört worden. Die jüdischen BewohnerInnen wurden vertrieben oder in Konzentrationslagern ermordet, nur einige wenige Familien kehrten nach 1945 wieder in das Burgenland zurück. Von den rund 7000 burgenländischen Roma überlebten nur rund 600 – 700 Personen den Holocaust (vgl. Baumgartner 1995: 119).

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren das religiöse und ethnische Mosaik, daraus resultierend kultureller Austausch, Kooperationen und Mehrsprachigkeit für einen Teil der

Bevölkerung Bestandteil des bäuerlichen Alltags. Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass nicht alle BewohnerInnen dieselben Voraussetzungen hatten, ihre ökonomischen, rechtlichen und kulturellen Interessen zu verwirklichen. Die Mehrheitsgesellschaft(en) hatte(n) Vorteile in den Zugängen zu wichtigen Positionen in der Verwaltung und in der Wirtschaft – Vorurteile gegenüber den „anderen“ waren gängig. Erst seit wenigen Jahrzehnten, durch die teilweise Umsetzung des Volksgruppengesetzes (Zugang zu Medien, Möglichkeiten der bilingualen Schulbildung etc.) sind Grenzen abgebaut und Wege zur Chancengleichheit eingeleitet worden.

ETHNOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN

Einer der Ausgangspunkte für die Feldforschung ist die Sammlung in Burgauberg, deren Objekte größtenteils aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stammen. Die Feldforschung im südlichen Burgenland war daher auch eine Spurensuche, die sich nicht alleine auf traditionelle landwirtschaftliche und handwerkliche Techniken beschränkte, sondern auf die interethnischen Beziehungen in dieser Zeit ausgeweitet wurde.

Ausgehend von einem ökonomischen Netzwerk, in das die einzelnen ethnischen und religiösen Gruppen unterschiedlich eingebunden waren, bieten Forschungen anhand von Objekten Ansatzpunkte für eine mögliche partielle Rekonstruktion dieser differenzierten Vielfalt.

Rastelbinder- und Schmiedearbeiten der burgenländischen Roma, „kroatische“ und „deutsche“ Stiefel – so benannt nach ihrer Machart und nicht nach den Herstellern oder TrägerInnen –, Körbe und Siebe durchziehender slowenischer Roma, Tonwaren, die Produkte und Ergebnisse einer dörflichen Spezialisierung sind, Objekte, die im Haushandwerk produziert oder von Handwerkern der Region erzeugt wurden, sind nicht nur Zeugnisse einer bestimmten materiellen Kultur, sondern geben Hinweise auf das Zusammenleben in dieser multikulturellen Region. Die Auseinandersetzung damit lässt daher auch Einblicke in gesellschaftliche Dynamiken zu und fordert dazu auf, sich mit ethnischen Konstrukten der Selbst- und Fremdzuschreibung, Fragen ethnischer Grenzziehung auseinanderzusetzen. Das Konzept „Ethnic Groups and Boundaries“ von Frederick Barth bietet sich hier nicht nur als heuristisches Werkzeug an. Es ist auch eine theoretische Grundlage dafür zu zeigen, wie sich Ethnizitätskonstrukte über die Zeit hinweg verändert haben, welche gemeinsamen Trends der ethnischen Selbstwahrnehmung bei den unterschiedlichen Volksgruppen nachvollziehbar sind, wie die Mehrheitsbevölkerung mit Volks- und Religionsgruppen vor und nach 1921 bzw. 1945 umgegangen ist. Die weitläufige

Auseinandersetzung mit der materiellen Kultur, über die Technologie hinaus, lässt es zu, sich nicht allein mit kulturellen Dynamiken auseinanderzusetzen, sondern auch dominante Diskurse und primordialistische Konstrukte in Frage zu stellen.

> „Aber auch die Schablonen »Kroate«, »Deutscher«, »Roma« oder »Ungar« trafen im Grunde den Kern der Sache nicht. Bei näherer Betrachtung entpuppen sich nämlich alle diese Zuschreibungen als ein Bündel von sozialen, politischen und kulturellen Merkmalen, deren Inhalte nur im jeweiligen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontext Bedeutung erlangen. Sie werden von den jeweiligen historischen Umständen geprägt und werden von den Betroffenen selbst auch so verstanden. Nicht jeder der die ungarische Sprache spricht – selbst wenn es seine Muttersprache ist – versteht sich deshalb schon als »Ungar«. Und »Ungar«, »Deutscher«, »Roma« oder »Kroate« zu sein bedeutete 1921 etwas ganz anderes als 1938 oder gar 1996. Angelpunkt der eigenen Identität war für die Bewohner der burgenländischen Dörfer ihre überaus starke lokale Identität.“ (Baumgartner 1996: 80)

Um einen detaillierten Einblick in diese Prozesse und die wirtschaftlichen Strukturen dieser Vielfalt zu erhalten, ist es notwendig, auf die Entstehung der ethnischen und religiösen Komposition dieser Region näher einzugehen. Welche Ideen standen hinter den ersten Migrationen, welche Absichten verfolgten die Grundherrschaften bei den Gemeindeentwicklungen? Welche gesellschaftlichen Veränderungsprozesse sind nach Auflösung der Grundherrschaften zu verzeichnen, wie manifestieren sich die Verschiebungen von Mehrheitsbevölkerung und Volksgruppen nach 1921?

DIE ENTSTEHUNG DER UNGARISCH-, DEUTSCH- UND KROATISCH-SPRACHIGEN GEMEINDEN

Das heutige südliche Burgenland (bis 1921 Westungarn) war zu Beginn des 16. Jahrhunderts sukzessive in den Besitz der Familie Batthyány gelangt. Franz I. Batthyány wurde vom Kaiser für diese Region mit der Abwehr der Osmanen betraut und zum Banus von Kroatien und Slawonien ernannt. Nachdem er 1522 einen Sieg über die Osmanen bei Jaice errungen hatte, wurden Franz I. und Christoph mit der Herrschaft und der Burg Güssing belehnt. In den nächsten Jahren erhielten die aus der Veszpém[1] stammenden Batthyány die westungarischen Herrschaften Bernstein, Schlaining, Rechnitz, Gerersdorf und Neuhaus (vgl. Ernst 1991: 141f.).

[1] Der erste Sitz der Batthyány lag in Örs, Komitat Veszpém, nördlich des Plattensees gelegen.

Das heutige Südburgenland war seit dem Mittelalter Grenzregion, wobei es sich nicht um eine lineare Grenze handelte, sondern um einen Grenzstreifen, der größtenteils öde lag. Zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert wurden Grenzwächter des ungarischen Königreiches angesiedelt (Ernst 1991: 30f.), die die Grenze zu beobachten und zu verteidigen hatten.

> „Für diese Dienste wurden sie in den Stand der Kleinadeligen erhoben. Sie waren von allen Abgaben und Steuern befreit (...) Die Bewohner bildeten gemeinsam die »communitas nobilis« und waren, obwohl nicht wesentlich begüterter als ihre untertänigen Nachbarn, dennoch Adelige von Stand. Ihre Privilegien wurden von späteren Königen immer wieder bestätigt, so etwa 1482, 1483 und 1503.“ (Baumgartner 1995: 90)

Aus einigen dieser Grenzwächtersiedlungen entwickelten sich Ortschaften. Siedlungen, die die Bezeichnungen „Wart“ oder „Schützen“ im Ortsnamen beinhalten, weisen auf diese alte Funktion hin. So sehen sich bis heute die ungarischsprachigen BewohnerInnen von Oberwart, Unterwart und Siget in der Wart als Nachfahren dieser Grenzwächter.

Eine wesentliche Rolle in der Besiedelungspolitik des ungarischen Grenzraumes spielten Herrschaftsgeschlechter, die eine Rodungs- und Siedlungstätigkeit einleiteten. Die Landstriche waren, meist von einer slawischen Bevölkerung, relativ dünn besiedelt (vgl. Zimmermann 1954:52f.). Ab dem 12. Jahrhundert gründeten bayrische KolonistInnen neue Siedlungen (vgl. Ernst 1991: 29f.).
Die Batthyány, die aus Innerungarn kamen, übernahmen Anfang des 16. Jahrhunderts diese Grenzherrschaften, die großteils von ungarisch- und deutschsprachigen BewohnerInnen besiedelt waren. Aufgrund der Agrarkrise des ausgehenden Mittelalters waren einige Ländereien bereits verödet (vgl. Hajszan 1995: 69). Gerade am Höhepunkt des Verödungsprozesses waren zusätzlich osmanischen Expansionen und Eroberungen zu verzeichnen. Initiiert durch die Grundherren kam es zu einer Auswanderungswelle der kroatischen Bevölkerung. Da die Batthyány auch Besitzungen in Kroatien hatten, kann man annehmen, dass ein Teil dieser Auswanderungen in das heutige Burgenland gelenkt wurde. Sie siedelten kroatische Bauern und Bäuerinnen in diese westungarischen Herrschaften um (vgl. Hajszan 1991: 9f.).

Die Um- und Ansiedelung der KroatInnen erfolgte in mehreren Phasen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es kam zu Neugründungen von Orten in gerodeten Kulturlandschaften wie auch in ungerodetem Waldland, zu Siedlungen, die sich um Meierhöfe entwickelten und zu Neugründungen an der Stelle von öden oder verwüsteten Ortschaften (vgl. Breu 1970: 49ff). Weiters wurden kroatische Bauern und Bäuerinnen öde liegenden Höfen in bestehen-

den deutschsprachigen Ortschaften angesiedelt[2]. Auch wurden Tochtersiedlungen zu bereits bestehenden Ortschaften gegründet – beispielweise in Deutsch- und Kroatisch-Tschantschendorf, Deutsch und Kroatisch Schützen etc.

Die Ansiedelungsstrategien waren hauptsächlich von ökonomischen Überlegungen bestimmt, seltener waren „strategische" Überlegungen, wie das Beispiel des Dorfes Stinatz zeigt, das im Grenzgebiet zur Steiermark auf der Hügelkette entlang des Grenzflusses Lafnitz neu angelegt wurde. Die umliegenden Ortschaften von Stinatz wie Burgauberg, Neudauberg und Wörterberg waren von deutschsprachigen BewohnerInnen besiedelt. Bauern und Bäuerinnen aus den steirischen Grenzorten Burgau, Neudau und Wörth legten auf der ungarischen Seite der Lafnitz an den Hügelketten Weingärten an, aus denen sich permanente Siedlungen entwickelten. Solche „Berglersiedlungen" sind in vielen Ortschaften zu finden und gehen teilweise auf temporäre Behausungen in den ehemaligen Weingärten zurück. Der Streit um die Zugehörigkeit dieser von ehemals steirischen Bauern und Bäuerinnen gegründeten ungarischen Ortschaften dauerte über Jahrhunderte. Da der Grenzverlauf von der Lafnitz bestimmt war, die im Zuge jährliche Überschwemmungen immer wieder ihr Flussbett änderte, wollten die steirischen Herrschaften den Hügelrücken als Grenze bestimmen. (vgl. Six 1995 62 f.)
Die steirischen und westungarischen Herrschaften sahen daher die Ortschaften als zu ihrem Gebiet zugehörig, Doppelbesteuerung war des öfteren der Fall. Die BewohnerInnen wurden von den katholischen Pfarren in der Steiermark betreut und sahen diese als einen ihrer Bezugspunkte an, oft ließen sich davon auch politische Loyalitäten ableiten. Inmitten dieser Siedlungen mit un(ge)hörigen Bauern und Bäuerinnen gründeten die Batthyány das Dorf Stinatz. Dies war sicherlich bestimmt durch das Interesse an Kontrolle und Stabilität, die von den loyalen kroatischen Zuwanderern und Zuwanderinnen erwartet werden konnte (vgl. Hajszan 1991: 28ff). Das Dorf Stinatz wurde in mehreren Besiedelungswellen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründet. Intensive Nachforschungen der Gemeindebürger

[2] Auf kroatische Kolonisten, die sich im 16. Jahrhundert auf der Batthyányschen Grundherrschaft Güssing im heutigen Südburgenland niedergelassen haben, gehen Neuansiedelungen, Zu- und Einsiedelungen in bereits bestehende Dörfer in insgesamt mehr als zwanzig Fällen (Vera Zimányi spricht von 16) zurück. Das vermittelt das Urbar der Güssinger Grundherrschaft aus dem Jahre 1576: Bocksdorf (deutsch) – Pukstrof (kroatisch) – Baxafalwa (Bezeichnung im Urbar); Eisenhüttl – Jerzerjani – Jezero; Gamischdorf – Orisje – Gamosdorf; Großmürbisch – V. Medves – Magh Medves; Güttenbach – Inkovac – Gyettenpach; Hasendorf im Bgld. – Zajcje Selo – Zaiczfalu; Heugraben – Zarnovica – Zyrowicza; Kleinmürbisch – M. Medves – Kys Medves; Kr. Tschantschendorf – Hr. Cenca – (-); Krottendorf bei Güssing – Zablje Selo – Horvatfaly; Neuberg im Bgld. – Nova Gora – Nowaghora; Punitz – Punice – Ponycz; Rauchwart im Bgld. – M.Borta – Eor aliter Borth, Rehgraben – Prascevo – Wehowyna; Rinersdorf – Zamar – Zamar, St. Michael im Bgld. – Sv. Mihaly – Zentmyhal, St. Nikolaus – Sv. Mikula – Zenth Myklos, Schallendorf – Saledrovo – Czalafalua, Stegersbach – Sanatlek – Zentheleky Horwatok; Steinfurt – Lipovac – Lypyse; Steingraben – Bojane – Warallya; Stinatz – Stinjaki – Zthynhyak; Sulz im Bgld. – Seskut – (-); Tudersdorf – Tudorica – (-).

haben ergeben, dass die DorfgründerInnen von Stinatz, kroatisch Stinjaki, aus einer Gegend um die Burg Steničnjak stammten, südöstlich des heutigen Karlovatz (vgl. Kruhek 1990: 17).

Die eingewanderten KroatInnen waren vor allem Bauern und Bäuerinnen, aber auch Handwerker, Priester und Kleinadelige waren unter ihnen. Sie genossen in der Herrschaft Güssing eine zwölfjährige, in der Herrschaft Rechnitz eine sechsjährige Abgabenbefreiung (vgl. Hajszan 1995). Auch war der Großteil der kroatischen Einwanderer und Einwanderinnen – geschätzt wird, dass rund 30.000 im 16. Jahrhundert angesiedelt wurden – von der Robot befreit.

Über einen besonderen Status verfügten die kroatischen WalachInnen oder Vlahi, die im Bezirk Oberwart in einem geschlossenen 13 Orte umfassenden Gebiet angesiedelt wurden. Die Herrschaften zogen sie zu militärischen Pflichten heran, sie mussten im Gegenzug nur geringe Abgaben leisten. Diese WalachInnen betrieben intensive Weidewirtschaft und einen Vieh- und Wollhandel mit den angrenzenden Ländern (vgl. Baumgartner 1995: 56). In den Steuerverzeichnissen des 16. Jahrhunderts ist auch der deutlich höhere Viehbestand mancher kroatischer Dörfer im Vergleich zu deutschsprachigen Orten bemerkenswert. Man könnte daher annehmen – genauere Forschungen sind ausständig –, dass die Ankurbelung der Viehwirtschaft in den Herrschaften für die Umsiedelung der kroatischen Bauern und Bäuerinnen mit ausschlaggebend war, da die kroatischen Bauern und Bäuerinnen in der Viehzucht spezialisierter gewesen sein mochten (vgl. Zimanyi 1962).

Die Großherrschaft Güssing wurde in mehrere Verwaltungsdistrikte eingeteilt, so in den „Distrikt Strem“, den „deutschen Distrikt“, den „kroatischen Distrikt“ und die „Warth“[3]. Kroatische Siedlungen gab es aber nicht nur im kroatischen Distrikt, sondern auch im „deutschen Distrikt“ und im „Distrikt Strem“. Wesentliche Unterschiede in der Besteuerung sind nicht feststellbar, mit Ausnahme der „Warth“, wo die Nachfahren der Grenzwächter

[3] „Zum Deutschen Gebiet gehörten die Orte Ollersdorf, Olbendorf, Deutsch- und *Kroatisch Stegersbach*, Bocksdorf, Limbach, Rauchwart, *Schallendorf, Gamischdorf, St. Michael, Güttenbach, Deutsch Tschantschendorf, Tobaj, Hasendorf,* Güssing, Glasing, Inzenhof, *Krottendorf*, Gerersdorf, Kukmirn, Neusiedl bei Güssing, Rohr, Rohrbrunn, Deutsch Kaltenbrunn, Rudersdorf, Dobersdorf, Zahling, Eltendorf, Königsdorf, *Poppendorf*, Neustift bei Güssing, Heiligenkreuz im Lafnitztal, Raabfidisch und Radling; zum Distrikt Strem die Orte Strem, Sumetendorf, Moschendorf, Heiligenbrunn, Deutsch- und *Kroatisch Reinersdorf* und Deutsch-Bieling; zum „Kroatischen Gebiet“ die Orte *Stinatz, Neuberg, Heugraben, Eisenhüttl, Rehgraben, Punitz, Steingraben, Großmürbisch und Steinfurt*. Die „Warth“ umfasste 18 Ortschaften an der Kerka und Zala ... Seit dem 17. Jahrundert entstanden durch Aussiedlungen zahlreiche neue Siedlungsrotten auf den Bergen, von denen einige selbständige Gemeinden wurden (Burgauberg, Neudauberg, Wörtherberg, Hackerberg usw.). Die kroatischen Orte *Kroatisch Tschantschendorf und Sulz* waren im Besitz von Kleinadeligen.“ (Tobler 1990: 72)

Die kursiv gestellten Orte werden von Tobler in dem betrachteten Zeitraum als ganz oder teilweise kroatisch betrachtet.

weiterhin ihre Rechte und Freiheiten als „nobiles“ genossen. Adelsbriefe für einzelne BewohnerInnen der Wart wurden ab dem Ende des 16. Jahrhunderts ausgestellt, in den nachfolgenden Jahrhunderten wurden ihre Freiheiten immer wieder bestätigt[4]. Um 1733 erfolgt die Überprüfung des Adels und die Eintragung in das Verzeichnis der Adeligen des Komitates Eisenburg, wobei aufgrund der vorgelegten und bestätigten Adelsbriefe die BewohnerInnen von Unterwart / Alsó Eör nicht nur als „nemes“ verzeichnet werden, sondern auch Anspruch auf das Recht der Führung der adeligen Bezeichnung „de Alsó Eör“ haben. Einige Jahre später wird Unterwart auch als „adelige Siedlung“ bezeichnet.
Die Situation in diesen Dörfern, das Miteinander der Bevölkerung, das Heiratsverhalten, die Erbschaftsstruktur etc. waren in den folgenden Jahrhunderten von dem Kleinadeligenstatus „nemes“ und dem Status „agiles“ (halbadelig, entstanden durch Zwischenheiraten zwischen Adeligen und Nichtadeligen) geprägt.
Die OrtsbewohnerInnen der „Wart“ waren im wesentlichen ungarischsprachig. Ungarisch war nach 1921 weiterhin Kirchensprache und Schulsprache[5]. Die Verwendung der ungarischen Sprache war somit integratives Element für die lokale Identität, wie auch das Bewusstsein, „Kleinadelige“ zu sein, welches auch nach 1848 ein Merkmal der Selbstdefinition blieb.

GLAUBENSBEKENNTNISSE

Als Balthasar III. Batthyány 1566 die Herrschaften übertragen bekam, war somit eine wesentliche Grundstruktur der Bevölkerung der Herrschaft festgelegt. Ungarische Orte wie Oberwart, Unterwart, Siget in der Wart waren großteils unabhängige Siedlungen, bedingt durch den Adelsstatus ihrer BewohnerInnen. Deutsche und kroatische Orte waren über die Herrschaften verteilt.
Balthasar III. Batthyány baute die Burg Güssing zu einem bedeutenden kulturellen Zentrum in Westungarn aus. Seine humanistische Bildung, die er in Wien, Paris und Italien erworben hatte, und sein Interesse für andere Kulturen waren prägend für die Einstellung der Batthyány in den nächsten Generationen. Am Hof in Güssing waren bedeutende Wissenschafter zu Gast wie Carolus Clusius, der Begründer der modernen Botanik. Zum Bekanntenkreis um Clusius und Batthyány waren auch die Gelehrten Paulus Fabricius

[4] 1611 erfolgte eine neuerliche Bestätigung der Rechte und Freiheiten des Landadels der Oberen Wart durch König Matthias II. an 65 namentlich angeführte adelige Familien. Das ihnen gehörige Land bzw. der zu bearbeitende Boden war jedoch nicht wesentlich größer als jenes der untertänigen benachbarten Gemeinden (vgl. Szebeényi 1988:39).

[5] Bedingt durch das konfessionelle Schulwesen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, war die Unterrichtssprache in diesen Volksschulen auch Ungarisch.

(Mathematiker, Mediziner, Astronom), Johann Krafft (Mediziner), Johann Aicholtzius (Anatom und Botaniker) und Nicolaus Isthuanffius zu zählen (vgl. Heiß 1996: 15ff). Aus einer Korrespondenz von Carolus Clusius geht hervor, dass am Güssinger Hof immer mehrere Sprachen gesprochen wurden und dass Balthasar Batthyány großes Interesse an anderen Religionen hatte[6]. Er hatte eine eigene Musikkapelle, die sich aus türkischen Kriegsgefangenen und „Pharaones" (eine Bezeichnung für Roma in jener Zeit) zusammensetzte (vgl. Heiß, 1996: 8).

Balthasar Batthyány trat 1569 zum Protestantismus über; einige Jahre später holte er mit Stephan Beyte einen calvinischen Protestanten nach Güssing, der auch eine protestantische Schule gründete. Um 1580 wurden mehrere calvinische Pfarrer in die Herrschaft gerufen. Güssing wurde zu einem Zentrum des Protestantismus, sowohl der LutheranerInnen wie der CalvinerInnen. Durch die am Hof beschäftigten Buchdrucker wurde die Verbreitung der Reformation gefördert. Über 70 Jahre waren die Güssinger Pfarren protestantisch. Der Sohn Balthasars, Franz II. war entschiedener Protestant (Calviner), seine Frau Eva, geborene Poppel-Lobkowitz war Lutheranerin (vgl. Kallendorf 1996: 64). Erst in der nachfolgenden Generation setzte in Güssing die Gegenreformation ein. Eva Poppel-Lobkowitz zog sich in die südlich angrenzende Herrschaft Neuhaus am Klausenbach zurück, wo sie ein Zentrum für verfolgte ProtestantInnen aus der Steiermark aufbaute. Ihr Sohn Adam I. Batthyány war ein eifriger Verfechter der Gegenreformation. Ab 1671 war es den ProtestantInnen nur noch im Geheimen möglich, ihren Glauben weiterzugeben und zu praktizieren. In jedem ungarischen Komitat gab es nur noch wenige Kirchen, die den Evangelischen (A.B. und H.B.) offenstanden, sogenannte Artikularkirchen. Über 30 evangelische Kirchen wurden geschlossen. Mehrere protestantische Gemeinden blieben weiterhin im Geheimen bestehen, zu Kirchengründungen kam es erst wieder durch das Toleranzpatent von 1781 (vgl. Ernst 1991: 170 ff).

Bezüglich der Religionszugehörigkeit in dieser multiethnischen Region lassen sich ab dem 18. Jahrhundert nur einige wenige generelle Entwicklungen ablesen. In den kroatischen Gemeinden waren während der Reformation vereinzelt kroatisch-protestantische Prediger tätig, nach der Rekatholisierung hatte die kroatische Bevölkerung fast ausschließlich katholisches Glaubensbekenntnis. In den ungarischen Gemeinden findet man heute noch alle drei Bekenntnisse. In Oberwart/Felsóór ist die einzige evangelische Kirche (H.B.) Ost-

[6] Dieses Interesse wird auch durch seine Bibliothek bestätigt, die zum Großteil heute im Franziskanerkloster in Güssing aufbewahrt wird. Lehrbücher für verschiedenen Sprachen (u.a. Hebräisch), das Alte Testament uvm. fanden sich in der damals bedeutendsten Bibliothek des westungarischen Raumes.

österreichs (neben Wien) beheimatet, neben einer protestantischen (A.B.) und einer katholischen Kirche. Die BewohnerInnen der ungarischen Ortschaft Unterwart / Alsóör sind KatholikInnen, die BewohnerInnen von Siget i.d. Wart / Örisziget sind LutheranerInnen.
In manchen deutschsprachigen Gemeinden gab und gibt es evangelische (A.B.) und katholische Gemeindemitglieder und oft auch zwei Kirchen (Deutsch Kaltenbrunn, Neuhaus a. Klausenbach, Kukmirn, Schlaining)

Innerhalb dieser Übersicht über die verschiedenen Religionsgemeinschaften soll auf eine Gruppe hingewiesen werden, die zwar nur für kurze Zeit in den batthyányschen Herrschaften nachweisbar ist, die aber eine der ersten Gruppen darstellte, die offensichtlich ihrer ökonomischen Spezialisierungen wegen in Güssing Aufnahme fand. Die Wiedertäufer oder Täufer (Selbstbezeichnung) traten im 16. Jahrhundert im Zuge der reformatorischen Bewegungen erstmals auf und vertraten anfangs die Ansichten von Ulrich Zwingli, von denen sie sich nur durch die Verwerfung der Kindertaufe unterschieden[7].
Einen wesentlichen Teil ihres Gemeindelebens machten die gemeinwirtschaftlichen Nutzungen aus, die als „Bruderhöfe“ bzw. „Haushaben“ bezeichnet wurden (von letzterem ist die Bezeichnung Habaner abgeleitet). Sie waren bei den einzelnen Herrschaften als ausgezeichnete Handwerker (Mühlenbau, Messerschmiede und Zimmermannshandwerk, Hafner) bekannt. Im 17. Jahrhundert wurden Täufergruppen, die aus Mähren über die Steiermark in den westungarischen Raum kamen, von den Herrschaften aufgenommen und erhielten die Erlaubnis, Bruderhöfe zu gründen (vgl. Prickler 1984). Schon 1603 soll sich eine Gruppe von WiedertäuferInnen vorübergehend in den batthyányschen Besitzungen aufgehalten haben. Um 1620 siedelten vermehrt Gruppen in Güssing und Schlaining, wo sie als Ärzte, Kastner und Gärtner tätig waren. Sie betrieben bei Güssing auch einen Bruderhof, wo ein eigener Lehrer, Schuster und Schneider, der die spezifische hutterische Bekleidung herstellte, tätig war. Von den Herrschaften des ungarischen Raumes waren sie u.a. wegen ihrer speziellen Keramik (Habanerkeramik) geschätzt.[8] Nach 1662 verlieren sich ihre Spuren auf den batthyányschen Besitzungen.

[7] Sie waren in der Reformationszeit die ersten VorkämpferInnen der Trennung von Kirche und Staat und Verteidiger der persönlichen Religionsfreiheit. In den Alpenländern breitete sich die Bewegung unter der Führung des Südtirolers Jakob Hutter aus (daher auch die Benennung Hutterer oder Hutterische Brüder). Die Bewegung wurde blutig verfolgt, weshalb sie v.a. in Mähren Zuflucht suchte. Dort konnte sie ihre Glaubensvorstellungen entfalten (Goertz 1980: 121ff.).

[8] Eine große Sammlung von Habanerkeramik befindet sich im Ethnographischen Museum in Kittsee.

DIE JÜDISCHEN GEMEINDEN

Adam II. (1662 – 1703) betrieb wie sein Großvater Adam I. die Rekatholisierung des Gebietes weiter. Zeitgleich ist aber die Entwicklung der jüdischen Gemeinden auf den batthyányschen Besitzungen zu verzeichnen. Auf dem Gebiet des heutigen mittleren und südlichen Burgenlandes gab es drei große jüdische Gemeinden: Schlaining, Rechnitz und Güssing.

Reguläre Gemeindegründungen sind gegen Ende des 17. Jahrhunderts belegt, als die Batthyány „Schutzjuden" in ihren Herrschaften aufnahmen. Der älteste erhaltene Schutzbrief stammt vom 10. Juli 1687, erstellt von Graf Adam Batthyány II. für die Rechnitzer Judengemeinde, in welchem er sich auf den Vergleich der Juden und Jüdinnen mit seinem Vater Christoph vom Jahre 1673 beruft.[9]

Wirtschaftliche Beziehungen, neue Märkte und Absatzmöglichkeiten waren für die Grundherren ausschlaggebend, um Juden und Jüdinnen, die diese Kenntnisse hatten, auf ihre Besitzungen zu holen (vgl. Tschögl 1991: 115ff). Es wird vermutet, dass neben den jüdischen Familien, die 1670 aufgrund der Judenvertreibungen aus den österreichischen Gebieten nach Westungarn geflohen sind, auch sephardische Juden und Jüdinnen in den südburgenländischen Ländereien siedelten. Die besonderen wirtschaftlichen Beziehungen, vor allem im Rinderhandel mit Venedig (einem Zentrum der spanisch-jüdischen / sephardischen Emigration) und spanisch-jüdische Familiennamen geben Grund zu dieser Annahme (vgl. Latzer 1992).

Christoph Batthyány (1637 – 1687) ließ ab 1684 eine Judensteuer, eine Art persönliche Schutzsteuer einheben. Zwei Jahre später drohte er den Bürgern von Ödenburg, sie von seinen Besitzungen zu verweisen, falls sie den jüdischen Handelsleuten aus Güssing den Eintritt in die Stadt verwehrten.

Güssing war vorerst eine Tochtergemeinde der Rechnitzer jüdischen Gemeinde und wurde wahrscheinlich ab dem Jahre 1728 von dieser unabhängig. Ab der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten die Rechnitzer Juden und Jüdinnen einen eigenen Tempel und das Recht, eine Fleischbank zu führen sowie eine Schule zu unterhalten. Nach Konskriptionen

[9] (vgl. Landesarchiv Eisenstadt: Jüdisches Zentralarchiv, Rechnitz /I-1, fol.17. Abgehandelt in Monumenta Hungariae Judaica 1903).

von 1750 kann man relativ genau die Bedeutung der jüdischen Bevölkerung für die Stadt Güssing rekonstruieren.[10]
Diese jüdischen Gemeinden hatten keine ausgeprägten Beziehungen zu den „schiwa kehilot", den „Siebengemeinden" der Esterhazyschen Besitzungen des heutigen nördlichen Burgenlandes. Die drei großen südlichen Gemeinden waren in engerem Kontakt mit den jüdischen Gemeinden der batthyányschen Besitzungen in Sopron und Szombathely.

Hugo Gold misst der jüdischen Gemeinde in Rechnitz eine große Bedeutung zu und meint, dass sie mit ihren Ausstrahlungen in mehrere Komitate das bedeutendste jüdische Zentrum im Gebiete jenseits der Donau war. Das zeigt auch das Beispiel von Buchmalereien, eine der wertvollsten jüdischen Buchmalereien aus dem österreichisch-ungarischen Raum i.e. ein Mohelbuch (Beschneidungsbuch) stammt aus Rechnitz. Dieser Ort war auch eine Stätte der jüdischen Lehre und Studien, das lässt sich aus einer Sammlung von Handschriften erkennen, die im Jahre 1849 von der Nationalbibliothek in Wien angekauft wurde.[11]
Im Vergleich zur Rechnitzer Gemeinde waren die Güssinger Juden in ihrer Mehrzahl wohl kleine Händler und Handwerker. Weiters hatten sie auch die Mautstellen von Ollersdorf, Olbendorf und Rauchwart in Pacht. Um 1765 erhielten sie von der Herrschaft gegen eine jährliche Gebühr das Recht zum Weinausschank und zum Viehhandel und die Erlaubnis zur Erzeugung von Pottasche, Pech und Wagenschmiere bzw. wurden die herrschaftseigenen Pottaschebrennereien und Kohlepechöfen an Juden verpachtet. Weiters betrieben sie Handel mit der herrschaftlichen Schafwolle und Holz[12]

Die Herrschaft holte die jüdische Bevölkerung v.a. wegen ihrer Handelsbeziehungen in ihre Ländereien und wies ihnen weitere bestimmte Bereiche der Ökonomie zu. Sie vermittelten

---

[10] Hugo Gold (1970: 81) zeichnet aufgrund einer Konskription um das Jahr 1750 die Situation in Güssing und die Bedeutung der jüdischen BewohnerInnen für die Stadt nach: „Der Marktplatz ist umsäumt vom Stadtmeierhof, vom Spitalhaus, der Fleischbank des Hofstetter Michael, von drei Wohnungen und Kaufläden, in denen die Juden Micherl, Samuel und Mayerl Handel treiben. Daneben steht das Stadtgasthaus, von Prüner Andreas gepachtet. Unweit davon stehen die Häuser der verwitweten Rittmeisterin Leitlerin, des Hofschmiedes Georg Kollmann, der Wolffin Theresia, Tochter des Hofzimmermannes, Teutsch Christian, und des Tuchmachers Johann Haselbacher. Die heutige Graf draskovischsche Kanzlei diente 1750 den Juden gegen einen jährlichen Zins von 20 Gulden als Synagoge. Gleich daneben war die Einfahrt, neben dieser eine Küche, Zimmer und Handkammer für den Juden Fischer, die Wohnung des Rabbiners (Zimmer, Küche, Kammer). Unterhalb befand sich ein Käsekeller, unterhalb die Wohnung des Juden Baruch Moyses mit einem Vorhaus, von wo eine Schneckenstiege in den oberen Schüttboden führte; nebenan die Wohnung des jüdischen Kürschners Klein, darunter ein gewölbter Keller, wo die Juden Tunk [Badehaus für rituelle Waschungen] gehalten haben, ferner eine Wohnung für Glaser Josef, dann die des Juden Schmied Lewe, darüber ein Schüttboden und am Ende dieses Gebäudes des Schachter Marx."

[11] Über zwanzig hebräische Handschriften – von grammatikalischen Abhandlungen, kabbalistische Erörterungen, Erläuterungen zu religiösen Texten und Feiertagen über Sammlungen von Bußgebeten bis zu kalendarischen Abhandlungen –, deren älteste aus dem 15. Jahrhundert stammt und deren Herkunftsorte von Spanien, Italien bis nach Nordafrika reichen, lassen von den weitläufigen Studien in der Gemeinde Rechnitz ahnen.

[12] „Correspondenzprotokoll" der Herrschaft Güssing (1794 – 1797) zit. in Latzer 1992

und betrieben den Großhandel mit Erzeugnissen der Herrschaft wie Vieh, Getreide, Honig, Wachs und Wein (Latzer: 1992, S. 8 f.).

Ein Gebäude, im Volksmund „Neugebäude“ genannt, wurde der jüdischen Gemeinde zur Nutzung als Wohngebäude übergeben. 1820 wohnten über zwanzig Familien darin, die Bezeichnung Judenhaus ist bis heute gebräuchlich. Zur Zeit des Fürsten Philipp Batthyány (1781 – 1870) erlebte die jüdische Gemeinde in Güssing ihre größte Blüte.
Die alte Synagoge im Stadtmeierhof entsprach nicht mehr den Bedürfnissen der Gemeinde, sodass der Fürst in den Jahren 1837/38 eine Synagoge, den „neuen Judentempel“ errichten ließ. Der Tempel, der auch einen Frauenchor und Nebenräume aufwies, bestand bis 1953. An seiner Stelle wurde das neue Rathaus errichtet.
Aus den Konskriptionen der Juden / Conscriptiones Judeorum in den Gemeinden der batthyányschen Herrschaft geht hervor, dass im Jahre 1813 in Güssing 439 Personen eingetragen waren. Zwischen 1839 und 1848 zählte die jüdische Gemeinde Güssing 634 Mitglieder[13]. Mit der Aufhebung des Siedlungsverbotes für Juden im Jahre 1840 siedelten viele von ihnen in die umliegenden Dörfer in der Herrschaft Güssing, wo sie vor allem als Kaufleute tätig waren.
1857 wurde die Errichtung einer Mikwe beschlossen. 1855 erwarb die jüdische Kultusgemeinde ein Schulhaus, welches bis 1910 geführt wurde. Meistens unterrichteten zwei Lehrer neben den vorgeschriebenen Unterrichtsfächern auch Hebräisch und mosaische Religion. Einer Zeitzeugin zu folge besuchten auch Kinder mit anderen Religionsbekenntnissen diese Schule (vgl. Latzer 1992).

DIE ROMA

Fast zeitgleich mit dem Ausstellen erster Schutzbriefe für Juden, was zweifelsohne mit wirtschaftlichen Überlegungen der Herrschaft verbunden war, wurde auch der erste Schutzbrief für Roma im südlichen Burgenland ausgestellt.[14]

Ab dem Beginn des 15. Jahrhunderts flüchteten Roma aufgrund von Versklavung in Altrumänien und politisch instabilen Zuständen in Ost- und Südosteuropa nach Mitteleuropa.

---

[13] Speziell in diesen Konskriptionen sind die Familien und die Beschäftigung näher angeführt. Die meisten Familien waren schon längst in Güssing ansässig, einige heirateten aus den umliegenen jüdischen Gemeinden ein. Manche zogen aus der Slowakei und Tschechien zu. Die meisten von ihnen waren Geschäftsleute, es waren aber auch Ärzte, Buchbinder und Handwerker in Güssing ansässig. Musiker und ein Schriftsteller, Ernst Wechsler gingen aus dieser Gemeinde hervor.

[14] Aufbewahrt in der evangelischen Kirche H.B. in Oberwart.

Größere Gruppen kamen zu Beginn des 15. Jahrhunderts auch in den westungarischen Grenzraum (vgl. Mayerhofer 1993:12). Die Situation der Roma war in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Aufenthaltes im westungarisch / burgenländischen Raum gekennzeichnet von zeitweiser Duldung und Vertreibungen.
Aufgrund der oftmaligen kriegerischen Auseinandersetzungen im westungarischen Grenzraum wurden Roma temporär geduldet, wenn sie sich in den Kriegsdienst stellten. Roma, die militärische Aufgaben übernahmen, sind von mehreren mitteleuropäischen Ländern bezeugt (vgl. Fricke 1991).
Sie wurden als Schmiede in der Waffenproduktion gebraucht und stellten auch Soldaten für den jeweiligen Adeligen (vgl. Benkö 1979: 38f). Die Batthyány erkannten, dass die Roma durch ihre Kenntnisse im Schmiedehandwerk für die Herrschaft ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor waren, und erlaubten ihnen, sich auf ihren Besitzungen im südlichen Burgenland frei zu bewegen und ihr Handwerk auszuüben.
Während die Roma in Niederösterreich und in der Steiermark immer wieder vertrieben wurden, waren sie in einzelnen ungarischen Herrschaften geduldet. Im Gegensatz zum Adelsgeschlecht der Esterházy, die 1671 die Ansiedlung von Roma auf ihren Herrschaften verboten, konnten sich Romagruppen im Gebiet der Batthyány geschützter bewegen (vgl. Baumgartner 1995: 115f. und Mayerhofer 1987: 19).

„1674 erteilte Christoph Batthyány dem Woiwoden Martin Sárközi und seinen Leuten das Recht zur Ansiedlung auf den Besitzungen im südlichen Burgenland“ (Baumgartner 1995: 115).
Als Ende des 17. Jahrhunderts die Habsburger ihre Macht in Ungarn wieder ausdehnen konnten, waren Roma weitestgehend rechtlos geworden. Im Herrschaftsbereich von Kaiser Leopold I. galt immer noch ein Beschluss aus dem Jahr 1498, wonach „derjenige, der »Zigeuner« schädige, keine Sünde begehe“ (Mayerhofer 1987: 21).

Da inzwischen keine unmittelbare Kriegsgefahr mehr gegeben war und die Roma als Waffenschmiede und Soldaten nicht mehr gebraucht wurden, waren auch adelige Grundherrn den Roma nicht mehr wohl gesonnen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kam es zu schlimmsten Verfolgungen und Vertreibungen von Roma aus dem westungarischen / heute burgenländischen Raum. „1720 bestimmte eine kaiserliche Verordnung Karls VI., dass die »Zigeuner und jegliches liederliche Gesindel in Österreich«“ (Mayerhofer 1987: 29) ermordet oder vertrieben werden sollten. 1725 erließ Kaiser Karl VI. eine Verordnung, die besagte, dass die Roma gefangen genommen werden sollten; diejenigen, die Straftaten begangen hätten, seien hinzurichten, die anderen mit einem Brandzeichen am Rücken zu kenn-

zeichnen und mit der Drohung der Enthauptung bei der Rückkehr abzuschieben. Dies wurde v.a. in den österreichischen Gebieten vollzogen. Anfang des 18. Jahrhunderts wurden sogenannte „Verbotstafeln“ an den Grenzen der Landgerichte aufgestellt. Sie sollten die Roma davon abhalten, das Gebiet zu betreten. Darauf wurden körperliche Strafen abgebildet, die den Roma bei Übertretung widerfahren würden, so beispielsweise an den steiermärkischen Grenzen[15].
Deshalb flüchteten viele Roma nach Ungarn, weil sie glaubten, dass die adeligen Grundherrn ihnen Schutz bieten würden. Bald verfolgte man die Roma auch in Ungarn. 1748 wurde in der Herrschaft Esterházy (Nordburgenland) angeordnet:

> „In den fürstlichen Ortschaften sollen weder ungarische, noch deutsche Zigeuner geduldet werden. Bei Zuwiderhandeln soll der Ortsrichter zur Verantwortung gezogen werden und selbst eine Strafe von 12 Gulden erlegen, wenn er Zigeuner nur eine Stunde lang in der Nähe des Dorfes oder Marktes dulde.“ (ebd.: 29).

Die Bevölkerung des westungarischen / heute burgenländischen Raums beteiligte sich an der Vertreibung der Roma. Diese ungemein grausamen Verfolgungen wurden als „Zigeunerjagen“ bezeichnet (vgl. Baumgartner 1995: 116).

Maria Theresias Regierungszeit war gekennzeichnet durch zahlreiche Reformen. Sie führte ein einheitliches Abgabensystem für die Bauern und Bäuerinnen ein, ließ das Land erstmals vermessen und reformierte das Beamten-, Schul- und Fürsorgewesen. Maria Theresias Politik gegenüber Roma unterscheidet sich grundlegend von jener der Herrscher vor ihr. Nicht Vertreibung und Verfolgung, sondern rigide Kontrollen und grausame Maßnahmen zur Veränderung der Lebensweisen, d.h. zur Anpassung an das bäuerliche Umfeld, bestimmten ihre Politik gegenüber den Roma. Dazu erließ sie vier grundlegende Regulationen (vgl. Baumgartner 1991: 141), die das Leben der Roma entscheidend veränderten. Es wurde ihnen verboten, Pferde und Kutschen zu besitzen, sie wurden gezwungen, sich anzusiedeln. Damit beraubte man sie ihrer Lebens- und Einkommensgrundlagen (Pferdezucht, Wanderhandwerk, Handel). Sie erhielten – wie auch andere Bauern und Bäuerinnen – von den Grundbesitzern Baugrund und Baumaterialien, wofür sie Abgaben leisten mussten. Der Baugrund, der den Roma zur Verfügung gestellt wurde, lag meist am Ende oder außerhalb der Dörfer. Sie mussten die Häuser „in linea“ oder „in seria“ bauen, also streng nebeneinander (vgl. Samer 1997: 14f. und Mayerhofer 1987: 167ff). Somit wurden Ghettos

[15] Verbotstafeln, die an den steirischen Grenzen aufgestellt waren, sind im Joanneum in Graz, Abteilung für Volkskunde aufbewahrt.

bereits in jener Zeit geschaffen – und damit eine Eingliederung in die Gesellschaft unmöglich gemacht.

Auffallend ist, dass es in den kroatischsprachigen Orten des Burgenlandes kaum Romasiedlungen, sondern nur vereinzelte BewohnerInnen gab. Romasiedlungen sind hauptsächlich in ungarischsprachigen (Oberwart, Unterwart) und deutschsprachigen Siedlungen entstanden.

Wenn von der Gemeinde der Platz für andere Zwecke benötigt wurde, wurden die Roma zwangsweise umgesiedelt. Das war deshalb möglich, weil das Siedlungsgebiet immer im Eigentum der Gemeinde oder der Grundherrschaft blieb. Mangels Quellen ist die Geschichte der Romasiedlungen nur in einzelnen Orten[16] und auch da nur zum Teil nachvollziehbar.[17]

Maria Theresia verbot gruppenendogame Heiraten unter den Roma, Romakinder wurden bei Bauern aufgezogen. Roma in den ungarischen Komitaten wurden erstmals statistisch erfasst. Aus diesen sogenannten „Conscriptiones Zingarorum“ geht hervor, dass die Roma damals überwiegend als Schmiede und Tagelöhner wie auch als Musiker und Pferdehändler tätig waren. Joseph II. setzte die Politik seiner Mutter fort. 1783 gab er Richtlinien für Behandlung der Roma heraus, „de Domicilatione et Regulatione Zingarorum“, die u.a. besagten, dass diese nicht in Wäldern siedeln durften, sondern nur an Orten, wo sie besonders kontrolliert werden konnten. Das Wandern wurde verboten. Die Dörfer durften sie nur an Jahrmärkten und bei besonderer Notwendigkeit verlassen. Pferde durften nur als Arbeitstiere gehalten werden. Der Pferdehandel war verboten (vgl. Mayerhofer 1987: 27ff).

Nach dem Tod Josephs II. wurden diese rigiden Kontrollen eingestellt. Aufgrund außenpolitischer Schwierigkeiten beschäftigte man sich nicht mehr so eindringlich mit den „Minderheiten“ des eigenen Landes. Die negative Grundeinstellung blieb allerdings erhalten.

NACH DER AUFLÖSUNG DER GRUNDHERRSCHAFTEN

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war bestimmt durch wirtschaftliche Umbrüche und enormen gesellschaftlichen und kulturellen Wandel.

> „Das kaiserliche Patent vom 29. November 1852 regelte das Eigentumsrecht des sogenannten »liegenden Besitzes«, wobei alle aus dem bisherigen feudalen Verhältnis entspringenden Besitz- und Erbrechte aufgehoben wurden. [...] Auf der anderen Seite blieb der im westungarisch-burgenländischen Raum dominierende Großgrundbesitz der Magnatenfamilien

[16] So z. B. von Oberwart – „Czigánynegyed“, Unterwart – „Cigányoavas“, Stegersbach – „Zigeunergraben“.

[17] Wie schwierig es ist, die Geschichte der Roma im Burgenland nachzuvollziehen, zeigt Mühl 1999.

> bestehen, ja er erfuhr sogar noch eine qualitative Verbesserung durch die gleichzeitig durchgeführten Kommassierungen bzw. Verbesserungsmaßnahmen, die meist mit jenem Geld großzügig durchgeführt werden konnten, das die ehemaligen Grundherrn durch Ablösezahlungen erhalten hatten." (Schlag 1981: 281).

In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts lösten das Fallen der Lebensmittelpreise und in der Folge das Sinken des landwirtschaftlichen Einkommens eine Agrarkrise aus. Der Ruin vieler Bauernwirtschaften und Landflucht waren die Folge. Es gab nur wenige Beschäftigungsmöglichkeiten in anderen Wirtschaftssektoren und so waren die Amerikawanderung wie auch temporäre Migrationen und saisonale Beschäftigungsmöglichkeiten in den niederösterreichischen und steirischen Industriegebieten bzw. im Wiener Kernraum die wenigen Alternativen für die Bevölkerung. Durch diese Pendelwanderungen entstanden schon sehr früh viele Nebenerwerbslandwirtschaften.

> „Tausende von burgenländischen Familien konnten nur so leben, dass ein oder mehrere Familienmitglied/er als Arbeiter in Industrie und Gewerbe Geld verdienten, während meist die Frauen, Kinder und Alten auf ihren wenigen, kleinen Feldern mit einigen Haustieren eine gewisse Nahrungsmittelbasis schufen." (ebd.: 281)

Nach dem ersten Weltkrieg wurde in Ungarn versucht, eine Bodenreform durchzusetzen, die allerdings für den westungarischen Raum keine nennenswerten Ergebnisse brachte.

DIE UNGARISCHSPRACHIGE BEVÖLKERUNG

Generell kann festgestellt werden, dass es in der Besitzstruktur weder zur Zeit der Grundherrschaften noch nach deren Auflösung nennenswerte Unterschiede zwischen den kroatischsprachigen und deutschsprachigen Ortschaften gab. Bezüglich Dorf- oder Siedlungsformen sowie in der Wohnkultur sind gemeinsame Entwicklungen feststellbar (vgl. Haberlandt 1935). Lediglich die Siedlungsformen in den ungarischsprachigen Orten weisen Unterschiede auf. Der Volkskundler Károly Gaál dokumentierte die *Sippensiedlungen* (Gaál 1977: 325 ff.) von Unter- und Oberwart, Siget in der Wart und Jabing. Mehrere Höfe sind in kleinen Gruppen angeordnet, die Häuser sind voneinander nur durch enge, zu Fuß passierbare Gässchen getrennt. Zwischen diesen Gehöftgruppen sind breite Gassen angelegt. Diese Siedlungsform wurde dadurch geprägt, dass die Privilegien des „Bauern-Adels" nicht Einzelnen, sondern der Gemeinschaft übertragen wurden. Als im 19. Jahrhundert dieser rechtlicher Status und diese Privilegien nicht mehr von Bedeutung waren bzw. in einigen Siedlungen bürgerliche Schichten zuzogen, wurde dieses Siedlungsmuster von der Form der Straßensiedlung abgelöst.

Die Besitzverhältnisse der ungarischen kleinadeligen Bauern und Bäuerinnen unterschieden sich nicht allzu sehr von jenen der deutsch- oder kroatischsprachigen Bauern und Bäuerinnen.

> „Durch die wirtschaftliche Entwicklung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kam es zu einer bedeutenden Veränderung der Sozialstruktur der ungarischen Sprachgruppe auf dem Gebiet des heutigen Burgenlandes. Die kleinadeligen Kleinbauern mussten immer stärker auf gewerblichen Nebenerwerb ausweichen, sodass sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Wein-, Holz- und Viehhändler sowie Gerber, Tuchmacher, Schuster und Töpferbetriebe in den Dörfern etablieren." (Baumgartner 1995: 91)

Aufgrund der Kapitalisierung der Landwirtschaft errichteten die Herrschaften auf ihren Gütern Meierhöfe, auf denen ungarische Lohnknechte arbeiteten. Diese kamen aus Innerungarn, wurden als „Béres" bezeichnet und bildeten mit ihren Familien eine eigene traditionelle Gemeinschaft[18]. Mit den kleinadeligen BewohnerInnen der ungarischsprachigen Siedlungen wie auch mit den ungarischsprachigen bürgerlichen Schichten hatten sie kaum engere Kontakte, da sie einer anderen sozialen Welt angehörten (vgl. Szeberényi, L. und A. 1988: 39).
Als dritte ungarischsprachige Bevölkerungsschicht sind die Verwaltungsbeamten zu erwähnen. Nach 1921 verließ ein großer Prozentsatz von ihnen das Burgenland und kehrte nach Ungarn zurück[19]. Innerhalb der gesellschaftlichen Stratifikation bildeten die ungarischen Verwaltungsbeamten einen Teil der oberen Gesellschaftsschicht. Eine höhere Ausbildung, die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft und damit bessere Zugänge zu wichtigen gesellschaftlichen Funktionen lassen sich feststellen.

NEBENERWERB UND HANDWERK

Kroatisch-, ungarisch- und deutschsprachige BewohnerInnen waren zum Großteil Bauern und Bäuerinnen. Während bezüglich Betriebsgrößen und Bewirtschaftung kaum Unterschiede zu erkennen sind, sind in der Suche nach Nebenerwerb bzw. neuen Erwerbsformen Unterschiede dokumentierbar. In den kroatischen Gemeinden entwickelten sich neben dem Weinbau und Weinhandel der Viehhandel und das Transportwesen zu

---

[18] Die Dienstverträge der Gutshofknechte wurden immer für die Dauer eines Jahres abgeschlossen. Der Arbeitgeber stellte neben dem Arbeitsgerät und Transportwerkzeug auch eine Wohnung zur Verfügung, weiters übernahm er auch die Schulkosten der Kinder. Die Gutshofknechte waren von den Grundbesitzern abhängig und waren im Vergleich mit anderen Lohnarbeitern schlecht bezahlt. Bis in die 50er Jahre wurden Gutshöfe in dieser Form betrieben, jedoch waren die „béres" durch die fortschreitende Mechanisierung gezwungen, sich andere Beschäftigungsmöglichkeiten zu suchen. Viele von ihnen wanderten in die Industriezentren des Wiener Beckens ab (vgl. Gaál 1985).

[19] In der Volkszählung von 1920 machten die Ungarn 8,4% der Gesamtbevölkerung des späteren Burgenlandes aus, 1923 bekannten sich nur mehr 5,3% zur ungarischen Volksgruppe (vgl. Szeberényi 2001: 250f.)

einem wesentlichen Nebenerwerbszweig (Grandits 1990: 149). Gefragt nach den Spezialisierungen berichteten Informanten aus deutschsprachigen Orten, dass der Viehhandel ein sehr risikoreiches Geschäft war und dass sich deutschsprachige Bauern dafür kaum interessierten. Ein ausschlaggebender Faktor wird allerdings in den Sprachkenntnissen gelegen sein, da sich der Viehhandel nicht nur weit über Ungarn, sondern auch bis nach Slowenien, Kroatien und Bosnien erstreckte. Teile der kroatischen Bevölkerung waren dreisprachig – neben der kroatischen Muttersprache waren bis 1921 Kenntnisse in der ungarischen (Verwaltungs)sprache und in der deutschen Sprache der Mehrheitsbevölkerung notwendig. In Stegersbach waren noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts im damals kroatischsprachigen Ortsteil mehrere Fuhrwerke ansässig. In Stinatz waren 1901 zwölf Viehhändler und vier Weinhändler vermerkt (vgl. Grandits 1990:149).

Innerhalb des Handwerks erfolgten bestimmte Spezialisierungen, die sich auf die Technik der Herstellung oder auf die Orte der Produktion bezogen; so war die Marktgemeinde Rechnitz ein Zentrum der Schuster, Jabing ein Zentrum der Töpferei. Diese dörflichen Spezialisierungen gingen zum Teil auf das Zunftwesen bzw. den Sitz der Zünfte in den Grundherrschaften zurück. Die Zünfte erhielten von den Herrschaften die Erlaubnis – mittels Zunftbriefen – ein bestimmtes Handwerk ausüben zu können. Zentren der Zünfte waren neben Schlaining und Rechnitz auch Güssing und Eberau. Die Erzvorkommen im südlichen Burgenland förderten die Entwicklung der metallverarbeitenden Handwerke. Daneben sind u.a. das Textil-, das Holz- und Lederhandwerk wie auch die Töpferei zu finden.
Sukzessive wurden die Privilegien und Rechte der Zünfte beschnitten, 1813 wurde die Handwerksordnung unter die Komitatsverwaltung gestellt. Die meisten Handwerksmeister waren unter den Webern, Schneidern, Schuhmachern und Czismenmachern zu finden.
Cziszmen sind Stiefel, die nach kroatischer Machart hergestellt wurden, d.h. Stiefel, die an der Sohle genagelt, im Gegensatz zu den „deutschen“ Stiefeln, die genäht waren. Die Machart sagte jedoch nichts über die ethnische Zugehörigkeit der Produzenten noch der TrägerInnen aus.
Die ungarische Historikerin Maria Kiss meint, dass zudem zu Beginn des 19. Jahrhunderts etliche Handwerker außerhalb der Zunft ihr Gewerbe betrieben (vgl. Kiss 1984: 222).
Während es vereinzelt jüdische Handwerker gab[20], die als Schneider und Buchbinder arbeiteten, war den Roma der Zugang zum offiziellen Handwerk gänzlich verschlossen. Die Roma waren Spezialisten im metallverarbeitenden Handwerk. Die Ausübung erfolgte durchwegs im informellen Bereich, d.h. es gab keine „offizielle“ Lehrzeit, keine Ausbildungs-

[20] Lt. Lehrbriefen, die im Güssinger Franziskanerkloster aufbewahrt sind.

zeugnisse und somit war auch die gesellschaftliche Anerkennung gering, obwohl sie wesentliche Beiträge für die bäuerliche Ökonomie leisteten. Charakteristisch war, dass sie in ihren Handwerken oft mit Altmetallen arbeiteten und so eine Recycling- und Reparaturwirtschaft betrieben.[21] Manche von ihnen hatten eigene Werkstätten, andere waren Wanderhandwerker (Störhandwerker), die von ihrem festen Wohnsitz aus regelmäßig auszogen, um den Bauern und Bäuerinnen ihre Dienste und Produkte vor Ort anzubieten (Mayerhofer 1987: 128ff). Zu letzteren zählten vor allem Rastelbinder und Scherenschleifer. Weitere Handwerksbereiche waren die Korbflechterei, die Bürstenmacherei und die Besenbinderei. Zumindest einmal jährlich zogen Roma aus Slowenien durch die Dörfer, die sich auf die Herstellung von Sieben für die Getreideernte spezialisiert hatten, und boten ihre fertigen Produkte an. Oft war dabei die ganze Familie beschäftigt. Neben dem informellen Handwerkssektor konnten Roma allein durch bestimmte Dienstleistungen (als Viehhirten, Gelegenheitsarbeiter, Hausierer) und im Unterhaltungssektor ihren Lebensunterhalt bestreiten. Der Zugang zu prestigeträchtigen Positionen oder zumindest solchen mit einem permanenten Einkommen war ihnen stets verwehrt.

NACH 1921

Nachdem das Burgenland Österreich angegliedert worden war, versuchte die Landesregierung des öfteren, eine Bodenreform einzuleiten, jedoch:

> „Der Großgrundbesitz blieb unangetastet, wenn auch laufend eine Verminderung seiner Fläche insofern erfolgte, als viele Eigentümer, durch die Steuerprogression schwer belastet, immer wieder Grundstücke veräußern und sogar ganze Meierhöfe auflassen mussten." (Schlag 1981: 290)

Aber nicht allein die ungünstigen Besitzverhältnisse waren für die landwirtschaftliche Misere verantwortlich, auch die Erträge lagen bei den meisten Produkten deutlich unter jenen der anderen Bundesländer. Bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde eine fast reine Subsistenzwirtschaft betrieben.

Temporäre Lohnarbeiten boten zwar die Möglichkeit, der Geldarmut zu begegnen, aber selten wurde das Kapital in die Landwirtschaft investiert. Die Subsistzenzlandwirtschaften, die von einzelnen Familienmitgliedern weiter betrieben wurden, waren eine Absicherung und ein Bestandteil für das Überleben der ganzen Familie.

---

[21] Siehe dazu in diesem Band die Ausführungen von Böhm und Strasser.

Aufgrund der mangelnden Industrialisierung der Region gab es kaum Arbeitsplätze. Nach 1921 waren die wenigen Möglichkeiten in den ungarischen Zentren (Szombathely, Körmend, Köszeg) nicht mehr gegeben.

Für viele BewohnerInnen, die bis dahin von den kleinen Landwirtschaften gelebt hatten, war die Auswanderung nach Amerika (v.a. in die USA und zu einem geringeren Teil nach Kanada und Südamerika) die verbleibende Alternative. Diese Migrationswellen dauerten bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts. Insgesamt sind über 60.000 Personen ausgewandert, ca. 10.000 davon remigrierten (vgl. Dujmovits 1975, 206). Wenn die 2. und 3. Generation der MigrantInnen eingerechnet wird, so kann man heute von einer größeren Anzahl von „BurgenländerInnen“ in Amerika ausgehen als im Heimatland. Ausgeprägte Beziehungen zur Herkunftsregion, ökonomischer – ausgesprochen hohe finanzielle Unterstützung für den Wiederaufbau kollektiver und privater Einrichtungen in der Nachkriegszeit –, sozialer – eine Reihe von Vereinigungen in den USA – und kultureller Art bestehen bis heute. Regelmäßige, organisierte Kontakte mit dem Herkunftsland, eine Tradierung der Sprachen (Kroatisch, Deutsch, Ungarisch) und eine gemeinsame Identität sind wesentliche Merkmale, die auch in der 3. Generation zum Teil noch aufrechterhalten werden. Die größten Auswanderungsraten hatten die Ortschaften des Strem- und Pinkatales zu verzeichnen. Manche deutschsprachigen Pinkatalgemeinden wiesen eine starke Rückwanderungsrate auf, auffallend ist, dass jene kroatischen Gemeinden mit starker Amerikawanderung kaum eine Rückwanderung zu verzeichnen hatten (Graupner 1949: 42).

Manche Bauern und Bäuerinnen versuchten, durch wirtschaftliche Spezialisierungen wettbewerbsfähige Betriebe aufzubauen. In manchen Orten verlegte man sich auf den Obst- und Tabakanbau sowie auf den Weinbau[22].

Für viele Kleinbauern und -bäuerinnen war jedoch die temporäre Migration in die Industriezentren und Gutshöfe des Wiener Beckens, als Hilfskräfte am Bau oder als landwirtschaftliche SaisonarbeiterInnen eine der wenigen Möglichkeiten, einer permanenten Abwanderung zu entgehen.

---

[22] Im 19. Jahrhundert ist eine allgemeine Krise in der Weinwirtschaft zu verzeichnen. Erkrankungen und oft großflächige Zerstörung der Weinkulturen wurden durch den „echten Mehltau“ und die „Pernospora“ (eine Pilzerkrankung) und zuletzt durch die Reblaus verursacht. Landwirtschaftsexperten erkannten, dass amerikanische Rebsorten resistent gegen die Reblaus waren. Sie verwendeten solche Sorten als Unterlagsreben, die mit europäischen Sorten veredelt wurden. Dieses Vorgehen war aber äußerst kostspielig, weshalb nur in jenen Regionen, in denen der Weinbau die Haupterwerbsquelle bildete, diese veredelten Sorten angepflanzt wurden (vor allem im Nordburgenland). In jenen Regionen, in denen man sich nicht auf dieses kostspielige Verfahren einlassen konnte, wurden die amerikanischen Sorten unveredelt angebaut, man ließ und lässt sie direkt tragen; daher auch die Bezeichnung „Direktträger“ für diese Weinsorten. Seit den 60er Jahren wird dafür die Bezeichnung „Uhudler“ verwendet.

Für die jüdischen Gemeinden bedeutete die Agrarkrise einen Zwang zur Neuorientierung. Anfangs waren Juden und Jüdinnen in den Herrschaftszentren tätig, im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten sich in den Dörfern einzelne jüdische Familien als Kaufleute angesiedelt. Durch die Wirtschaftskrise waren viele davon in ihrer Existenz gefährdet und wanderten bereits Ende des 19. Jahrhunderts in die ungarischen Kernräume ab.
Die Wirtschaftskrise war aber nicht der alleinige Grund dafür. Aus verschiedenen Zeitungsberichten ist zu entnehmen, dass es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in mehreren westungarischen Orten zu antisemitischen Ausschreitungen gekommen ist.

Ende des 19. Jahrhunderts fanden wiederum verstärkte Repressalien gegen Roma statt. Roma war das Überschreiten der Grenze in die Steiermark und nach Niederösterreich verboten. Gegen wandernde Gruppen wurde vehement vorgegangen. Während des 1. Weltkrieges wurden Roma zu öffentlichen Arbeiten zwangsverpflichtet (vgl. Sahin 1988 bzw. Halbreiner 1998).

> „Als das Gebiet des heutigen Burgenlandes 1921 an Österreich angeschlossen wurde, feierten die österreichischen Medien dies als einen »Sieg der gerechten Sache« und als die Heimkehr eines schon verloren geglaubten »deutschen Stammes«. In Wahrheit aber war der Republik Deutsch-Österreich damit ein Gebiet einverleibt worden, von dessen Bevölkerung man nur die oberflächlichsten Vorstellungen hatte, und deren soziale, religiöse und sprachliche Zusammensetzung im krassen Gegensatz zur Bevölkerung der übrigen Gebiete der Republik stand.“ (Baumgartner 1996: 18)

Die erste Gruppe, welche die Auswirkungen dieser neuen „Zugehörigkeit“ zu verspüren bekam, waren die Roma. Bereits 1922 wurden in den burgenländischen Gemeinden alle Roma in einer Kartei erfasst, 1925 befahl die Polizei, alle Roma zu fotografieren.
Diese schriftlichen und fotografischen Aufnahmen stellten die Grundlage für die sogenannte „Zigeunerkarthotek“ dar, die 1938 dem Rasse- und Siedlungshauptamt der SS zur Verfügung gestellt wurde und die Basis für die Deportation der burgenländischen Roma in die Konzentrationslager war (vgl. Baumgartner, 1995: S.118).

> „Der mit aller Härte ausgetragenen sozialen, politischen und ethnischen Konflikte der Zwischenkriegszeit erinnert man sich im Burgenland nicht gerne. Die erste dokumentierte Vertreibung von Juden aus dem „Dritten Reich“ wurde von burgenländischen Nationalsozialisten in den ersten Tagen nach dem Anschluss 1938 begangen, an Juden aus Gols und Frauenkirchen. Eine beispiellose Brutalität, für die es in der weiß Gott nicht

> zimperlichen Geschichte der NSDAP kein Vorbild gegeben hatte und die der New York Times einen Leitartikel wert war.“ (ebd.: 80)

Aufgrund der multiethnischen und multireligiösen Zusammensetzung des Burgenlandes waren Nationalsozialisten der Meinung, dass es kein eigenes Land sei. Die Auflösung des Burgenlandes und die Aufteilung des Gebietes auf die Gaue Steiermark und Niederdonau wurde bereits im Mai 1938 bestimmt[23].

ETHNISCHE IDENTITÄTEN

Eingangs wurde darauf hingewiesen, dass ein schablonenhaftes Denken, wer nun nach 1921 „Kroate“, „Ungar“ oder „Deutscher“ sei, in den Untersuchungen nicht zielführend ist. In welcher Form sind nun Identitätsprozesse feststellbar? Waren und sind diese Schablonen rein auf die sprachliche Zugehörigkeit zurückzuführen oder gab es andere „feine Unterschiede“? Welche Gemeinsamkeiten sind feststellbar, worauf basieren Unterschiede?
Wie bereits festgestellt wurde, sind in Wohn- und Siedlungsformen und in der Landwirtschaft kaum Unterschiede erkennbar. Lediglich die „Sippensiedlungen“ der Warter magyarische Bevölkerung und einzelne Spezialisierungen in Nebenerwerbsbereichen sind festzustellen. Diese waren jedoch nicht so bedeutsam, als dass sie als „identitätsstiftend“ angesehen werden können.
Ausschlaggebend für die Ziehung und Aufrechterhaltung von ethnischen Grenzen war neben der Sprache sicherlich das konfessionelle Schulwesen in Westungarn und im Burgenland. Ein Großteil der Schulen waren konfessionelle Schulen, d.h. sie wurden von der Kirche / den Kirchen des jeweiligen Ortes organisiert, diese bestimmten auch die Unterrichtssprache[24]. In Orten mit kroatischer und deutschsprachiger Bevölkerung, so zum Beispiel in Stegersbach, waren bis Ende des 19. Jahrhunderts ein kroatischsprachiger und ein deutschsprachiger Lehrer tätig. Die Sonntagsgottesdienste wurden abwechselnd in kroatischer und in deutscher Sprache abgehalten (Chronik Stegersbach 1989: 185).

---

[23] Der Gauführer des NS-Reichskriegerbundes, Ortsgruppe Fürstenfeld, Flecker schrieb, dass das Burgenland „ein ausgeprochenes Grenzland ist und als solches nur geschichtlich zu verstehen (sei). Denn landschaftlich, nach der Verkehrslage, volks- und siedlungsgeschichtlich gibt es da gar kein eigenes Land“ (Timischl 1995: 99).

[24] 1869 waren von 365 burgenländischen Volksschulen 232 von der römisch-katholischen Kirche, 64 von der evangelischen Kirche A.B., eine von der evangelischen Kirche H.B. und sieben von der jüdischen Kultusgemeinde geführt (Lang 1991: 221).

„Neben den 45 kroatischen Volksschulen gab es bis 1938 noch zehn Schulen mit ungarischer Muttersprache“ (Lang 1991: 225).

Zunehmende Magyarisierungspolitik zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte auch dazu, dass Ungarisch als erste Unterrichtssprache eingeführt wurde. Nach 1921 wurde Deutsch in den Schulen der kroatischen und ungarischsprachigen Dörfer als Pflichtfach in einem gewissen Wochenstundenausmaß eingeführt und besonders streng kontrolliert (Lang 1991: 225). Nicht allein die Organisation der konfessionellen Schulen, sondern auch deren Finanzierung war Angelegenheit des örtlichen Schulstuhls. Nach 1921 war man von den gemischtsprachigen Gebieten Ungarns (z.B. Györ, Sopron, Köszeg und Szombathely) abgeschnitten, d.h. die dortigen mittleren und höheren Schulen konnten nicht mehr besucht werden. Das Burgenland wies nur eine geringe Zahl von mittleren und höheren Schulen auf, 1921 wurden lediglich sieben Bürgerschulen, die späteren Hauptschulen, gezählt. 1938 wurden das konfessionelle und das Minderheitenschulwesen aufgelöst, Deutsch war die alleinige Unterrichtssprache. Nach 1945 wurde das Schulwesen größtenteils säkularisiert. Obwohl durch den Staatsvertrag 1955 die rechtlichen Möglichkeiten gegeben waren, Elementar-schulen mit rein kroatischer Unterrichtssprache zu führen, gab es 1960 keine einzige Schule mit rein kroatischer Unterrichtssprache mehr. Lediglich einige zweisprachige Schulen und Schulen mit Kroatisch als Unterrichtsfach sind zu verzeichnen. Lang stellt fest, dass die Tendenzen eindeutig in Richtung Assimilation gingen (Lang 1991: 236). In den 90er Jahre ist wiederum ein gegensätzlicher Trend zu vermerken, Kroatisch und Ungarisch werden wieder vermehrt an Volksschulen wie auch an höheren Schulen unterrichtet.

Aufgrund dieser Entwicklungen kann festgestellt werden, dass mit Hilfe des konfessionellen Schulwesens die Kirche und die Schule wesentliche Faktoren für Identitätsbildung und Identitätserhalt in den einzelnen Orten darstellten. Tendenzen für die Herausbildung einer übergreifenden „kroatischen“ oder „ungarischen“ oder „burgenländischen“ Identität sind nach 1921 weniger zu verzeichnen als starke lokale, dörfliche Identitäten (vgl. Baumgartner 1996 2 ff.).

Für die Herausbildung lokaler Identitäten waren die ethnische / sprachliche Zugehörigkeit nicht die alleinigen ausschlaggebenden Faktoren. Religionsbekenntnis und sozialer Status waren keine Konkurrenzkategorien, sondern weitere wichtige Quellen für die Identität. Wenn man heute bei Festen und Folkloreveranstaltungen anhand der unterschiedlichen Trachten das Bekenntnis der TrägerInnen zur jeweiligen Ethnie „ablesen“ kann, so war das im 19. Jahrhundert und nach 1921 nicht so einfach möglich. Bünker beschrieb 1895 die Kleidung der BewohnerInnen Westungarns und stellte fest, dass die Bekleidung durch eine Vorliebe für dunkelblaues Tuch bestimmt war (Bünker 1895: 95 f.). Die typischen Blaudrucke, i.e. Färberei mit Indigo im Reserveverfahren, waren bei allen ethnischen und religiösen Gruppen festzustellen. Auf den Stoffen wird mittels Holzmodel und Gummi Arabicum („Papp“) ein

Muster aufgetragen und dann gefärbt. Nach dem Trocknen wird der „Papp“ ausgewaschen, so entstehen blaue Stoffe mit weißem Muster.

Kittel mit Schürze, Brustleibchen mit Bluse und Kopftuch waren die Grundbestandteile der Frauenkleidung. In den kroatischen Dörfern trugen die Frauen oft mehrere Kittel übereinander und breitärmelige Blusen, sie schmückten ihre Festtagstrachten mit breiteren, bunteren Bändern. Ende des 19. Jahrhunderts wurde das weiße Kopftuch der Frauen, wie Bünker es für die deutschsprachigen Orte beschreibt, von einem schwarzen Kopftuch mit geblumtem Rand abgelöst. Erst in den Details sind Unterschiede feststellbar, so in der Wahl der Kopf- und Brusttücher, in den Stickereien an Ärmeln und in der Wahl der Farben.

Wie die Betreiberfamilie der letzten Stoffärberei des Burgenlandes berichten, waren geringe Unterschiede bis in die jüngste Zeit feststellbar. In evangelischen Gemeinden wurden jene Stoffe bevorzugt, die doppelt gefärbt waren, d.h. nach dem Auswaschen des „Papp“ wurde nochmals gefärbt, sodass dunkelblaue Stoffe mit hellblauem Muster entstanden. Stoffe, die nicht allein weiß, sondern auch gelb und grün gemustert waren, wurden für kroatischsprachige Ortschaften hergestellt.

Die Blaudrucke wurden geglättet, manche auch zusätzlich gemangelt, wodurch der Stoff einen seidenmatten Glanz erhielt und Bestandteil der Festtagstracht war.

Die typische weiße Hose der ungarischen Männertracht, die auch als „gatya“ bezeichnet wurde, war Teil der Arbeitskleidung auch in kroatischen und deutschsprachigen Orten.

Wenn man die Hochzeitskleidung in der Zwischenkriegszeit betrachtet, so kann man feststellen, dass vielerorts von Frauen ein schwarzes langes mit schwarzer Kordelstickerei verziertes Kostüm getragen wurde. Diese Tradition der ungarischen Kleinadeligen und Moden der sozial höheren Schichten ungarischer Verwaltungsbeamter wurde auch von der deutsch- und kroatischsprachigen Bevölkerung übernommen. Nach 1921 wurden burgenländisch-ungarische Trachten entwickelt, die sich an den innerungarischen Trachten anlehnten, mit Elementen wie dem Fransenhemd, einer überweiten gatya, roten Mädchenstiefeln und einem Bänderschmuck in den ungarischen Nationalfarben rot, weiß und grün.

Schwierig in der Brauchtumsforschung ist der Umstand, dass bereits seit Ende des 19. bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts Forschungen und Publikationen unternommen wurden, die sich auf die Kultur der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe beziehen und versuchen, unterschiedliches Brauchtum, das bei allen Sprachgruppen vertreten war, auf fränkische bzw. „deutsche“ Wurzeln zurückzuführen. Lokale Bräuche sind überall feststellbar, so auch bestimmte Traditionen, die fast ausschließlich in den ungarischen Gemeinden zu finden waren, wie das Maifest/Maialis oder bestimmte Faschingsbräuche Es sind auch über-

regionale Bräuche festzustellen, wie beispielsweise das Blochziehen in der Faschingszeit[25]. Weiters sind in den Sagen bzw. Volksmärchen Motive vertreten, die bei allen Volksgruppen vorkommen und die zum Erzählgut des südwestpannonischen Raumes gehören, Liedertexte und Melodien sind nach Inhalt und Melodie oft in kroatisch-, deutsch- und ungarisch-sprachigen Orten zu finden (Gaál 1977). Den Csárdás, einen ungarischen Tanz, hat Gaál (1977) nur bei den Warter MagyarInnen aufgenommen.

Auch im Wallfahrtswesen sind neben gemeinsamen Wallfahrtszielen auch andere übergreifende Entwicklungen festzustellen. In einigen Ortschaften wurden Heilige, die für die Viehhaltung große Bedeutung haben, verehrt, vor allem der Hl. Patritius und der Hl. Veit. Der Hl. Patritius ist beispielsweise der Patron der Kirche in der kroatischen Ortschaft Güttenbach. In Stegersbach, ein Marktort mit ehemals deutsch- und kroatischsprachiger Bevölkerung, wurde ein Patritiuskirtag abgehalten. Die Verehrung ist wahrscheinlich auf das Wirken der Augustiner zurückzuführen und fand auch in der benachbarten Steiermark statt. Gemäß den Erhebungen zum burgenländischen Volkskundeatlas 1935 wurden am Tag des Heiligen (17. März) an mehreren deutsch- und kroatischsprachigen Orten Messen auf den Heiligen gelesen wie auch ortspezifische Fastenbräuche überliefert sind (in manchen Orten wurde gefastet, nicht mit Schmalz gekocht, das Vieh durfte nicht eingespannt werden, es bestand ein Arbeitsverbot an dem Tag etc.). Es fanden Wallfahrten zu den beiden Patritius-Verehrungsstätten Güttenbach und Stegersbach statt, an denen BewohnerInnen von Ortschaften, in denen Viehzucht und der Viehhandel eine Rolle spielten, teilnahmen. Noch Ende der 70er Jahre wurde in Stegersbach am „Patritiuskirtag“ eine kroatische und eine deutsche Messe gefeiert.

Wie Baumgartner darstellte, bedeutete die Selbstidentifikation als „Ungar/in“, „Deutsche/r“, „Kroate/in“ oder „Rom/ni“ 1921 etwas anderes als 1938 oder gar 1991. In der zweiten Republik sind bezüglich der Volksgruppen eine Reihe unterschiedlicher Prozesse und Dynamiken zu verzeichnen. Beispielsweise ist innerhalb der kroatischen Volksgruppe keine kohärente ethnische Identität festzustellen, sondern unterschiedliche Identitätsprozesse und Auseinandersetzungen, allen voran jene zwischen der Bürgermeisterkonferenz, die stark vom Robakismus geprägt war, und den anfangs konservativen an der katholischen Kirche orientierten kroatischen Kulturinitiativen. Innerhalb der letzten 80 Jahre sind Assimilations-tendenzen feststellbar. In Ortschaften oder Ortsteilen, die im 18. und 19. Jahrhundert noch

[25] Wenn im Dorf während der Faschingszeit keine Hochzeit stattgefunden hat, wurde von der Jugend das Blochziehen veranstaltet. Mit einem geschmückten Holzbloch zieht die verkleidete Jugend durch den Ort. Dieser Brauch wurde in allen Gemeinden gepflegt, Klier versucht darin einen rein deutschsprachigen Brauch zu sehen, den die Ungarn und auch die Slowenen übernommen hätten (Klier 1953: 137).

rein kroatischsprachig waren, sind heute kaum mehr BewohnerInnen zu finden, die der kroatischen Sprache mächtig sind. So waren beispielsweise in Stegersbach 1832 rund 2/3 der BewohnerInnen kroatischsprachig – heute spricht kaum noch jemand Kroatisch. In Neuberg waren im Jahr 1900 mehr als 70 % der BewohnerInnen kroatischsprachig, im Jahr 1991 weniger als 40 %. (Chronik Neuberg 1994). Während sich bei der Volkszählung 1934 noch fast 10.000 Personen als UngarInnen bekannten, waren dies 1991 nur mehr knapp 5.000 (Baumgartner 1995: 110). Aufgrund von weiteren Assimilationsprozessen und unterschiedlichen kulturellen Initiativen seit den späten 1980er Jahren hat die kroatische oder ungarische Identität heute wiederum eine andere Bedeutung als etwa in den 1930er Jahren.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Dieser historische Abriss stellte für die Studierenden aller Arbeitsgruppen einen generellen Überblick über die Differenziertheit der Region dar. Vor allem für die Arbeitsgruppe „Erhebung des regionalen Kontext“ bildete das zeitliche Ende mit der 1. Republik auch einen Anknüpfungspunkt für ihre Recherchen. Aufgrund des durchschnittlichen Alters der Objekte von 60 bis 70 Jahren waren somit die 1930er Jahre der zeitliche Beginn für die Erhebungen, wie auch dies jener Zeitraum war, der in den Erinnerungen mancher älteren InformantInnen noch präsent war. Für die weiteren Arbeitsgruppen war es ein Basiswissen, das fallspezifisch (Erhebungen zur materiellen Kultur, Präsentationsmethoden) weiter ausgebaut wurde.

Aufgrund der beschriebenen regionalen beruflichen Spezialisierungen, die aus verschiedenen Gründen entstanden waren, lag für EthnologInnen die Annahme einer ethnischen Arbeitsteilung nahe. Abgesehen von den unterschiedlichen Auffassungen und Auslegungen des Begriffs entstanden im Seminar sehr viele Diskussionen.
Es stellte sich bereits zu Beginn der Feldforschung heraus, dass wahrscheinlich mit dem Begriff „ethnische Arbeitsteilung“ nicht einfach weiter operiert werden kann. Weitere theoretische Inputs, genaue Definitionen, was unter dem Begriff alles verstanden werden kann, und Ausführungen über regionale ökonomische und identitäre Entwicklungen dazu wären notwendig gewesen, um diese Hypothese seriös überprüfen zu können. Bereits die ersten Detailergebnisse vor Ort ließen vermuten, dass eine solche Überprüfung auch einen anderen methodischen Zugang erfordert hätte.

Trotzdem wurden verschiedene Detailergebnisse erzielt, die Schlaglichter auf die Dynamik von ökonomischen Entwicklungen und identitätsbildenden Prozessen werfen. Als gewinn-

bringend und sicher für eine weitere Forschungstätigkeit vorbildhaft haben sich die unterschiedlichen Herangehensweisen erwiesen. Blickwinkel, die von einer Untersuchung von landwirtschaftlichen Technologien oder Handelsbeziehungen ausgehen und versuchen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede darzustellen; Forschungen, die auf bestimmte Nischenhandwerke fokussieren und ihre Bedeutung für die bäuerliche Wirtschaft eruieren bzw. darauf basierend ethnische Selbst- und Fremdzuschreibungen darstellen; Erhebungen, die basierend auf narrativen bzw. biographischen Interviews versuchen, den bäuerlichen Alltag darzustellen; Untersuchungen über das Pendlerwesen, die am Heimat- und am Arbeitsort durchgeführt wurden; alle zeigen die Notwendigkeit der unterschiedlichen Herangehensweisen auf. Ein multidimensionaler Zugang, der sich sowohl auf die thematische wie auch auf die empirisch-methodische Ebene bezieht, scheint für ein Vorhaben dieser Art unabdingbar.

So kann abschließend festgestellt werden, dass für die Studierenden nicht allein die Detailstudien, die teilweise hier in schriftlicher Form dargelegt wurden, die Ergebnisse dieser Feldforschung waren, sondern vielmehr die Diskussionen, Einblicke und Erkenntnisse, wie man sich ethnologisch einer so vielfältigen Region nähern kann. Die Dekonstruktion von Kategorien und Schablonen, die Einblicke in Netzwerke und das Auffinden von Verknüpfungspunkten dieser Netzwerke in den allabendlichen Diskussionen kann als ein wesentliches, gemeinsames Ergebnis aller Beteiligten angesehen werden.

BIBLIOGRAPHIE

BAUMGARTNER, Gerhard

1989 „Idevalósi vagyok“ – „Einer, der hierher gehört“. Zur Identität der ungarischen Sprachgruppe des Burgenlandes. In: Baumgartner/Müllner/Münz, 69 – 85.

1995 6x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen. Klagenfurt: Drava-Verlag.

1991 Der nationale Differenzierungsprozess in den ländlichen Gemeinden des südlichen Burgenlandes. In: Moritsch, 93 – 149.

1996 Sprachverhalten, Konfession und Sozialstatus. In: Tourismusverband der Stadt Güssing, 17-25.

BAUMGARTNER, Gerhard/MÜLLNER, Eva/MÜNZ, Rainer (Hg.)

1989 Identität und Lebenswelt. Ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt im Burgenland. Eisenstadt: Prugg.

BENKÖ, Joska

1979 Zigeuner. Ihre Welt, ihr Schicksal, unter besonderer Berücksichtigung des burgenländischen und ungarischen Raumes. Pinkafeld: Eigenverlag.

BREU, Josef
1970 Die Kroatensiedlungen im Burgenland und in den anschließenden Gebieten. Wien: Deuticke.

DEINHOFER, Elisabeth/HORVATH, Traude (Hg.)
1991 Grenzfall Burgenland 1921 – 1991. Grosswarasdorf, Eisenstadt: Kanica.

ERNST, August
1991 (2. Aufl.) Geschichte des Burgenlandes. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, München: R. Oldenburg Verlag.

FRICKE, Thomas
1991 Zwischen Erziehung und Ausgrenzung: zur württembergischen Geschichte der Sinti und Roma im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang

GAÁL, Karoly
1977 Die Volkskultur der Magyaren in der Wart. In: Stadtgemeinde Oberwart:, 325 – 350
Kire marad a kisködmön?/Wer erbt das Jankerl? Über die Kommunikationskultur der Gutshofknechte im Burgenland. Szombathely: Vas megyei muzeumok igazgatosaga

GOERTZ, Hans-Jürgen
1980 Die Täufer. Geschichte und Deutung. Berlin: Beck.

GOLD, Hugo
1970 Gedenkbuch der untergegangen Judengemeinden des Burgenlandes. Tel Aviv: Eigenverlag

GRANDITS, Franz (Hg.)
1990 Stinjaki. Povijest i jerbinstvo. Stinatz. Geschichte und Erbe. Stinatz: Eigenverlag.

HALBREINER, Heimo
1988 Auf den Spuren der Protestanten, Juden, Roma und Slowenen in und um Bad Radkersburg. Herausgegeben von Artikel VII Kulturverein für Steiermark. Graz

HAJSZAN, Robert
1991 Die Kroaten der Herrschaft Güssing. Güttenbach: Literas-Verlag.
1995 Die Entstehung der kroatischen Siedlungen und Dörfer. In: Marktgemeinde Burgau, Gemeinde Burgauberg-Neudauberg, 68 – 76.
1996 Die Konsolidierung der kroatischen und gemischtsprachigen Dörfer und Siedlungen der batthyánischen Herrschaft Güssing im 16. Jahrhundert. In: Tourismusverband der Stadt Güssing, 27 – 34.

HEISS, Johann
1996 Die Höfe in Güssing und Wien im 16. Jahrhundert. In: Tourismusverband der Stadt Güssing, 26 - 32.

KALLENDORF, Uwe
1996 Die Geschichte der evangelischen Kirche in Güssing. In: Tourismusverband der Stadt Güssing, 61 – 74.

KRUHEK, Milan
1990 Allgemeine Geschichte. In: Grandits, Franz, 15 – 74.

KISS, Mária
1984 Die südburgenländischen Zünfte und Zunftregeln von 1813. In: Burgenländische Forschungen, Sonderband VII, Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung.

LANG, Alfred
1991 Bildung, Wissenschaft und Forschung. Zwischen burgenländischer Schulschande und Europäischer Friedensuniversität. In: Deinhofer/Horvath(Hg.), 219 - 242.

LATZER, Ingrid
1992 Die jüdischen Gemeinden? zu Güssing. Güssing: unveröffentlichtes Manuskript eines Vortrages.

MARKTGEMEINDE BURGAU; GEMEINDE BURGAUBERG–NEUDAUBERG
1995 Labonča – Lafnitz. Leben an einer der ältesten Grenzen Europas. Burgau, Burgauberg: Eigenverlag

MAYERHOFER, Claudia
1993 Dorfzigeuner. Kultur und Geschichte der Burgenland-Roma von der Ersten Republik bis zur Gegenwart. Wien: Picus.

MORITSCH, Andreas
1990 Vom Ethnos zur Nationalität: der nationale Differenzierungsprozess am Beispiel ausgewählter Orte in Kärnten und im Burgenland. Wien, München, Oldenburg: Verlag für Geschichte und Politik.

MÜHL, Dieter
1999 Die Roma von Kemeten. Oberwart: Edition lex liszt 12.

ÖSTERREICHISCHES VOLKSGRUPPENZENTRUM
1993 Österreichische Volksgruppenhandbücher: Burgenländische Kroaten, Band 5. Wien: Eigenverlag.

PRICKLER, Harald
1984 Brüderische Handwerker und Bruderhöfe. Zur Geschichte der Wiedertäufer im Burgenland. In: Burgenländische Forschungen, Sonderband VII, 297 – 312.

SAHIN, Michaela
1988 Nomaden und Staat. Der Kampf der Behörden gegen die Zigeuner in der Steiermark (1850 – 1938). In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, 261 – 297.

SAMER, Helmut
1997 Zur Geschichte und aktuellen Situation der Roma in Oberwart. Graz: Diplomarbeit.

SCHLAG, Gerald
1981 Landwirtschaft und Landwirtschaftspolitik im Burgenland vom Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise. In: Internat. Kulturhistorisches Symposion Mogersdorf 1981, Maribor, 280 – 299.

SIX, Maria Anna:
1995 Grenzgeschichte oder die Entstehung der Gemeinden Burgauberg und Neudauberg. In: Marktgemeinde Burgau, Gemeinde Burgauberg- Neudauberg: Labonca – Lafnitz. Leben an einer der ältesten Grenzen Europas. Güssing: Eigenverlag

STADTGEMEINDE OBERWART
1977 Die Obere Wart. Festschrift zum Gedenken an die Wiedererrichtung d. Oberen Wart im Jahre 1327. Oberwart: Stadtgemeinde Oberwart

SZEBERÉNYI, Ludwig/SZEBERÉNYI, Andreas
1988 Die burgenländischen Ungarn/ Az Ördivéki Magyarok. Warter Hefte/ Örségi füzetek. Oberwart/ Felsóör: Eigenverlag.

TIMISCHL, Franz
1995 Die Auflösung des Burgenlandes in der NS-Zeit. In: Marktgemeinde Burgau, Gemeinde Burgauberg-Neudauberg (Hg.), 98 – 109.

TOURISMUSVERBAND der Stadt Güssing
1996 Gemeinsame Grenzen, Közös hataárok, Skupne granize, Ketane granize, Ausstellungskatalog. Güssing: Eigenverlag.

TSCHÖGL, Gert
1991 Was blieb, sind Erinnerungen. Zur Geschichte der burgenländisch-jüdischen Kultur. In: Deinhofer/Horvath (Hg.), 115 – 126.

ZIMANYI, Vera
1962 Der Bauernstand der Herrschaft Güssing im 16. und 17. Jahrhundert. In: Burgenländische Forschungen, Heft 46. Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung.

ZIMMERMANN, Fritz
1954 Die vormadjarische Besiedlung des burgenländischen Raumes. Burgenländische Forschungen, Heft 27. Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung.

ARCHIVE

Landesarchiv Eisenstadt: Jüdisches Zentralarchiv, Rechnitz / I-1

Ungarisches Staatsarchiv / Országos Levéltár / Dica-jegyék-ek.Raksz.: A 2627, Tom.X.Vasmegye 81538-1556

DIE SAMMLUNG SALMHOFER

Astrid Frieser

Franz Salmhofer sammelte in seinem Wohnhaus in Neudauberg Objekte, die aus dem Besitz von BewohnerInnen der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg bzw. der umliegenden Gemeinden stammen und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts verwendet wurden.
Bei der bis 1997 stetig umfangreicher werdenden ethnographischen Sammlung, die Salmhofer der Öffentlichkeit als Privatmuseum[26] zugänglich machte, handelt es sich um landwirtschaftliche Geräte, Werkzeuge verschiedener Handwerksberufe, Produkte und Halbfertigprodukte von Handwerkern, Haushaltsgeräte, Wohnraumschmuck, aber auch um Gegenstände aus kommunalen Einrichtungen wie zum Beispiel die Ausstattung einer Volksschulklasse. Eine Sammlung von Druckwerken und Schriftstücken unterschiedlicher Art (Schulbücher, Kinderbücher, Romane, Zeitschriften, Kalender) ergänzt den ethnographischen Teil.
Das Zustandekommen vieler kleiner Privatsammlungen und Museen dieser Art lässt sich einerseits mit der Sammlungsleidenschaft[27] der SammlerInnen erklären, andererseits ist ihnen „die Dokumentation der Vergangenheit für die Zukunft“ (Schärer 1992: 42) ein besonderes Anliegen. Den SammlerInnen wie auch den ursprünglichen BesitzerInnen ist es wichtig, dass die Objekte, die im Alltagsleben keine Verwendung mehr finden, nicht in Vergessenheit geraten, sondern musealisiert werden (vgl. Sturm 1991). Viele Privatsammlungen wie die Sammlung Salmhofer wurden (oder werden) auch nie wissenschaftlich bearbeitet, sie „leben“ vom Enthusiasmus der SammlerInnen und gehen in vielen Fällen zugrunde, wenn diese nicht mehr im Stande sind, die Sammlung zu betreuen.[28]
Die Bevölkerung in der Region unterstützte Salmhofers Sammlungstätigkeit mit ihren Schenkungen und empfindet die Sammlung heute noch als quasi kollektiven Besitz. Daher leistete die Gemeinde Burgauberg-Neudauberg auch finanzielle Hilfe, damit Salmhofer notwendige Bautätigkeiten an seinem Wohnhaus, das gleichzeitig als Museum diente, durchführen konnte.

---

[26] Seine BesucherInnen waren vor allem SchülerInnen.

[27] In der Wissenschaft wurde dieses Phänomen auf unterschiedlichste Weise interpretiert. Vgl. dazu z.B. Muensterberger 1995 und Segeth 1989.

[28] Vgl. den Beitrag von Hammer in diesem Band.

Als er begann, Waffen aus dem 2. Weltkrieg, verschiedenste Schriften und Devotionalien nationalsozialistischen Charakters in seine Sammlung aufzunehmen, wurde ihm die Unterstützung seitens der Gemeinde und der Bevölkerung entzogen. Man legte ihm nahe, den nationalsozialistischen Teil der Sammlung den BesucherInnen nicht zugänglich zu machen. Schließlich musste das Museum aufgrund des baulichen Zustands des Gebäudes im Jahr 1993 geschlossen werden. Aus gesundheitlichen und finanziellen Gründen war es Salmhofer nicht mehr möglich, seine Sammlung zu betreuen, sein Besitz wurde ab 1996 von Notar Dr. Hauer in Stegersbach als Sachwalter betreut und schließlich verkauft.

Die Gemeinde Burgauberg-Neudauberg zeigte gemeinsam mit dem Notar Interesse an der Erhaltung der ethnographischen Sammlung und beauftragte die „Kulturwissenschaftliche Recycling ArGe“ mit ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung.
Im Sommer 1997 wurde eine erste Aufnahme der Sammlung vorgenommen: Ethnographisch interessante Objekte wurden für eine Bearbeitung ausgewählt, die übrigen Sammlungsteile in der Obhut des Sachwalters mit dem Vorschlag belassen, alle nationalsozialistischen Objekte dem Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes zu übergeben.

Der schlechte Zustand der ethnographischen Sammlung verlangte ein rasches Vorgehen: Innerhalb kürzester Zeit entfernten wir ungefähr 1500 Objekte aus dem teilweise baufälligen Haus. Nach einer ersten Reinigung bestimmten wir jedes Objekt in bezug auf Verwendung und Material.[29] Eine große Hilfe war uns Herr Josef Schietl, der damalige Gemeindearbeiter von Burgauberg-Neudauberg, der uns tatkräftig und vor allem auch inhaltlich unterstützte. Alle Objekte wurden in ein Inventar aufgenommen, vermessen und fotografiert, danach in Kisten verpackt und in ein Zwischenlager gebracht. Bücher und Zeitschriften wurden gesichtet und ausgewählt, ebenfalls in Kisten verpackt und für eine spätere Inventarisierung gerettet. Im Zwischenlager erfolgte kurze Zeit später auch eine chemische Schädlingsbekämpfung, die aus Budgetmitteln der Museumssektion des Unterrichtsministeriums finanziert wurde.
Maria Glaser, Silke Gollatz und Karin Kramer, alle aus der Gemeinde, halfen uns beim Reinigen, Fotografieren und Verpacken der Objekte. Mark Német reiste aus Wien an, um uns beim Fotografieren der großen Objekte zu unterstützen. Herr Schietl transportierte mit seinem eigenen Traktor, gemeinsam mit seinem Enkel René Schietl, alle Objekte vom Haus Salmhofer in Neudauberg zum Zwischenlager gegenüber dem Gemeindeamt in Burgauberg. Zurück in Wien gaben wir alle Inventarisierungsergebnisse in eine Datenbank ein. Kleine

[29] Die Arbeit von Franz Simon: „Bäuerliche Bauten und Geräte im Südburgenland und Grenzgebiete“, die 1981 im Selbstverlag des Autors herausgegeben worden war, diente bei unbekannten Objekten als Bestimmungshilfe.

Teile der Sammlung wurden von StudentInnen während des Feldaufenthaltes im Dezember 1997 bearbeitet[30], der große Rest bedarf noch einer genaueren Untersuchung.
Die Inventarlisten und die Positivabzüge der Aufnahmen dienen nun, gemeinsam mit den Bearbeitungsergebnissen der Studierenden, als Quelle für eine erste Beschreibung der Sammlung Salmhofer.

ETHNOGRAPHIKA DER SAMMLUNG SALMHOFER

Um einen Überblick über die Sammlung zu erhalten, fasse ich alle inventarisierten Objekte zu Objektgruppen zusammen (siehe Anhang). Es ist mir dabei sehr wohl bewusst, dass diese Vorgehensweise eine oberflächliche ist und dass erst nach einer genauen inhaltlichen, ergologischen[31] wie materialkundlichen Bearbeitung eine endgültige Systematisierung getroffen werden kann.
Trotzdem kann diese Zuordnung zu Objektgruppen für eine weitere Bearbeitung nützlich sein, schon deshalb, weil eine Vorstellung von der Zusammensetzung der Sammlung ermöglicht wird.

DIE OBJEKTGRUPPEN

Die Reihenfolge, in der wir die Inventarisierung im Sommer 1997 vorgenommen haben, erfolgte nach der Ordnung, die Salmhofer seinem Museum zugrunde gelegt hatte. Alle Objekte waren bereits in seinem Haus verschiedenen Bereichen zugeordnet: So waren einzelne Räume als Bibliothek, Klassenzimmer, Wohnraum und Küche eingerichtet gewesen, die landwirtschaftlichen Geräte hatten sich in einem Vorraum befunden. Weitere Räume hatte er mit Werkzeug, Halbfertig- und Fertigprodukten wie Werkstätten eingerichtet. Diese Ordnung wird auch für die Objektgruppen größtenteils beibehalten, so teile ich für die Beschreibung der Sammlung alle Objekte folgenden Kategorien zu:

---

[30] Vgl. die Seminarbeschreibung von Seiser.

[31] Arbeits- und Gerätekunde (siehe Wissenschaftl. Rat der Dudenredaktion (Hg.) 1997: 234

Landwirtschaft:

- Feldbau
  - Bodenbau
  - Ernte
- Obst- und Weinbau
- Viehhaltung und Viehzucht
- Transport
- Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Produkte
- Diverse

Handwerk:

- Tischler, Fassbinder und Zimmerer
- Schmied
- Schuhmacher
- Hausbau und Ziegelherstellung, Baumaterial
- Diverse

Haushalt, Hof und Küche:

- Haushalt
  - Objekte aus Holz
  - Objekte aus Metall
  - Objekte aus Holz, Metall und/oder diversen Materialien
- Vorratswirtschaft und/oder Küche
  - Tongefäße, glasiert und unglasiert
  - Körbe
  - Fassbinderarbeiten
- Küche
  - Objekte aus Holz
  - Objekte aus Metall und Holz
  - Objekte aus Metall
  - weitere Küchen- und Speiseutensilien
- Garten
- Imkerei
- Schädlingsbekämpfung
- Wohnraum
- Spielsachen und Möbel für Kinder
- Diverse

Kommunale Einrichtungen:

- Schule
- Feuerwehr

LANDWIRTSCHAFTLICHE GERÄTE

Die **Feldbaugeräte** der Sammlung unterteile ich in Bodenbearbeitungsgeräte und Erntegeräte. Aus dem Bereich der Bodenbearbeitungsgeräte sind Pflüge, Eggen und Furchenmarkierer, die von Pferden oder Rindern gezogen wurden, vorhanden, ebenso wie Hauen und Krampen, die händisch eingesetzt wurden. Weiters gibt es eine Anzahl von Objekten, die das Einspannen von Zugtieren erst ermöglichten: Geschirr zum Einspannen, Jöchl, Eggwaage, Pflugwaage usw.
Von den Erntegeräten sind besonders Sensen mit Umlegevorrichtungen (Pracker und Rechensensen) für die Getreidemahd zu nennen. Folgende Objekte wurden ebenfalls bei unterschiedlichen Erntevorgängen verwendet: Abrechrechen, Heugabeln, Sicheln, Knebel und Kumpfe.[32] Die Sammlung weist einen Dengelhammer und mehrere Dengelbänke auf; es handelt sich hier um ein Werkzeug und um Vorrichtungen zum Schärfen von Sensenblättern und Sicheln.

Die Gerätschaften für den **Obst- und Weinbau** sind in geringer Anzahl vorhanden, wahrscheinlich wurde ihr Einsatz noch nicht aufgegeben, sodass eine Musealisierung der Objekte für die BesitzerInnen nicht in Frage kam.

Futtertröge aus Holz, Geräte zum Ausmisten der Ställe, Viehketten und -seile, Maulkörbe und Schurgeräte für die Schafschur wurden in der **Viehhaltung und Viehzucht** verwendet.

An **Transportgeräten** sind ein kompletter Wagen, viele Einzelteile von Wägen, Ochsenziem, Zaumzeug und Pferdekummet, eine kleine Scheibtruhe und eine Schubkarre in der Sammlung vorhanden.

Für die **Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Produkte** sind eine Reihe von Geräten und Maschinen in der Sammlung zu finden wie z.B. Dreschflegel[33], Windmühlen zur Reinigung des Getreides und Worfelsiebe. Geräte, mit welchen Futter zubereitet wurde, z.B. eine Futterschneidemaschine, Hackeisen und Schrotmühlen, sind ebenso vorhanden wie Gerätschaften für Schlachtungen und die Fleischverarbeitung. Daneben gibt es noch Geräte zur Flachsbearbeitung (Flachsriffel, Flachsbrechel und Flachshechel).

---

[32] Zur Verwendung verschiedener Erntegeräte vgl. den Beitrag von Bauer und Hirnsperger in diesem Band.

[33] Dreschflegel werden auch zu den Erntegeräten gezählt, der Grund für die Zuordnung an dieser Stelle ist der oftmals große zeitliche Abstand zwischen Ernte und Dreschen.

Unter **diverse Gegenstände** fallen auch Messgeräte, die in der Landwirtschaft eingesetzt wurden. Neben unterschiedlichen Waagen und Gewichten gibt es ein Klaftermaß, mit dem man landwirtschaftliche Flächen vermessen konnte.

HANDWERK

Gerätschaften, die als Werkzeug für Handwerker dienten, und teilweise auch deren Produkte fasse ich zusammen und teile sie in Untergruppen ein.
Besonders auffällig ist, dass Werkzeug, das auch für nicht spezialisierte Arbeiten verwendet werden kann, dem Sammler weniger häufig übergeben wurde als Werkzeug mit einem sehr gezielten und auch in der Gegenwart kaum mehr vorkommenden Einsatzbereich. Im Raum der „Schuhmacherwerkstatt“ stellte Salmhofer z.B. lediglich drei Hämmer aus im Gegensatz zu neun Ahlen.

Die größte Gruppe bildet das **Werkzeug holzverarbeitender Handwerker** wie das von **Fassbindern**, **Tischlern**, **Wagnern** und **Zimmerern**. Viele Objekte wurden nicht nur in einem bestimmten, sondern oft auch in einem verwandten Handwerkszweig verwendet. So ist es mir ohne eine tiefergehende Bearbeitung nicht möglich, jedes einzelne Objekt genau einer Berufsgruppe zuzuordnen. Bestimmte Objekte, z.B. Hobel für Fassbinder, sind allerdings eindeutig zuzuordnen. Sägen unterschiedlichster Art, Hacken, Bohrgeräte und Bohrer, Hobel, Reifmesser, Schraubzwingen und Zangen sind neben anderen Objekten in großer Anzahl vorhanden.

Salmhofer stellte **Schuhmacherwerkzeug und -produkte**, wie schon oben erwähnt, in einem eigenen Raum, der eine Werkstatt nachbilden sollte, aus. Die Objekte, die dort präsentiert wurden, sind unter anderen Ahlen, Hämmer, Zangen, Scheren, ein „Kneip“ (Schuhmachermesser), eine große Anzahl von Leisten, Lederstücke, Nähgarn, Nähmaschinen, Nägel, Holzstifte und Stiefel unterschiedlicher Machart[34].

Auch in der **„Schmiedewerkstatt“** wurden Werkzeug und -produkte[35] nebeneinander ausgestellt. Es handelt sich hier um einen Hammer und einen Amboss, um Lötkolben und

[34] Die Stiefel werden als „kroatische“ und „deutsche“ nach ihrer Machart, nicht aber nach den Herstellern oder Trägern benannt. Vgl. den Beitrag von Maria Anna Six-Hohenbalken in diesem Band.

[35] Vgl. die Beiträge von Lidauer und Böhm/Strasser in diesem Band.

Gasbrenner, sowie um eine größere Anzahl von Türbeschlägen, Hufeisen, Zangen und vieles mehr.
Weitere Produkte von Schmieden oder verwandten metallverarbeitenden Berufen (z. B. Rastelbinderarbeiten) werden weiter unten genauer beschrieben.

Werkzeuge für den Hausbau, zur Ziegelherstellung und Baumaterialerzeugung sind in der letzten Objektgruppe zusammengefasst. Die Gegenstände umfassen eine Bandbreite, die vom Betonstampfer über Hauen zum Kalklöschen, Mörtelherstellung und für die Schottergewinnung reicht, daneben sind Kalkschöpfer, Mörteltröge, Reibbretter, eine Wasserwaage, Ziegel und Ziegelmodel in der Sammlung vorhanden.

HAUSHALT, HOF UND KÜCHE

Die Zuordnung vieler Objekte zu dieser Großgruppe ist *eine* Möglichkeit, ich könnte sie aber auch genauso als Handwerksprodukte in diese Liste aufnehmen. Viele Haushalts- und Küchengeräte sind von SpezialistInnen hergestellt oder repariert worden, andere wurden von den AnwenderInnen selbst erzeugt.
Die Einteilung der Objekte, wie sie hier vorgenommen wird, ist eine sehr formale, die Kriterien sind folgende: In welchem Bereich wurden die Objekte verwendet? Aus welchen Materialien[36] bestehen sie?

Die **Haushaltsgeräte** der Sammlung werden in Objektgruppen aus Holz und/oder Metall eingeteilt. Es handelt sich hier um Gegenstände für das Waschen und Bügeln der Wäsche (Waschrumpel, Wäschepracker, Wäschestampfer, Bügeleisen und Bügeleisenständer), Reibschemel, Nähmaschinen, Stopfhölzer, Stempel für Stickvorlagen, Haspeln u.a.m.

Tongefäße, Korbwaren und Fassbinderarbeiten wurden in der **Vorratswirtschaft und/oder in der Küche** verwendet. In der Sammlung Salmhofer sind über 80 glasierte und unglasierte Tongefäße von unterschiedlichster Größe vorhanden, sie wurden von SpezialistInnen in der Region hergestellt. Es handelt sich um Krüge mit und ohne Henkel, Töpfe, „Plutzer“[37], Schüsseln, Ölbehälter, Essigflaschen und Vasen.

---

[36] Aufgrund der großen Anzahl der Objekte, die dem Bereich Haushalt, Hof und Küche zuzuordnen sind, ziehe ich die Materialien der Objekte, die in vielen Fällen auf die Hersteller verweisen, als Kriterium für weitere Untergruppen heran.

[37] Wasser- oder Mostbehälter mit Henkel und kleiner Öffnung, die mit einem Korken zu verschließen ist.

Besonders zu erwähnen sind Rastelbinderarbeiten. Gebrochene Tongefäße wurden mittels eines Drahtgeflechts repariert. Beispiele dafür sind Töpfe und eine Schüssel. Die Hersteller dieser Rastelbinderarbeiten waren Roma[38]. Zu diesen Objekten sind auch ein Kochlöffelhalter aus Metall und Drahtkörbe zu zählen.
Große geflochtene Körbe mit einer Höhe bis zu einem Meter, oft „Sumper" genannt, wurden im Haushandwerk und von Roma hergestellt und haben eine bauchige Form und einen zylindrischen Hals. Ihre ehemaligen BesitzerInnen verwendeten sie als Vorratsbehälter. „Sumper" sind mit und ohne Henkel, teilweise auch mit Deckel in der Sammlung vorhanden. Etwas kleiner sind Mehlkörbe. „Simperl" hingegen sind kleine runde Körbe mit einer durchschnittlichen Höhe von 15 cm und einem durchschnittlichen oberen Durchmesser von 30 cm. Die Körbe sind aus Stroh und Weidenruten geflochten (vgl. Doselda 1969).
Buckelkörbe und Korbflaschen ergänzen die Sammlung.
Die verschiedenen Fassbinderarbeiten der Sammlung wurden, neben der Verwendung in der Vorratswirtschaft und in der Küche, auch im regionalen und überregionalen Gütertransport eingesetzt. In der Sammlung gibt es Fässer unterschiedlicher Größe, Schaffe mit und ohne Henkel, eine Wasserbutte und eine Winzerbutte.

Auch die Objekte, die vorwiegend in der **Küche** verwendet wurden, teile ich nach den Materialien in Untergruppen ein.
Zu den mehr als 70 Objekten aus Holz gehören, neben Schüsseln, Kochlöffeln, Sprudlern aus Christbaumwipfeln oder Geräten zum Reinigen von Backöfen eine große Anzahl von Holzschaufeln, die wahrscheinlich in vielen Fällen am Hof selbst hergestellt wurden (vgl. Schöbitz 1969). Mehl, Salz, Getreide usw. wurden in großen Behältern (Mehlkörben oder „Sumpern") aufbewahrt und mit Schaufeln für den täglichen Gebrauch entnommen. Die einzelnen Schaufeln sind aus einem Stück Holz geschnitzt, unterschiedlicher Größe und unterschiedlicher Form. Interessant sind jene Stücke, die repariert worden sind, wie z.B. eine Getreideschaufel, in deren durchgescheuertes Schaufelblatt ein Stück Holz eingesetzt worden ist.
„Multer" sind Holztröge unterschiedlicher Größe (Länge zwischen 110 cm und 62 cm; Breite zwischen 43 cm und 27 cm). „Multer" wurden nicht nur in der Küche, z.B. als Backtröge, sondern auch als Futtertröge usw. verwendet. Es gibt auch eine „Multer", deren durchgescheuerter Boden mit einem Stück Holz „geflickt" wurde.
Die Objekte aus Metall und Holz sind verschiedene Messer, Gabeln, Reibeisen, Siebe, Teigräder, Butterfässer u.v.m.

---

[38] Vgl. den Beitrag von Böhm und Strasser in diesem Band.

In der Sammlung befinden sich nahezu 100 Küchenutensilien aus Metall. Neben den allgemein bekannten Gabeln, Messern, Sieben, Trichtern, Reibeisen, Keksausstechern, Gugelhupfformen, Maßgefäßen, Töpfen, Topfdeckeln, Pfannen usw. gibt es Objekte, die am offenem Herd verwendet wurden, wie z.B. Dreifüße und Dreifußpfannen. Weiters gibt es einen Aufsatz für einen Gaskocher, mehrere Petroleumkocher und einen Sparherd.

Die Objekte, die im **Garten** verwendet wurden, sind ähnlich spärlich vorhanden wie die Gerätschaften für den Obst- und Weinbau. Da sich die Gartenarbeit in den letzten fünfzig Jahren nicht wesentlich verändert hat, ist auch hier anzunehmen, dass die BesitzerInnen keinen Anlass hatten, sich von diesen Geräten zu trennen. Es wurden lediglich zwei Gartenhauen, eine Gießkanne, ein Sieb für einen Gießkorb und zwei Vogelhäuser gesammelt.

In der **Imkerei** wurden Bienenkörbe verwendet, die ebenfalls in der Sammlung vorhanden sind. Es handelt sich hier um Flechtarbeiten unterschiedlicher Herstellungsart: Franz Simon unterscheidet Bienenkörbe aus Roggenstroh mit schneckenartigen Zierknöpfen, die er im nördlichen Teil des Bezirkes Oberwart und in der angrenzenden Steiermark lokalisiert, und Bienenkörbe aus Roggenstroh aus dem südlichen Burgenland, die in der selben Technik wie die Vorratskörbe geflochten wurden (vgl. Simon 1981: 516f).

Auch die **Schädlingsbekämpfung** ordne ich dem Bereich Haushalt, Hof und Küche zu, da dort zumindest die Mausefallen eingesetzt wurden. Neben diesen gibt es auch zwei Iltisfallen und mehrere Schlageisen.

Salmhofer erhielt auch Objekte, die als Ausstattung im **Wohnbereich** verwendet worden waren. Dabei handelt es sich um mehr als 40 Farbdrucke, Collagen und gemalte Bilder mit weltlichen, vorwiegend aber religiösen Motiven. Heiligenfiguren, Kruzifixe, gerahmte Portraitfotos und ein Tischlerdiplom sind ebenfalls vorhanden.
Verschiedene Beleuchtungskörper (ein Kienspanhalter, Kerzen, Kerzenhalter, Petroleumlampen und eine elektrische Lampe) wurden von den ehemaligen BesitzerInnen nicht mehr gebraucht und deshalb der Sammlung übergeben. Weitere Ausstattungsobjekte sind Uhren und Vogelkäfige. Möbel sind bis auf wenige Holzschemel, zwei Truhen und einen Sessel nicht vorhanden.

Als Beispiele für **Spielsachen und Möbel für Kinder**, die gesammelt wurden, nenne ich ein Dreirad, einen Roller, Kinderschlitten, eine Katze und ein Pferd zum Nachziehen, Kindersitzgelegenheiten und eine Wiege.

Zum Schluss möchte ich auch noch neun Lockenscheren und eine Lockenschere mit Gasantrieb nennen, die neben einer Brille, einem Bruchgürtel, einem Klistiergefäß u. a. in die Sammlung aufgenommen wurden.

KOMMUNALE EINRICHTUNGEN

Wie ich schon am Beginn dieses Beitrags erwähnte, befindet sich in der Sammlung auch die **Einrichtung einer Volksschulklasse** der Schule in Burgauberg. Folgende Gegenstände gehören dazu: eine Schultafel, ein Lehrerpult und eine Schulbank. Daneben gibt es u.a. auch eine Schultasche, eine Federschachtel, Rechenschieber, Lineale und Tintenfässer.

In der letzten Gruppe fasse ich Ausrüstungsgegenstände der **Feuerwehr** zusammen: Feuerwehrbeile, einen Helm und einen Feuerwehrschlauch.

SCHLUSSWORT

Dieser Überblick über die Sammlung Salmhofer soll den LeserInnen eine Vorstellung von mehr als 1500 unterschiedlichen Objekten bieten, die bis in die 60er, 70er Jahre des 20. Jahrhunderts im südlichen Burgenland verwendet wurden. Die ehemaligen BesitzerInnen haben es wert befunden, diese Objekte nicht wegzuwerfen, sondern sie für spätere Zeiten aufzubewahren. Bei zukünftigen wissenschaftlichen Forschungen können diese Objekte als Quellen dienen, aber auch in Ausstellungen gezeigt werden und so die Lebensumstände der Bevölkerung im südlichen Burgenland im genannten Zeitraum verdeutlichen.

Anhang[39]:

LANDWIRTSCHAFT

Feldbau:

- **Bodenbau**: Bremsschutz für Pflug (820[40]), Doppelwaage (1372), Eggen (1501,1502,1506), Eggwaagen (199, 200, 201, 1505), Furchenmarkierer (196, 197, 890), Geschirr zum Einspannen (899), Grindl zum Einspannen (889, 891), Haue (193), Haue ohne Stiel (239), Häufelpflug (771), Holzpflug mit Mullblech (774), Jöchl (303, 304, 305), Krampen (718), Setzhaue (211, 212), Pflug (895), Pflugraidl (214), Pflugschlapfen (23), Pflugwaage (816), Pflugwagen (893), Pflug mit Wagen (1505), Schaber für Reinigung des Pfluges (27, 714), Schabrechen (240), Waage (1371)

- **Ernte**: Abrechrechen (180, 181, 190), Dengelbänke (278, 296, 599), Dengelhammer (279), Hacksichel (26), Heugabel (176), komplettes Heuseil (1319), Getreideschaufeln (217, 219, 222, 313), Knebel mit schlitzförmiger Öffnung (130, 252, 253, 254, 254, 255, 256), Knebel ohne Schlitz (258, 259, 260, 261), Kumpfe (264, 265, 266, 267, 268), Pflug zum Ausackern von Kartoffeln (875), Rechen (170, 182, 183, 184), Rübenstecher (203, 441), Sensenstiel (185), Sensenstiel mit Pracker (186,187,188), Sensenstiel mit Rechen (189, 871, 872, 873), Sicheln (241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249)

Obst- und Weinbau:

Äpfelpflücker (169), Blechkanne mit Trageriemen für Spritzmittel (864), Fasshähne (223, 224, 225, 226, 227, 228, 466), Obstpresse (1515), Spritze für Spritzmittel (1316), Winzerschere (28)

Viehhaltung und Viehzucht:

Eisenring mit Kette für den Stiertransport (857), Futtertröge (655, 815, 886, 887), Haltevorrichtung zum Viehtreiben (845), Jauchenfass (791), Maulkörbe (271, 272), Melkschemel (277), Mistgabeln (177, 221), Mistkralle (237), Mistkrampen (174, 175, 178, 179), Schafschere (1304), Schurgerät (1314), Seile (798, 811), Striegel (1313), Streukraxe (198), Viehketten (229, 230, 235), Wasserbutte (779)

---

[39] Alle Objekte sind innerhalb der einzelnen Gruppen alphabetisch geordnet.

[40] Die Zahlen in Klammern entsprechen den Inventarnummern der Objekte.

Transport:

Bremsvorrichtung für Wagen (236), „Drittel“ zum Einspannen eines Pferdes (720), „Kipf“ für große Wagen (1374, 1310), „Kipf“ für kleine Wagen oder Schlitten (1321), Ochsenziem (18), Pferdekummet (34), Rad (1507), Scheibtruhe (879), Scheit zum Einspannen eines Kleintieres (1300), Schubkarre (877), Untergestell für Leiterwagen (772), Wagen (1509), Wagenrad (1367), Wagenkorb (126), Zaumzeug (33), Zugschlitten (894)

Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Produkte:

Dreschflegel (16, 215, 216), Flachsbrechel (15, 407, 589, 590), Flachshechel (233, 298, 299, 300, 301, 354, 355, 356, 488, 600), Flachsriffel (350, 353), Fleischschragen für die Schweineschlachtung (819), Fruchtbeizfass (778), Futterschneidemaschine mit Rad (813), Hackeisen (202, 205, 206, 207, 208), Hackmesser (262, 263), Lade für Schneidemaschine (880), Maisrebler (597, 817), Riffelbank (773), Rübenmaschine (796), Schrotmühlen (777, 876, 877, 878), Strohschneidegeräte (710, 898), Tabakschneidemaschinen (610, 612), Tennenrechen (776), Wanne für Maisgredler (885), „Windmühle“ (1508), Worfelsiebe (699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709), Wurstfüllspritzen (480, 481, 528)

Diverse:

Feuerhaken (194, 195, 238), Gewichte zum Einhängen (855, 856, 858), Klaftermaß (120), Schleifböcke (404, 408, 712, 892), Schleifstein mit Kurbel (744), Stangenkupplung für Brunnenpumpe (1263), Hängewaage (333), Stangenwaage (897), Waage (677), Zugwaage (518)

HANDWERK

Tischler, Fassbinder, Wagner und Zimmerer

Abstandsmesser (1129), Anreißer (1131, 1190, 1191, 1192), Anreißer zum Markieren (1109), Anreißer zum Rillenzeichnen (1130), Bank zum Schärfen von Zugsägen (632), Beil (1011), Bogensägen (289, 290, 291, 292, 405, 713, 1002), Bohrer (1034, 1035, 1036, 1037, 1038, 1039, 1040, 1041, 1042, 1043, 1044, 1045, 1046, 1047, 1048, 1050, 1051, 1052, 1053, 1055, 1056, 1057, 1098, 1202, 1203, 1204, 1205, 1362, 1363, 1364, 1365, 1366), Bohrer für Fassbinder (1081), Bohrerhalterung (1049), Bohrgerät mit Zahnrädern (1059), Breithacken (1008, 1009, 1010, 1018), Doppelanreißer (1201), Drehbänke (1208, 1518), Dreieck zum Vermessen (1173), Drechselhacken (1120, 1211, 1212, 1213, 1214), Drille (1061, 1061), Farbkanne für Zimmerer (1374), Fassboden (1178), Feilen (1165, 1166, 1167, 1168, 1169, 1170, 1171), Fuchsschwanz (1106), Fugenhobel (29, 30, 31), Gerät zum Aushacken von Holzdachrinnen (1017), Geräte zum Lochstanzen (1076, 1078, 1080), Geräte zum Messen der Stärke bei Rundhölzern (1014, 1124), kleine Hacke (1123), Hammer (1075), Handbohrer (118, 119, 148), Handhacken (1012, 1019, 1020), Haspeln mit Lot (1133, 1135, 1137, 1140),

Heinzelbank (Vorrichtung zum Bearbeiten von Holz) (874), Hobel (754, 1139, 1141, 1142, 1143, 1144, 1145, 1146, 1147, 1149, 1150, 1152, 1153, 1154, 1155, 1184, 1185, 1189, 1198), Hobel mit Abstandhalter (1148, 1151, 1156, 1157, 1158, 1159), Hobel für Fassboden (1183), Hobel für Nut am Fassboden (1193), Hobel für speziellen Einsatz für Fassbinder (1186, 1187, 1188), Holzschlägel (1099), Holzstößel (1102), Holzwinkel (1115, 1116, 1117, 1126), Holzzwingen (1174, 1175, 1176, 1177), Klemme (1138, 1172), Kurbel für Bohrer (47, 1058, 1060, 1062), „Lehre“ zum Schärfen von Zugsägen (629), Meißel (1091, 1094), Nägellade (1164), Punziereisen (1092), Reifmesser (25, 45, 1128, 1132, 1136, 1194, 1195, 1196), Reifmesser zum Ausschaben von Multern (1200), Sägen (46, 1107, 1108, 1110, 1111, 1179), Säge zum Senkrechtschneiden (1005), Schäleisen (1125, 1127), Schleifeisen (1134), Schrägmaß (1119), Schraubenschlüssel (1112, 1113), Schraubenzieher (1086), Schraubzwingen (1022, 1023, 1024, 1025, 1026, 1027, 1028, 1029, 1030, 1031, 1032, 1033, 1329, 1368,1369, 1514), Schrenkzangen zum Verdrehen der Zähne einer Säge (1071, 1074), Spannrahmen für Säge (1105), Spannsäge (1000), Stemmeisen (1083, 1084, 1085, 1087, 1088, 1089, 1089, 1093, 1095, 1096, 1097, 1100, 1101, 1103, 1375), Stoßeisen (1006, 1007), Wasserwaage (1104), Werkzeugkiste (1207), Winkeleisen (1118), Zangen (1065, 1066, 1067, 1068, 1069, 1070, 1072, 1073), Zange zum Schärfen von Zugsägen (632), Zirkel (22, 1121, 1122, 1181, 1182), Zugsägen (282, 284, 285, 286, 287, 288, 1003, 1004), Zugsägenblätter (281, 283)

Schmied

Amboss (1199), Benzinlötlampe (750, 792), Beilage für Hufeisen (1230), Blasebalg (1252), Bremsgestänge für Wagen (1234), Feile (1240), Gaslampen/-brenner (748, 751), Hammer (1261), Hufeisen (372, 373, 1225, 1226, 1227, 1228, 1229), Kette mit Ring (1224), Lötkolben (1238, 1239), Metallsäge (1303), Motorradpumpe (1235), Ofentür (1216), Schraubschlüssel / „Franzose“ (1231), kleine Schaufel (1236), Schlüssel (489, 490, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501), Schraubschlüssel mit Gewindeschneider (1233), Schraubstock (1232), Teil einer Stangenwaage mit Birne (1237), Türbeschläge (484, 1215, 1217, 1218, 1219, 1220, 1221, 1222, 1223), Zangen (1241, 1242, 1243, 1244, 1245, 1246, 1247, 1248, 1249, 1250, 1251, 1253, 1254, 1255, 1256, 1257, 1258, 1259, 1260, 1370)

Schuhmacher

Abziehriemen (957), Ahlen (616, 617, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947), Beißzange (959), Feile (615), Stück einer Gummisohle (983), Hämmer (954, 955, 956), Holzschuhe mit Lederschäften (486), Holzstifte in Originalpapier (989), Kinderschuh (935), Kneip (972), Knieriemen (1315), Lederschere (969), Lederstiefel (121, 932, 933, 934), unterschiedliche Lederstücke (976, 977, 978, 979, 980, 981, 982), „Mausknöpfe“ in Papierschachtel (986), Nähgarn (991), Nähgarn und Nadel (988), Nähmaschinen für Schuhmacher (900, 901), Nägel in Blechschachtel (984), Nägel in Papier (990, 992, 993, 994), Nagelkistchen (905),

Nagelkistchen auf vier Beinen (904), Ösenzangen (963, 964), „Pariser Hafteln“ in Papierschachtel (987), Peitsche (936), Raspeln (965, 966, 967, 971), Scheren (968, 985), Schnittmuster für Sohlen (925, 926, 927, 928, 929), Schuhspitzenbeschläge (995), Schusterleisten (907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 931), Schusterschemel (903), Sohlenleder (974, 975), Sohlenschutznägel (996), Stiefeleisen (937, 938, 939, 940), Texer (922, 923, 924, 930), Texer mit Eisenstiel (906), Texer in Holzstock (902), Wachs zum Imprägnieren des Nähgarns (973), Werkzeug zum Herausziehen der Leisten (950, 951, 952, 953), Zangen (958, 960, 961, 962)

Hausbau und Ziegelherstellung, Baumaterial:

Betonstampfer (1021), Haue zum Kalklöschen (191), Haue für die Mörtelherstellung (192), Haue (ohne Stiel) für die Schottergewinnung (209), Kalkschöpfer (734), Maurerkelle (1272, 1273, 1274, 1275), Mörteltröge (735, 736), Reibbretter (156, 1276, 1277, 1278, 1279, 1280, 1281, 1282, 1283, 1284, 1285, 1286, 1287), Wasserwaage (1288), Ziegel (1268, 1269, 1270, 1271), Ziegelmodel (1265, 1266, 1267)

Diverse:

Brunnenbohrer (1197), Material und Werkzeug zum Bedrucken von Kranzschleifen (1289, 1290, 1291,1292, 1293), Pilotenschlager (20, 157, 123), Seilhaspel (649), Wasserrad (789)

HAUSHALT, HOF UND KÜCHE

Haushalt

- **Objekte aus Holz**: Haspeln (401, 676), Kehrichtschaufel (348), Reibschemel (343, 344, 345, 346), Stopfhölzer (128, 151, 152, 464, 465), Streckschere (620), Waschrumpel (306), Wäschepracker (93, 94, 122, 297, 349, 352), Wäschestampfer (342)

- **Objekte aus Metall**: Bügeleisen (564), Bügeleisenbeschwerer inklusive Stein (374, 376, 377, 378, 379, 380), Bügeleisenständer (383, 384, 476, 614, 799), Nähmaschinen (998, 1511), Petroleumkanne (425), Scheren (361, 788), Wärmeflasche (394), Waschrumpel (308)

- **Objekte aus Holz, Metall und/oder diversen Materialien**: Bügeleisen (475, 561, 562, 563, 565, 566), Elektrobügeleisen (1301, 1302), Fliegenklatsche (539), Spulenteil (787), Stempel für Stickvorlage (438, 450, 479), Thermometer (506), Waschrumpel (307), Waschschüssel (733)

Vorratswirtschaft und/oder Küche

- **Tongefäße, glasiert und unglasiert**: Aschenbecher (423), Backform (451), Becher (449, 468), Deckel (133), Flaschen (159, 420), Krüge ohne Henkel (161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 421, 443, 457, 470, 549), Krüge mit einem Henkel (35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 97, 98, 102, 105, 106, 107, 111, 115, 270, 341, 422, 429, 439, 452, 454, 455, 458, 459, 460, 467), Plutzer (102, 110, 112, 168, 269, 453, 456, 463), Ölbehälter mit Deckelschraube (99), Schüsseln (96, 101,113, 117, 312, 520, 521), Schüssel mit Rastelgebinde (485), Teller (311, 553, 554), Töpfe mit Henkel (12, 100, 103, 108, 109, 114, 250, 251, 428), Töpfe mit Rastelgebinde (104, 116), Vase (149)

- **Körbe**: Buckelkorb (60), flache Körbe (84, 525), Korbflaschen (13, 68), Korb mit einem Henkel (81, 82), Korb mit zwei Henkeln (61), Mehlkörbe (75, 76), „Simperl“ (78, 124),Wäschekorb (680), „Sumper“ (14, 69, 74), „Sumper“ mit Deckel (66)

- **Fassbinderarbeiten**: Fässer (11, 604, 711, 749) Fass mit Ständer (483), Fässchen mit Wandhalterung (134), Metzenschaff (1), Schaffe ohne Henkel (8, 803), Schaff mit einem Henkel (7), Schaffe mit einem Henkel und Deckel (5, 6), Schaffe mit zwei Henkeln (2, 310, 634, 812), Schaff mit zwei Henkeln und Deckel (4), Wasserbutte mit Deckel (10), Winzerbutte (9)

Küche

- **Objekte aus Holz**: Backofenreinigungsgerät (582, 585), Brotremme (659), Eierbecher (154), Fleischklopfer (127, 369), Gewürzbord (593), Grammelpresse (596), Holzlöffel (132, 144), Holzschalen (1160, 1161, 1162), Holzschaufeln (49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 59, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 131), Holzschaufel mit durchgescheuertem Schaufelblatt (58), Holzschaufel zum Schmalzrühren (392, 393), gedrechselte Holzschüsseln (95, 160, 231, 555), Holzteller (155), Kochlöffel (145, 336, 337, 338, 461, 462, 474), Mörser (389), Multer (652, 653, 656, 657), Multer, repariert (654), Nudelbrett (487), Nudelwalker (17, 85, 1318), Ofenkruck (581, 583, 586), Ofenschüssel (587), Ofenwisch mit Maisstroh (584), Quirl (367, 368, 651), Quirl aus Christbaumwipfel (339, 340), Stößel für Mörser (387, 390, 391), Tellerbord (594, 658)

- **Objekte aus Metall und Holz**: Bratenwender (326), Brotmesser (371), Butterfass (524, 595, 635), Fleisch- oder Krautgabeln (153, 330), Fleischhammer (146, 147), Gabel (543), Gurkenhobel (141, 142, 143, 294, 295), Heidelbeerrechen (623), Kaffeemühle (409, 410, 411), Kaffeekocher (370), Kaffeeröster (364), elektrischer Kocher (427), Mehlschaufel (1307), Mehlsiebe (444, 445, 446, 447, 448), Mohnreibe (424), Ofenwagen (492), Reibeisen (139,

140), Siebe (137, 138), Schüsseln (158, 232), Schrettmühle (276), Taschenfeitel (572), Teigräder (331, 332, 790), Tischmesser (568), Wiegemesser (129,135,136, 334)

- **Objekte aus Metall**: Aufsatz für Gaskocher (388), Bratenwender (327, 328), Bratenwender inklusive Gabel (359), Brotdose (507), Butterfässer (309, 605), Drahtkörbe (Rastelbinderarbeiten) (478, 530), Dreifuß (624), Dreifußpfannen (363, 477), Dreifuß und Pfanne (473), Fleischgabeln (358, 360), Gabeln (512, 513, 515), Geschirrtuchhalter (627), Gewichte (396, 397, 398, 399, 1312), Gugelhupfformen (511, 558, 574), Häferl (381), Kaffeekanne (547), Kartoffelpressen (347, 1305, 1306), Keksausstecher (577), Knödelschöpfer (329), Knödelsieb (434), Kocher (400), Kochlöffelhalter (Rastelbinderarbeit) (335), Kochutensilienhalter (482), Küchenwaagen (538, 542, 743), Löffel (517), Maßhäferl (602, 603, 606, 607, 608, 609), Messer (514, 519, 523) Milchkannen (471, 531), Milchentrahmgefäß (472), Milchentrahmgerät (797), Milchmaß (621), Nussreibe (432) Pfannen (412, 413, 611, 866), Petroleumkocher (426, 430, 544, 546), Reibeisen (357, 365), Salzdose (536), kleine Schalen (756, 806), Schmalztopf (509), Schöpflöffel (435), Siebe (502, 613, 619), Sparherd (793), Spiegeleipfanne (314), Stielrein (362), Tablett (843), Teeeier (505, 794), Töpfe (469, 869), Topfdeckel (414, 415, 416, 417, 418, 437, 442, 867), Topf mit Deckel (863), Topfdeckel mit Löchern (868), Topfdeckelhalter (351, 366, 436), Trichter (125, 541), Wasserkanne (510)

- **weitere Küchen- und Speiseutensilien**: ein mit Holzwolle ausgestopfter Drahtkorb plus Flasche (633), Gabel mit Griff aus Horn (573), Gabel mit Plastikgriff (508), Gewürzladen (780, 781, 782, 783, 784, 785, 786), Glasschale (884), Karaffe aus Glas (551), Knochenschale aus Porzellan (643), Porzellansuppentopf mit Deckel (601), Salz- und Pfefferstreuer (1308), Tischmesser (569), Tischmesser mit Griff aus Horn (570, 571), Tischmesser mit Plastikgriff (570, 571), Zitronenpresse aus Glas (805)

Garten

Gartenhauen (210, 280), Gießkanne (865), Sieb für Gießkorb (204), Vogelhäuser (402, 672)

Imkerei

Bienenkörbe (62, 63, 64, 65, 67, 70, 71, 72, 77, 79, 752), Bienenkorb mit schneckenartigen Zierknöpfen (83), Bienenkorbfragment (80), Honigschleuder (870)

Fallen

Iltisfallen (728, 729), Mausefallen (818, 830, 883, 888), Schlageisen (719, 723, 730, 731, 737, 753)

Wohnbereich

gemalte oder gezeichnete Bilder in Rahmen (640, 641, 1348), Bilderrahmen (851), Collagen mit religiösen Motiven (1334, 1337, 1345), Collagen mit weltlichen Motiven (1347, 1355), Devotionalien (881, 882), Farbdrucke in Rahmen mit religiösen Motiven (625, 626, 630, 631, 823, 826, 828, 829, 1330, 1331, 1332, 1333, 1335, 1336, 1338, 1339, 1340, 1341, 1342, 1343, 1344, 1346, 1361), Farbdrucke in Rahmen mit weltlichen Motiven (1349, 1350, 1351, 1352, 1354, 1356, 1360), Fotos in Rahmen (824, 825, 850, 1358, 1359), Garderoben (273, 274, 275, 618), Gipsfigur: Heiliger mit Mädchen (579), Handtuchhalter mit Bild (639), Holzgefäß für Füllfederhalter (642), Holzschachtel (646), Holzschemel (592, 862, 1163, 1309), Kerzenhalter (431, 540, 576, 578, 683, 684, 686, 687, 688, 689, 691), Kerzenhalter mit Kerze (682, 685), Kienspanhalter mit Kienspan (529), Körbchen (693), Kruzifixe (503, 533, 537, 622, 696, 822, 827, 844, 848), Küchenuhr (526), elektrische Lampe (694), Madonnenstatuette (697, 849), Marterl (698), Postkasten (580), gedrechselter Ständer (552), besticktes Wandtuch (650, 1322, 1323), Uhr (545), Uhrimitat (527), Vogelkäfige (591, 669), Petroleumlampen (21, 532, 534, 535, 695), Teile einer Petroleumlampe (1311), Putte (847), Rosenkranz (548), Schlüsselbrett (504), Schwimmkerzen (745, 746, 846), Spiegel (636, 1326, 1327, 1328), Tischlerdiplom in Rahmen (1357), Tischglocke (755), Thonetsessel (1516), Truhen (1500, 1510), Windlicht (24)

Spielsachen und Möbel für Kinder

Dreirad (662), Katze zum Nachziehen (665), Kinderschreibtruhe (663), Kindersessel (668), Kindersitz (666), Kinderwagen (675), Laubsägearbeiten (831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842), Pferd zum Nachziehen (664), Puppenwagenrest (667), Roller (661), Schaukelpferd (660), Schaukelstuhl (671), Schiffchen (678), Schlitten (403, 715, 716, 795), 2 Stück Stelzen (620), Wasserrad (670), Wiege (673)

Diverse

Anstecknadel (810), Arzttasche (821), Augenschoner (575), Brille (809), Brillenetui (804), Bruchgürtel (648), Doppellockenscheren (320, 321), Fototasche (852), Gehstöcke (644, 645), Grablicht (692), Grabkruzifix (726, 727), Klistiergefäß (550), Klöppel für Gründonnerstag (681), Lederschachtel (1325), Lockenscheren (315, 316, 317, 318, 319, 322, 323, 324, 516), Lockenschere mit Gasantrieb (325), Medaillen (802, 814), Medaillon (747), Münze (854), Pfeife (567), Rechenmaschine (742), Rohrstab (1324), Schlüssel (801), Schreibmaschinen (738, 739, 740, 741), Sparstrumpf (395), Stiefelknechte (556, 557, 559, 676)

KOMMUNALE EINRICHTUNGEN

Schule

Dreiecklineal (759), Einmaleins-Kartontafel (763), Federschachtel mit Inhalt (770), Kolben und Halterung (Chemieunterricht) (807), Lehrerpult inklusive Tintenfass (1512), Lineal (758), Papierbuchstaben in Schachtel (853), Rechenhilfe (732), Rechenschieber (760, 768, 769), Schiefertafeln (765, 766, 767), Schiefertafel mit Schwamm (764), Schulbank inklusive Tintenfass (1313), Schultafel (1519), Schultasche (808), Tafelhalter (1353), doppeltes Tintenfass (757, 761)

Feuerwehr

Feuerwehrbeil (1295, 1296), Feuerwehrhelm (1297), Feuerwehrgurt mit Beil (1294), Feuerwehrschlauch (1298)

BIBLIOGRAPHIE:

BURGENLÄNDISCHES LANDESMUSEUM (Hg.)
1969 Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42. Bericht über die Feldforschung 1965/66: Wolfau: Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly Gaál. Eisenstadt.

DOSEDLA, Heinz-Christian
1969 Stroh- und Flechtarbeiten. In: Burgenländisches Landesmuseum, 347 – 381.

HUGGER, Paul (Hg.)
1992 Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Band 1. Zürich: Offizin.

MUENSTERBERGER, Werner
1995 Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft. Berlin: Suhrkamp.

SCHÄRER, Martin R.
1992 Sammeln – Bewahren – Ausstellen. Vom musealen Umgang mit Objekten der Volkskultur. In: Hugger, Paul (Hg.), S. 37 – 58.

SCHÖBITZ, Helmut
1969 Waldarbeit und Holzgeräte. In: Burgenländisches Landesmuseum, 320 – 346.

SEGETH, Uwe-Volker
1989 Sammler und Sammlungen. Studien über ein kulturelles Handlungsmuster und seine pädagogische Dimension. Braunschweig: Diss.

SIMON, Franz
1981 Bäuerliche Bauten und Geräte. Südburgenland und Grenzgebiete. Oberschützen.

STURM, Eva
1991 Konservierte Welt. Museum und Musealisierung. Berlin: Reimer.

WISSENSCHAFTLICHER RAT DER DUDENREDAKTION (Hg.)
1997 Duden. Fremdwörterbuch. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Duden.

SOZIALWISSENSCHAFTLICHE METHODENAUSBILDUNG IN DER PRAXIS

EIN SEMINARBERICHT[41]

Gertraud Seiser

Die fehlende Praxisnähe der Methodenausbildung am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie (vormals Völkerkunde) wurde und wird von den Studierenden immer wieder moniert. Die Angebote der vergangenen zwei Jahrzehnte beschränkten sich meist auf im Vorlesungsstil vorgetragene Einführungen in quantitative und / oder qualitative Erhebungsverfahren, die manchmal mit ein paar Probeinterviews zu ergänzen waren. Die „Feldforschungsseminare" bei Walter Dostal in den 80er Jahren – von denen ich mindestens zwei bis drei besucht habe – bezogen ihren Charme und ihre Spannung aus den abenteuerlichen Berichten der KollegInnen, die bereits lange Feldaufenthalte in fernen Ländern hinter sich hatten. Man erfuhr viel darüber, wie mit den Widrigkeiten des Lebens unter anderen klimatischen Bedingungen und mit Menschen in völlig anderen Lebenszusammenhängen umzugehen ist, aber wenig über die konkrete Umsetzung von Forschungsvorhaben.

Aus dieser Bedarfssituation heraus bot Andre Gingrich vom Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien der Kulturwissenschaftlichen Recycling ArGe die Weiterarbeit am Burgauberg-Projekt im Rahmen eines gemeinsamen 4-stündigen Seminars unter dem Titel „Ethnologische Feldforschung – Konzepte, Methoden, Praxis (Burgenland)" im Wintersemester 1997/98 an.

Bereits zu Beginn der Vorbereitungsarbeiten für dieses Seminar wurde klar, dass die übliche Seminarform, die den Studierenden große Freiheiten in der Themenwahl im Rahmen eines bestimmten Spektrums erlaubt, ungeeignet ist. Dazu waren die Voraussetzungen, die sich aus der Vorgeschichte des Projekts, der Sammlung selbst und den verschiedenen beteiligten Interessengruppen ergaben, gleichzeitig zu spezifisch und zu heterogen.

---

[41] Wie mit „Seminarbericht" schon angedeutet wird, geht es in der Folge um die Darstellung der Vorbereitung und Durchführung einer Lehrveranstaltung, an der ich selbst auch beteiligt war. Das bedeutet, dass mein Bericht aus einer ganz bestimmten Perspektive erfolgt, die sich sicherlich nicht mit den Erinnerungen aller Beteiligten deckt. Sowohl die Sichtweisen der Studierenden als auch jene der Bevölkerung Burgauberg-Neudaubergs bleiben hier unberücksichtigt. Gleichzeitig sind Darstellung und Einschätzungen insofern nicht *nur* persönlich, als sie Ergebnis eines intensiven Diskussionsprozesses unter den Mitgliedern der Kulturwissenschaftlichen Recycling ArGe sind und somit doch unsere gemeinsame Sichtweise bilden.

Die Gemeinde Burgauberg-Neudauberg wünschte sich eine Überprüfung der Verwertbarkeit der Sammlung und Konzepte für eine mögliche Musealisierung derselben. Diffus stand die Idee eines modernen „Regionalmuseums“ im Raum, das als touristische Attraktion die Gäste der nahen Thermen und der Golfschaukel anziehen sollte. Ihre Fragestellung lautete, wie sich aus der Sammlung ein Museum machen ließe, wie die Sammlung kostengünstig wissenschaftlich aufgearbeitet werden könne, damit sie überhaupt erst für Ausstellungen verwendbar wird.
Das Ausgangsmaterial für die Studierenden hatten daher die Objekte der Sammlung Salmhofer[42] zu sein, aus den in der Sammlung vorhandenen Gegenständen ergaben sich mögliche Fragestellungen und wurden andere ausgeschlossen. Gleichzeitig war uns von Beginn der Seminarvorbereitung an wichtig, der Gemeinde, die uns ja beauftragt hatte und die Feldforschung ermöglichte, Greifbareres zurückzugeben als einen Stapel mehr oder minder gut lesbarer Seminararbeiten. Der Aufenthalt im Untersuchungsgebiet wiederum war eine Frage der Finanzierbarkeit[43] und der von den Studierenden erwartbaren zeitlichen Gegenleistungen für ein vierstündiges Seminarzeugnis.

Nach längeren Diskussionen entschieden wir uns daher, das Seminar am Modell einer Projektorganisation zu orientieren, um den Anforderungen der Universität, der Gemeinde sowie der EU-Förderung und dem Verwalter der Sammlung zumindest einigermaßen gerecht zu werden.
Es wurde ein klares Ziel definiert und ein Zeitpunkt, zu dem es zu erreichen war. Ziel des Seminars war die Präsentation möglicher Verwertungen der Sammlung Salmhofer vor den BürgerInnen der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg Ende Jänner, Anfang Februar 1998. Aus universitärer Sicht war der Feldforschungsaufenthalt im Südburgenland ein wichtiges Etappenziel der Lehrveranstaltung. Eine Reflexion unserer Ausgangsbedingungen und der zur Verfügung stehenden Ressourcen und Strategien führte zum Konzept einer Seminarstruktur, in der arbeitsteilige Teams komplexe Aufgaben bewältigen sollten. Ausgehend von der vorhandenen Sammlung, anderweitig gesammelten Dokumenten und Literatur sollten die Studierenden recherchieren, zusätzliche Daten erheben, diese auswerten, zusammenführen, eine darauf aufbauende Präsentation konzipieren, diese vorbereiten und realisieren. Dies erforderte Vereinbarungen mit den Studierenden über den

[42] Inhalt und Zusammensetzung der Sammlung werden im Artikel von Astrid Frieser in diesem Band detailliert beschrieben.

[43] Eine Finanzierung konnte im Rahmen eines EU-Teilprojektes erreicht werden, so wurde das Seminar zum Pilotprojekt von „Uni-Mobil“, einem Programm, mit dem Universitätsinstitute in die ländliche Peripherie des Südburgenlandes gelockt werden sollten.

Ablauf des Vorhabens, die Art und Weise ihrer internen Zusammenarbeit und methodische Spezialisierungen.

Inhaltlich-thematisch konzentrierten wir uns auf die Frage nach der „ethnischen Arbeitsteilung“ in der Region. Der Themenbereich „Arbeit“ drängte sich durch die Sammlung selbst auf, da diese zu einem Gutteil aus bäuerlichen Arbeitsgeräten und der Ausstattung verschiedener handwerklicher Werkstätten besteht. Die Spezifizierung auf ethnische Arbeitsteilung erfolgte aufgrund der besonders für EthnologInnen interessanten Geschichte und Formen des Zusammenlebens verschiedener ethnischer und religiöser Gruppen im Südburgenland[44]. Erstaunlicherweise wird aber die ethnische Vielfalt in der durchaus nicht geringen Zahl kleiner Regionalmuseen des Südburgenlands kaum dargestellt oder thematisiert.

VERMITTLUNGSZIELE UND ORGANISATIONSKONZEPT DES SEMINARS IM DETAIL

Wie bereits dargelegt, bestand das primäre Ziel der Lehrveranstaltung in der Vermittlung und praktischen Übung von Methoden der ethnographischen Datenerhebung, das aufgrund des angestrebten Seminarziels noch um Konzepte und Methoden der Musealisierung und Präsentation erweitert wurde.
Um in kurzer Zeit zu möglichst vielfältigen, einander ergänzenden Ergebnissen mit wenig Überschneidungen zu gelangen, entschieden wir uns für eine Seminarstruktur mit stark ausgeprägter Arbeitsteilung. Das Seminarkonzept selbst wurde vom Ziel her entwickelt, das heißt, wir versuchten nicht, Einblick in das Gesamtspektrum ethnographischer Methoden zu geben, sondern die Studierenden sollten in die Lage versetzt werden, ausgehend von den konkreten Problemstellungen des Projekts die jeweils adäquaten Methoden zu finden.

Die Grundhypothese, auf der das Konzept der Abschlusspräsentation aufgebaut werden sollte, lautete: Es hat im Südburgenland eine ethnische Arbeitsteilung zwischen deutsch-, kroatisch-, ungarisch-, romanessprachiger und jüdischer Bevölkerung während eines über Interviews fassbaren Zeitraumes gegeben. Sollte die Hypothese bestätigt werden, bestand die Aufgabe darin, diese Arbeitsteilung auf ethnisch nicht diskriminierende Weise darzustellen. Lässt sich die Hypothese nicht bestätigen, ist zu überlegen, wie die Wirtschafts-

[44] Vgl. den Artikel von Maria Anna Six-Hohenbalken in diesem Band.

weise dieser bis in die 60er Jahre von Armut geprägten Region einem heutigen Publikum nahegebracht werden kann.

In der Konzeptionierung gingen wir von einer TeilnehmerInnenzahl von ca. 16 – 32 Studierenden aus und legten vier thematische Zugänge, die sich an allgemeinen Beschäftigungsfeldern orientierten, fest: Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Lohnarbeit. Innerhalb jedes thematischen Feldes sollten sich die Studierenden zwischen vier methodischen Spezialisierungen entscheiden:

- Erhebung der materiellen Kultur ausgehend von Objekten
- Erhebung des regionalen und sozialen Kontextes
- Inszenierung von Objekten und Objektgruppen
- Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur.

Die methodischen Spezialisierungen korrespondierten mit den durch Ausbildung und berufliche Praxis erworbenen methodischen Spezialkenntnissen von uns vier Mitgliedern der Kulturwissenschaftlichen Recycling ArGe und wurden von der jeweiligen Fachfrau unter uns vorbereitet, den Studierenden vermittelt und im Forschungs- und Realisierungsprozess betreut. Die inhaltlichen Themenbereiche sollten sich die Studierenden selbst erarbeiten. Die Aufgabe von Andre Gingrich bestand darin, auf theoretischer wie inhaltlicher Ebene das Seminar zusammenzuhalten und zu supervidieren. Didaktisch bedeutete dies, dass die generellen Inhalte in Plenarveranstaltungen abgehandelt und diskutiert wurden, die Methodengruppen in der Zeit der Feldforschungsvorbereitung getrennt voneinander von jeweils einer von uns mit dem grundlegenden methodischen Knowhow ausgestattet wurden, und sich dazwischen die inhaltlichen Gruppen unabhängig von uns treffen sollten. Von den inhaltlichen Sitzungen wurden Kurzprotokolle angelegt, die uns wiederum die Möglichkeit boten, notfalls entsprechende Korrekturen oder weiterführende Informationen einzubringen. Auch hier boten wir an, die thematischen Diskussionen zu unterstützen, ein Angebot, das von fast allen Gruppen in Anspruch genommen wurde.

Aufgrund der komplexen Seminarstruktur (vier methodische Gruppen kreuzen vier thematische) ergaben sich beinahe für jedes (optimalerweise) Zweierteam andere methodische Notwendigkeiten:

Die Spezialisierung **Erhebung der materiellen Kultur ausgehend von Objekten** erhielt die Aufgabe, ausgewählte Objekte der Sammlung zu beschreiben, Skizzen anzufertigen und lokale ExpertInnen dazu zu befragen. Methodisch sollte mit Inventarisierungsbögen gearbeitet werden, leitfadengestützte ExpertInneninterviews sollten erprobt, Wortlisten über die

Einzelbestandteile der Gegenstände angelegt und Transkriptionsnormen beachtet werden. Hauptinteresse in den Interviews war, was mittels der Geräte und Objekte über die diese benützenden Menschen zu erfahren ist. Das bedeutet, es sollte erkundet werden, wer was wann wozu ver- oder angewendet hat. Der Bezug zum Gesamtprojekt sollte über die Frage hergestellt werden, ob sich mit den vorhandenen Objekten Aussagen zur Grundhypothese treffen lassen.

Die Ausgangsfrage der Spezialisierung **Erhebung des regionalen und sozialen Kontextes** lautete, wie anhand von Objekten etwas über regionale Besonderheiten und Unterschiede herausgefunden werden kann. Methodisch ging es um die Dokumentation von materieller Kultur im Feld, den in der Sammlung befindlichen Gegenständen sollten so die jetzt im Gebrauch stehenden gegenübergestellt werden. Interviewtechnisch stand eine themenbezogene oral history im Vordergrund bei gleichzeitiger Erschließung schriftlicher Quellen wie Arbeitsbücher, Urkunden, Testamente oder Inventare. Die Grundhypothese sollte auf regionaler Ebene und in einem weiteren sozialen Kontext in Frage gestellt werden.

Auf die zwei weiteren Spezialisierungen, **Inszenierung von Objekten und Objektgruppen** und **Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur** wird im Artikel von Eva Kolm, die sich mit der Präsentation der Seminarergebnisse vor Ort beschäftigt, näher eingegangen.

VOM KONZEPT ZUR PRAXIS DES SEMINARS

Aufgrund der überraschend hohen Zahl an Anmeldungen zum Seminar wurden zusätzlich zu den projektierten Gruppen Spezialaufträge zur Auswahl gestellt. So sollte eine Arbeitsgruppe von bereits sehr fortgeschrittenen Studierenden den Wochenmarkt in Oberwart besuchen und mittels teilnehmender Beobachtung, ExpertInneninterviews und Gesprächen mit MarktfahrerInnen und MarktbesucherInnen Struktur und regionale Bedeutung des Oberwarter Wochenmarktes untersuchen. Zwei Studentinnen mit Hebräischkenntnissen wurden nach Eisenstadt ins Landesarchiv gesandt, um die dort befindlichen Dokumente der jüdischen Gemeinden im Südburgenland zu sichten und Teile davon aufzuarbeiten. Dieses Vorhaben erwies sich als unrealisierbar, da die Dokumente zwar mit hebräischen Schriftzeichen verfasst worden waren, die verwendete Sprache allerdings meistens Ungarisch ist. Daraufhin begaben sich die zwei Studentinnen nach Güssing auf Spurensuche nach der dortigen dem Nationalsozialismus zum Opfer gefallenen jüdischen Gemeinde und es gelang ihnen rasch, viel spannendes Material zusammenzutragen.

Zwei weitere Personen wurden damit beauftragt, die FeldforscherInnen selbst teilnehmend zu beobachten und die Interaktionen zwischen der „Forschungsexpedition“ und der einheimischen Bevölkerung zu dokumentieren.

Von besonderer Bedeutung für die Qualität der Ergebnisse der thematischen Gruppen waren ihre interne Kommunikationsbereitschaft und die Teamfähigkeit. Da alle Gruppen auch Gruppenergebnisse zu präsentieren hatten, waren die Einzelnen stark aufeinander angewiesen. Hier muss betont werden, dass die Kooperationen ungewöhnlich friktionsfrei waren und das Engagement der Studierenden sich wirklich als außergewöhnlich erwies.
Wir möchten an dieser Stelle allen TeilnehmerInnen des Seminars, die in der Folge namentlich aufgelistet werden, für ihre engagierte Mitarbeit recht herzlich danken. Unser Dank gilt dabei insbesondere auch jenen, die aus vielfältigen Gründen keinen eigenen Artikel verfasst haben. Am Zustandekommen des umfangreichen Materials, auf dem dieser Reader beruht, waren alle beteiligt.

SEMINARTEILNEHMERINNEN IN MATRIXSTRUKTUR:

	Erhebung des regionalen und sozialen Kontextes	**Sammlungs-strategien / Musealisierung von Alltagskultur**	**Erhebung der materiellen Kultur anhand von Objekten**	**Inszenierung von Objekten und Objektgruppen**
Landwirtschaft	Wolf Grünzweig	Walter Pöhn	Stefan Bauer	Erwin Kadlik
	Frank Hagen	Barbara Reisner	Gisela Fürtauer	Christina Klinger
	Annette Wilhelm-Nárosy		Markus Hirnsperger	Brigitta Rattay
Handel		Johanna Ahrer	Alexis Kawajar	Georg Böhme
		Jeanette Hammer	Özgür Tomruk	Sabine Maierhofer
Handwerk	Jasmine Böhm	Gertrude Schmekal	Irene Katzensteiner	Gabriele Grunt
	Michael Lidauer		Anna Streissler	Andrea Strasser
Lohnarbeit	Isebill Schmiedbauer	Christina Augsburger	Bettina Dekrout	Stefan Pohlmann
		Walter Sommersguter	Karin Rachbauer	Celine Wawruschka
SONDER-GRUPPEN:	**Wochenmarkt in Oberwart:**		Peter Fichte, Irene Göd, Elisabeth Mayr, Ottilie Vollnhofer	
	Jüdische Gemeinden im Südburgenland:		Martina Berg, Tanja Täuber	
	Teilnehmende BeobachterInnen:		Martin Slama, Julia Wippersberg	

Die eigentliche Feldforschung fand zwischen 5. und 9. Dezember 1997 in Burgauberg-Neudauberg statt. An ihr waren alle Mitglieder der vier Hauptgruppen beteiligt, die zwei teilnehmenden BeobachterInnen sowie die Gruppe „Jüdische Gemeinden im Südburgenland“. Der örtliche Knotenpunkt, von dem die Studierenden ausschwärmten und wo sie sich wieder versammelten, war das Gemeindeamt, insbesondere der Sitzungssaal des Gemeinderats. Hierhin transportierten die einzelnen Arbeitsgruppen einen Teil ihrer Objekte, in der daneben befindlichen Küche wurden nicht nur Kaffee und Tee zubereitet und die klammen Finger gewärmt, sondern Unterlagen und Dokumente fotokopiert, sowie historische Bilder und Handschriften mit einer Repro-Kamera fotografiert. Täglich um neun Uhr früh trafen wir einander im Gemeindeamt, klärten in einer kurzen gemeinsamen Besprechung das Tagesprogramm und Details, wie wer welche Interviewtermine übernehmen sollte, dann brachen bereits die ersten zu ihren Terminen auf oder gingen in das gegenüberliegende Gemeindelager, um weitere Objekte auszupacken und zu beschreiben. Die bittere Dezemberkälte, welche die Arbeit im Lager mühsam machte, führte dazu, dass immer mehr Objekte der Sammlung in den Vorraum des Gemeindeamtes transferiert wurden. Den Bürgern, die zu den Amtsstunden kamen, um ihre Geschäfte zu erledigen, bot sich ein ungewohntes Bild aus „altem Gerümpel“, dieses vermessenden und zeichnenden Studierenden, älteren Einheimischen, die wieder anderen Studierenden heftig gestikulierend die Handhabung von Arbeitsgeräten erklärten und weiteren Gruppen, die diskutierend die Aschenbecher belagerten.

Um die wenigen Tage, welche die SeminarteilnehmerInnen in Burgauberg-Neudauberg verbringen sollten, möglichst effizient zu gestalten, waren bereits im Vorfeld Interview-partnerInnen angesprochen und Termine mit ihnen vereinbart worden. Als großer Vorteil erwies sich dabei die Tatsache, dass Maria Anna Six-Hohenbalken in der Gegend aufgewachsen und gut bekannt ist und ihre Kontakte nützen konnte. Weiters war das Ereignis „Feldforschung“ in der Gemeindezeitung mit der Einladung angekündigt worden, sich für Interviews zur Verfügung zu stellen. Die Anbindung an das LEADER-Projekt eröffnete die Möglichkeit, über die „Lokalmanager“[45] an zusätzliche geeignete InterviewpartnerInnen zu kommen. Diese organisierten in den umliegenden Orten Termine, meist in Gasthäusern, oft mit mehreren Personen gleichzeitig. So kam es zu Gesprächs-runden von „Alten“, die für unsere InterviewerInnen besondere Herausforderungen darstellten.

[45] In den am LEADER-Programm der EU beteiligten Gemeinden wurden „Lokalmanager“ eingesetzt. Das sind Personen, welche die einzelnen Programme lokal unterstützen und umsetzen wie auch heute Projekte initiieren sollen.

Insgesamt waren für jede der vier Arbeitsgruppen täglich zumindest 2 Interviewtermine vorfixiert.

Während des Aufenthalts in Burgauberg-Neudauberg entwickelte sich eine fast unglaubliche Dynamik der Ausweitung des Feldforschungsprogramms. Die Studierenden sprachen weitere Personen an, vereinbarten Einzeltermine mit Personen aus den „Runden“ oder befragten zusätzlich Familienmitglieder der ursprünglichen InterviewpartnerInnen.
Diese Vorgehensweise hatte Vor- und Nachteile: Einerseits wurde das „Interviewmaterial“ vergrößert, es entstanden wesentlich mehr Interviews als vorgesehen; was andererseits aber vernachlässigt wurde – auch von uns –, war das methodisch-didaktische Ziel des Erlernens von Interviewtechniken. Aufgrund der vielen Termine kamen die entsprechende Vor- und Nachbereitungen der Interviews zu kurz. Es fehlte die Zeit, sich die aufgezeichneten Gespräche nochmals anzuhören, auf InterviewerInnenfehler zu achten und diese im nächsten Interview zu korrigieren.
Die Interviewleitfäden, die auf die vereinbarten InterviewpartnerInnen abgestimmt worden waren, wurden aus Zeitmangel oft nicht adaptiert, oder es ergaben sich aus spezifischen Situationen vor Ort heraus Interviewformen, auf die niemand vorbereitet war. Unsere Versuche zu bremsen standen der allgemein vorherrschenden Begeisterung so stark entgegen, dass wir uns schließlich ebenfalls davon mitreißen ließen. Selbst die „Drohungen“, dass alle Interviews selbstverständlich zu transkribieren wären, bewirkten wenig.
Aus heutiger Perspektive lässt sich nicht beurteilen, ob es besser gewesen wäre, stringenter am vorher Geplanten zu bleiben. Dass diese Vermehrung der Interviews zustande kam, sagt auch einiges über die Interaktion zwischen InterviewpartnerInnen und Studierenden aus. Hätten die Gewährspersonen die Befragungssituation nicht geschätzt, hätten sie sich nicht als ExpertInnen ihrer Geschichte behandelt gefühlt, wäre diese Dynamik nicht entstanden. Mehrmals wurde von älteren Interviewten bedauert, dass sich die eigenen Kinder und Enkel nicht für ihr Leben, ihre Geschichte, das, wie es früher einmal war, interessieren würden und dass es sehr schön sei, wenn junge Leute kommen, die genau das wissen wollen.
Hier ist es wohl angebracht, ein paar Bemerkungen zum Atmosphärischen zu machen: Die InterviewerInnen wurden durchwegs überaus herzlich empfangen und AdressatInnen einer in städtischer Umgebung kaum fassbaren Gastfreundschaft. Sie erhielten Jausen und Getränke, Kaffee und Kuchen und einige wurden sogar im Gasthaus zum Essen eingeladen. Nicht immer kehrten die Studierenden von ihren Interviewterminen nüchtern zurück. Jene Gruppe, die das traditionelle „Sauabstechen“ dokumentierte, wurde auch zum Sautanz und zum „Blutnigl“ eingeladen, einem Gericht, das aus frischem, gewürzten, mit Mehl und Milch vermengtem und gebackenen Schweineblut besteht. Dabei wurde bei manchen der

JungethnologInnen das Erfahren-Wollen des Fremden / Anderen doch auf eine gewisse Probe gestellt. Einer unserer Informanten schickte nach dem Interview für alle Studierenden zwei große Schachteln Äpfel zur Stärkung, ein Akt, der wohl nur als sehr positive Reaktion auf die Befragungssituation zu deuten ist.

Während der Vorbereitungszeit in Wien hatte es heftige Diskussionen unter den Studierenden darüber gegeben, ob es nicht angebracht wäre, den InformantInnen Gastgeschenke mitzubringen, Kleinigkeiten, Gesten, um für das erhaltene Wissen zu danken. Obwohl die Frage mehrheitlich grundsätzlich bejaht wurde, verlief doch die Konkretisierung eher im Sande. Wein, Schnaps und selbstgebackene Kuchen hätte wohl bedeutet, Eulen nach Athen zu tragen. Da die Feldforschung um den 6. Dezember herum stattfand, brachten schlussendlich einige Studierende ihren InterviewpartnerInnen Schokoladekrampusse und Nikoläuse mit. Wie diese Geste interpretiert wurde, lässt sich schwer sagen.

Im Zuge der Feldforschungsvorbereitung war bereits klar geworden, dass die vier Themen (Handel, Handwerk, Landwirtschaft, Lohnarbeit) viel zu umfassend waren, um in der kurzen Zeit bearbeitbar zu sein. Jede der vier Gruppen hatte daher nach einer geeigneten Einschränkung gesucht.

Die Gruppe **HANDEL** entschloss sich zu einer Fokussierung auf den Viehhandel. Neben Interviews mit ProduzentInnen, HändlerInnen und WiederverkäuferInnen von Vieh und Fleisch hatten einige Gruppenmitglieder Gelegenheit zu einer Fotodokumentation einer „traditionellen“ Hausschlachtung. Zur Kontrastierung dieser seit 1.1.1998 nach EU-Recht verbotenen Form der Hausschlachtung dokumentierte die Gruppe auch moderne Schlachtanlagen und den Supermarktvertrieb von Fleisch. Aus den Objekten der Sammlung wählte die Gruppe „Handel“ alle jene, die mit Viehzucht und Viehtrieb in Zusammenhang stehen, um sie einer weiteren Bearbeitung zu unterziehen.
Auf Basis der Ergebnisse dieser Arbeitsgruppe ist der Artikel von *Johanna Ahrer* entstanden, die die Produktion und den Vertrieb von Rindfleisch im südlichen Burgenland nachzuvollziehen versucht. Ihr Schwerpunkt liegt dabei auf den Veränderungen in diesem Teilsektor der ländlichen Ökonomie in den vergangenen 50 Jahren. Aus dem Interview-material versucht sie weiters, die sozialen Dynamiken des Kaufs und Verkaufs auf den Oberwarter Viehversteigerungen zu rekonstruieren.
Jeanette Hammer, ebenfalls Mitglied der Themengruppe Handel, hat einen Artikel in ihrer Museumsspezialisierung geschrieben. Ihr Ausgangspunkt war der Besuch verschiedener

Museen der Region während des Feldaufenthalts. Aus dieser Bestandsaufnahme der Museumslandschaft und ihres Objektbestands hinterfragt sie die Sinnhaftigkeit der vielen ähnlichen Regionalmuseen und bringt Vorschläge, wie ein themenzentriertes Museum dennoch aussehen könnte.

Die Gruppe **LOHNARBEIT** spezialisierte sich aufgrund der historischen wie aktuellen Bedeutung der Arbeitsmigration im Südburgenland auf Formen dieses Phänomens. Historisch und mit Bezug auf den mit Interviews fassbaren Zeitraum standen saisonale landwirtschaftsbezogene Arten wie die Grünarbeit auf den niederösterreichischen Zuckerrübenfeldern und der Getreideschnitt in den Getreideanbaugebieten Ostösterreichs im Vordergrund. Bis in die 60er Jahre hatten sich Gruppen von SüdburgenländerInnen zu sogenannten „Partien" zusammengeschlossen, um gemeinsam auf den Zuckerrübenfeldern des Flachlandes im Frühjahr die Setzlinge zu vereinzeln und zu harken und im Herbst die Rüben zu stechen. Diese Partien boten den Rübenbauern ihre Dienste an und waren im Frühjahr wie im Herbst zwischen vier Wochen und drei Monaten zusammen unterwegs. Zur Zeit der Getreideernte im Juli gingen ebenfalls größere Arbeitsgruppen in den „Lohnschnitt", um vor der Einführung des Mähdreschers gegen Bezahlung Roggen und Weizen zu ernten. Zu diesen historischen Formen von landwirtschaftlicher Arbeitsmigration sammelte die Gruppe „Lohnarbeit" umfassendes Material, das allerdings noch einer Aufarbeitung harrt. Mit Ausnahme von wenigen Rübenstechern standen der Gruppe kaum Objekte aus der Sammlung zur Verfügung; dafür erhielt sie von ihren InterviewpartnerInnen besonders viele historische Dokumente wie Arbeitsbücher und Bildmaterial zur Verfügung gestellt.
Ein Teil dieser Arbeitsgruppe setzte sich mit den aktuellen Lebensverhältnissen von WochenpendlerInnen nach Wien auseinander. *Bettina Dekrout* und *Christina Augsburger* haben in Wien EinpendlerInnen aus dem Südburgenland interviewt und beschäftigen sich in ihrem Artikel mit dem „Leben zwischen zwei Welten", der Arbeitswelt und deren sozialem Umfeld im urbanen Zentrum und der Wochenendwelt mit ihren gesellschaftlichen Integrationsmechanismen im Heimatort.
Die Gruppe **HANDWERK** entschied sich für die Konzentration auf ein bestimmtes Berufsfeld, den Schmied. Sie arbeitete die diesbezüglichen Werkzeuge und Produkte der Sammlung auf und befragte die ehemaligen Dorfschmiede der Region. Aus dieser Gruppe entstanden zwei Artikel:
Michael Lidauer beschreibt die Tätigkeiten des Schmiedes im dörflichen Kontext. Im Zentrum steht dabei nicht unbedingt, „wie" gearbeitet wurde, sondern was und für wen. Dadurch gelingt es dem Autor sehr anschaulich, die Funktion der Schmiede in einem bäuerlich geprägten Umfeld darzustellen. Nicht nur die Art der Aufträge wie der Hufbeschlag und die

Produktion, Wartung und Reparatur landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte war landwirtschaftsbezogen, auch die Bezahlung der Leistungen folgte den zeitlichen und ressourcenabhängigen Rahmenbedingungen einer noch nicht zur Gänze durchkapitalisierten ländlichen Ökonomie.

Die Beschäftigung mit der Metallbearbeitung eignet sich besonders für die Auseinandersetzung mit der thematischen Hauptfrage des Seminars, jener nach der ethnischen Arbeitsteilung in der Region. Verschiedene Formen der Metallbearbeitung gehören zu den wichtigsten beruflichen Spezialisierungen der Roma des Südburgenlandes. Ein Teil der Arbeitsgruppe „Handwerk" fuhr daher auch zu einem Treffen des Oberwarter Roma-Vereines, um Informationen aus erster Hand über die Roma-Schmiede der Region einzuholen.

Jasmine Böhm und *Andrea Strasser* versuchen in ihrem Artikel anhand des Diskurses über die Roma-Schmiede zu zeigen, wie Bevölkerungsgruppen ethnisch markiert und kollektiv abgewertet werden. Dabei interessiert sie nicht nur die Entstehungsgeschichte der Diskriminierung, sondern auf Basis des konkreten Interviewmaterials wird herausgearbeitet, wie die fortlaufende Reproduktion der Abwertung funktioniert. Egal wie „fleißig" und „geschickt" ein Roma-Schmied auch sein mochte, er wurde doch diskursiv immer wieder an seinen Platz am unteren Ende der sozialen Hierarchie verwiesen.

Während die Arbeitsgruppe „Lohnarbeit" unter einem Mangel an einschlägigen Objekten litt, musste sich die Gruppe **LANDWIRTSCHAFT** mit einer enormen Fülle auseinandersetzen. Nach Sichtung der Inventarlisten und des Fotomaterials entschied sich diese Gruppe für den Bereich der Getreideernte und den damit in Zusammenhang stehenden Schnittgeräten. Ein Teil dieser Arbeitsgruppe hat vorwiegend objektzentriert gearbeitet. D.h. Gewährspersonen mit eigenen Erfahrungen in der Landwirtschaft wurden ins Gemeindeamt eingeladen und von den Studierenden zu konkreten Geräten befragt. Die InterviewpartnerInnen erklärten die Handhabung der einzelnen Objekte, beschrieben die Arbeitsabläufe und erklärten, wozu beispielsweise verschiedene Umlegevorrichtungen von Sensen oder Sichelarten verwendet wurden.

Stefan Bauer und *Markus Hirnsperger* fassen in ihrem Artikel die Ergebnisse dieser objektbezogenen Zugangsweise zusammen. Sie konzentrieren sich dabei auf die Frage, aus welchen Gründen sich ihre Gewährspersonen – bei vorhandenen Alternativen – jeweils für ein bestimmtes Arbeitsgerät entschieden haben.

Zwei weitere Mitglieder der Arbeitsgruppe „Landwirtschaft", *Wolf Grünzweig* und *Erwin Kadlik*, erhielten methodisch unvorbereitet die Chance zu einem lebensgeschichtlichen Interview mit einem 72-jährigen Bauern, der stark reduziert seinen Kleinbetrieb immer noch

alleine bewirtschaftete. Drei Nachmittage hintereinander verbrachten sie mit ihrem Gesprächspartner, der sich auf die Einladung in der Gemeindezeitung hin für ein Interview gemeldet hatte. Sie versuchen in ihrem Beitrag, diese Interviewerfahrung vor dem Hintergrund der sich später angeeigneten methodischen Literatur zum Thema zu reflektieren.

Die Feldforschung der Gruppe **OBERWARTER WOCHENMARKT** erfolgte unabhängig von den anderen SeminarteilnehmerInnen. Die Mitglieder dieser Gruppe begannen bereits im November jeweils am Markttag (Mittwoch) nach Oberwart zu fahren, Skizzen und Pläne darüber anzulegen, welche Marktstände nach Produktgruppen vertreten waren, das Einzugsgebiet der MarktfahrerInnen zu erheben und Interviews durchzuführen. Befragt wurden MarktfahrerInnen und BesucherInnen, sowie die zuständigen Behörden des Marktamtes. Diese Arbeitsgruppe fasste ihre Ergebnisse in einem umfangreichen Seminarbericht zusammen.

Jene zwei Studentinnen, die sich zur Aufgabe gestellt hatten, in Güssing nach Spuren der im Nationalsozialismus ausgerotteten **JÜDISCHEN GEMEINDE** zu suchen, waren gemeinsam mit der Hauptgruppe im Südburgenland, fuhren aber täglich nach Güssing, um ältere BewohnerInnen auf die verschwundenen jüdischen MitbürgerInnen anzusprechen. Sie fanden rasch Personen, die bereit waren, Auskünfte zu geben und sie an weitere geeignete InterviewpartnerInnen weiterreichten. Die Ergebnisse dieser Arbeitsgruppe sind ein wichtiger Bestandteil der Gesamtdokumentation.

Die zwei **TEILNEHMENDEN BEOBACHTERINNEN**, die die Gruppe der SeminarteilnehmerInnen selbst beforschen sollten, begannen schon in Wien, an den Vorbereitungstreffen der Themengruppen teilzunehmen und die Diskussionen und Gruppenprozesse zu beobachten. Während der Feldforschung selbst begleiteten sie einzelne Interviewteams und versuchten, sich Notizen über die Interaktionen zwischen InterviewerInnen und Interviewten zu machen.
Der Beitrag von *Martin Slama* enthält die Ergebnisse dieser Dokumentation, wie sie der Bevölkerung von Burgauberg-Neudauberg bei der Präsentation des Seminars vor Ort zur Kenntnis gebracht wurden.

Zusätzlich zum Engagement im Seminar haben zwei teilnehmende Studierende, Wolf Grünzweig und Michael Lidauer, die Feldforschung und Präsentation zu einem Videofilm verarbeitet.[46]

Die Zeugnisbedingungen für die vier Hauptgruppen waren wie folgt vereinbart:
Beurteilt werden sollte die systematische Aufbereitung des gesammelten Materials. Dazu mussten von den Themengruppen die großen Themenfelder in die bearbeiteten Subthemen aufgespalten werden. Diesen Subthemen, bei der Gruppe „Lohnarbeit" beispielsweise „Wege zur Arbeit" oder „Grünarbeit" sollten die zugehörigen Objekte, die Objektbeschreibungen und Skizzen, einzelne Interviewpassagen, Fotografien und Dokumente etc. zugeordnet werden. Querverweise zu Literaturstellen, auf deren Basis die Bestimmung der Objekte erfolgt ist, kontextualisierende Fachliteratur und Verweise auf ähnliche oder gleiche Objekte oder Objektgruppen in den Museen der Umgebung sollten diese Aufschließung des gesammelten Materials ergänzen. Die Musealisierungsgruppe hatte zudem die Aufgabe, einen Thesaurus der in der Sammlung befindlichen Objekte zu erstellen. Diese Art der Materialaufbereitung sollte der Präsentationsgruppe die Konzeptionierung der Ausstellung erleichtern und gleichzeitig die gesamten Seminarergebnisse für spätere Weiterbearbeitungen und Verwertungen zugänglich machen.
Die Zeugnisvoraussetzungen wurden von allen Arbeitsgruppen engagiert erfüllt.

Die inhaltliche Aufgabenstellung des Seminars, „ethnische Arbeitsteilung im Südburgenland", führte immer wieder zu heftigen Irritationen und Diskussionen unter den Studierenden. Manchen Arbeitsgruppen war bereits in der Vorbereitungszeit klar, dass es wohl sehr schwierig werden würde, darüber etwas herauszufinden. Andere verzweifelten während der Feldforschung selbst, da die InterviewpartnerInnen mit den diesbezüglichen Fragen wenig anzufangen wussten. Die Gruppe der LehrveranstaltungsleiterInnen ist jedenfalls zu dem Schluss gekommen, dass es sich bei diesem gemeinsamen Überthema um eine Überforderung gehandelt hat, da zu ethnischer Arbeitsteilung ausgehend von den Objekten der Sammlung und im zur Verfügung stehenden zeitlichen und lokalen Rahmen einfach kein zufriedenstellendes Ergebnis möglich war. Dazu bedürfte es eines wesentlich breiter angelegten Forschungsprojekts.

[46] Grünzweig/Lidauer 1998: BURGAUBERG.-Ethnologen unterwegs. Wien: Inst. f. Völkerkunde.

RESSOURCEN / FINANZIERUNG

Zur finanziellen und infrastrukturellen Absicherung des Projekts ist anzumerken, dass ein Zustandekommen des Vorhabens ohne das enorme Engagement der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg und ihres Bürgermeisters LAbg. Franz Glaser völlig unmöglich gewesen wäre. Finanzielle Unterstützung für das Seminar erhielten wir im Ausmaß von ca. ÖS 60.000,- von Uni-Mobil, einem Subprojekt von LEADER II, einer Förderungsstrategie im Rahmen der EU-Ziel 1-Gebiet-Förderung. Die Gemeinde stellte die dazu erforderlichen nationalen Eigenmittel zur Verfügung und übernahm eine Vorfinanzierung des EU-Beitrags. Aber nicht nur dafür möchten wir dem gesamten Gemeinderat, Vizebürgermeister Helmut Schabhüttl und Bürgermeister LAbg. Franz Glaser besonders herzlich danken, denn sie unterstützten die Realisierung des Seminars auf vielfältige Weise. Während der Feldforschung selbst stand uns fünf Tage lang beinahe die gesamte Infrastruktur des Gemeindeamts zur Verfügung: Der Sitzungssaal des Gemeinderats wurde zum Hauptversammlungs-, Arbeits-, und Anlaufpunkt der ca. 35 Studierenden und fünf BetreuerInnen. Die Amtsfrau Bettina Krammer-Schwarz stand uns mit Rat und Tat zur Seite, Kopierer, Telefon und vieles andere durften von uns genutzt werden.

Ganz besonderer Dank gebührt sicherlich Frau Six, die ihr aufgelassenes Wirtshaus den SeminarteilnehmerInnen zur Verfügung stellte. Jeden Abend versammelte sich dort das Seminar und eine Gruppe Studierender bereitete in der Wirtshausküche unter Anleitung und tatkräftiger Mithilfe von Frau Six und Frau Grier ein Abendessen für fast 40 Personen zu. Gekocht wurden beispielsweise Heidensterz, Erdäpfel- und Krautstrudel, Gerichte, die historisch im Kontext der lokalen Kultur der Armut entstanden sind.
Ein weiterer ganz spezieller Dank muss Herrn Schietl ausgesprochen werden, jenem bereits pensionierten Gemeindearbeiter und Nebenerwerbslandwirt, dem die Sammlung Salmhofer im Laufe der Zusammenarbeit mit uns zu einem besonderem Anliegen geworden ist. Unermüdlich unterstützte er die Studierenden bei ihren Recherchen, erklärte die Handhabung der einzelnen Objekte, beriet sie bei der Suche nach weiteren InterviewpartnerInnen und stellte sein landwirtschaftliches Expertenwissen zur Verfügung. Nicht nur das: Zum Schluss der Feldforschung überraschte er uns mit zwei Kisten selbst produzierten Uhudlers[47].

[47] Der Uhudler ist eine südburgenländische Weinspezialität aus den Trauben nicht veredelter Reben, sog. „Direktträgern“.

Auch das Engagement des Instituts für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie (damals noch Völkerkunde) ist nicht gering zu achten. Der Verbrauch an Audio- und Videokassetten, die Nutzung von Kameras, sonstigem Gerät und Material überstieg bei weitem das Ausmaß vergleichbarer Lehrveranstaltungen.

Gesamt gesehen wurde das Seminar von allen Beteiligten als sehr erfolgreich eingestuft und taucht immer wieder in Modelldiskussionen um die Studienplanreform auf. Aus unserer Sicht muss einschränkend festgestellt werden, dass die lange Vor- und Nachbereitungszeit in keinem Verhältnis zur finanziellen Abgeltung stand: Fünf Personen teilten sich das Kollegiengeld für eine vierstündige Lehrveranstaltung, aber selbst remunerierte Lehraufträge hätten – wie man in armen ländlichen Gegenden immer noch sagt – „das Kraut nicht fett gemacht". Insofern ist so ein Vorhaben auch nicht wiederholbar und konnte in diesem einen Fall nur aufgrund der speziellen Vorgeschichte und der hier beschriebenen Rahmenbedingungen durchgeführt werden.

VOM OBJEKT ZUR ERZÄHLUNG

ZUR ANWENDUNG VON PRÄSENTATIONSMETHODEN AUF ETHNOLOGISCHE ARBEITSWEISEN

Eva Kolm

Die Kulturwissenschaftliche Recycling ArGe in Zusammenarbeit mit dem Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie vereinbarte im Sommer 1997[48] mit der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg, dass Studierende im Rahmen eines Seminars Präsentationsvorschläge für die Sammlung Salmhofer[49] erarbeiten sollten. Mit diesem Vorhaben verfolgten wir zwei Ziele: einerseits den Gemeindemitgliedern vor Augen zu führen, welches Potential in der Sammlung steckt; andererseits die Studierenden in einem für den Hochschulunterricht ungewöhnlichen Ausmaß in den professionellen Umgang mit musealisierten Objekten einzuführen.

Wie der Titel der Lehrveranstaltung „Ethnologische Feldforschung: Konzepte, Methoden, Praxis“ nur unklar andeutete, sollte das Seminar neben anderem dazu dienen, das Medium der musealen Präsentation als eine Möglichkeit der Anwendung von erhobenem Wissen im ethnologischen Kontext zu begreifen.

Seminare und Übungen mit „Museumsschwerpunkt“ blieben unseres Wissens nach am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien in diesem Bereich bis dahin auf den inneruniversitären Bereich beschränkt (z. B. die Aufarbeitung der Institutssammlung und Neugestaltung der Schaukästen am Institut oder die Verwendung von Sammlungsteilen des Völkerkundemuseums im Rahmen von Lehrveranstaltungen). Der damalige Institutsvorstand Univ. Prof. Dr. Karl Wernhart hatte kurz davor zwei TutorInnen bestellt, die an der computerunterstützten Neuinventarisierung der Institutssammlung arbeiteten. In Zukunft sollten anhand dieser Sammlung auch praxisorientierte Seminare und Übungen angeboten werden.

An anderen Universitätsinstituten waren derartige Lehrveranstaltungen bereits in den Unterrichtsalltag integriert:

---

[48] Vgl. die „Leseanleitung“.

[49] Vgl. den Beitrag von Frieser in diesem Band.

Als interessante Vergleichsmöglichkeit mit unserem Seminardesign bot sich ein zweisemestriges Seminar an der Grazer Universität an, das Dieter Weiss von der Abteilung für Volkskunde am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum im Wintersemester 1987/88 unter dem Titel „Wir machen eine Ausstellung“ zum Thema Getreidebau in der Steiermark angeboten hat. 20 Personen arbeiteten selbsttätig in fünf Arbeitsgruppen und entschieden sich aufgrund der Diskrepanz zwischen der „Größe“ des Themas und der beschränkten räumlichen Kapazität (zur Verfügung stand die ehemalige „Gerätehalle“ des Volkskundemuseums) bereits während der Vorbereitungszeit dafür, ein Begleitheft mit Zusatzinformationen und ein Heft mit Getreiderezepten, finanziert durch Annoncen, herauszugeben. Die resultierende Ausstellung „Getreide – gestern, heute, morgen, Ackerbau mit der Natur im Widerstreit“ war zwei Saisonen lang der Öffentlichkeit zugänglich und wurde von 20.000 Personen besucht. Besonders erwähnenswert in unserem Zusammenhang schien die Tatsache, dass sich der Projektleiter offenbar stärker im Hintergrund gehalten hatte und die TeilnehmerInnen sich dafür entschieden, drei KollegInnen für die primäre koordinatorische Tätigkeit als Führungspersonen zu bestimmen. Die Autorin der Projektbeschreibung nennt das z. T. vorhandene Desinteresse der TeilnehmerInnen, ihre Unerfahrenheit, die Koordination sowie die Größe der Arbeitsgruppen als Schwierigkeiten der Lehrveranstaltung (vgl. Ranzinger Nr. 2/1990: 31 – 33).

Gertraud Liesenfeld leitet seit 1994 das Inventarisationsprojekt „Dorfmuseum Mönchhof“ (Burgenland), das auch im Rahmen von Lehrveranstaltungen am Institut für Volkskunde der Universität Wien den Studierenden „eine Auseinandersetzung mit den Problemen regionaler Museen als auch die Umsetzung des Theoretischen in der Praxis vor Ort während der Projektwoche“ ermöglicht. Bisher wurden die Museumsschwerpunkte „Landwirtschaftliche Ressourcen, Nahrungskonservierung, Wohnen und Wirtschaften im kleinbäuerlichen Milieu, dörfliches Handwerk, kommunale und kommunikative Institutionen, Bäckereigewerbe und weinbäuerliches Wirtschaften“ neu konzipiert und gestaltet (Institut für Volkskunde (Hg.) 1999: 28f.).

Olaf Bockhorn konzipierte und realisierte mit den TeilnehmerInnen des „Proseminars zur Volkskunde Österreichs“ die Ausstellung *Vom Anbau zum Drusch* im Freilichtmuseum Samerauerhof auf der Samesleiten, St. Florian, Oberösterreich, die im September 1998 eröffnet wurde (ebd.: 29).

Ebenfalls wegweisend für praxisrelevante universitäre Lehrtätigkeit im Museumsbereich war das Seminar, das GangArt am Institut für Wohnbau der Technischen Universität Wien in

Kooperation mit dem Anthropologisch Sociologisch Centrum der Universiteit van Amsterdam anbot. Die TeilnehmerInnen intervenierten mit kleinen Präsentationseinheiten in die bestehende ständige Aufstellung der Sammlung des Museums für Völkerkunde Wien und entwickelten Vorschläge für die Verbesserung der Eingangssituation, die in den kurz darauf beginnenden Umbau des Museums einfließen sollten. Die Ergebnisse waren unter dem Titel „Displaying the Object" von 6. bis 14. April 1997 im Museum für Völkerkunde zu sehen.

Konstellationen wie die hier beschriebenen, die die Interessen von universitätsexternen KooperationspartnerInnen mit universitären Lehrveranstaltungen verbinden, bergen natürlich auch einigen „Sprengstoff". Auch im Rahmen unseres Seminars sorgte diese Verbindung für mehrere Diskussionen, ob die Studierenden im Rahmen eines solchen praxisrelevanten Projektes benutzt oder gar ausgenutzt würden, sei es vom realen Auftraggeber, sei es von der Kulturwissenschaftliche Recycling ArGe, die ja in einem Vertragsverhältnis zur Gemeinde gestanden war bzw. sich an einer Beauftragung mit der Überführung der Sammlung in eine ständig zugängliche Präsentationsform interessiert gezeigt hatte. Letztendlich kann die Frage unserer Ansicht nach mit gutem Gewissen verneint werden, da die Zufriedenheit der Studierenden mit dem Seminar außerordentlich groß war und ihnen selbst eine Verwertung ihrer Ergebnisse mit vorliegender Publikation ermöglicht wurde.

SEMINARANFORDERUNGEN

Als Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit der Sammlung fungierte auch für die beiden Arbeitsgruppen mit Schwerpunkt „Museum/Ausstellung" die Hypothese der „ethnischen Arbeitsteilung" im Südburgenland[50]. In unseren Überlegungen zur Problem- und Zielformulierung zogen wir zunächst eine Trennung von einzelobjektzentrierter (Inszenierung von Objekten zu einem Themenbereich) und zusammenhangzentrierter Herangehensweise (Inszenierung von sozialökonomischen Zusammenhängen der Region) in Betracht. Schließlich entschieden wir uns für eine Gruppenteilung nach folgenden Gesichtspunkten:

Aufgabe der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur" war es, Antworten auf die Frage zu finden, wie aus einer noch relativ unstrukturierten Privatsammlung eine Sammlung bzw. Ausstellung werden kann, die für die Öffentlichkeit von Interesse ist und die Antwortvorschläge zur unserer Arbeitshypothese beiträgt.

---

[50] Vgl. die Beiträge von Seiser und Six-Hohenbalken in diesem Band.

Die Objekte der Sammlung Salmhofer sollten zunächst unter Berücksichtigung der Hypothese gruppiert werden und im Laufe des Seminars mit Informationen aus Literatur und Interviews verknüpft werden. Außerdem war die Sammlung auf etwaige Lücken zu überprüfen und mit anderen regionalen Sammlungen zu vergleichen.

Aufgabe für die Arbeitsgruppe „Inszenierung von Objekten und Objektgruppen" war es, Antworten auf die Frage zu finden, wie unsere Arbeitshypothese anhand der von uns vorgegebenen Themenbereiche *Landwirtschaft*, *Handel*, *Handwerk* und *Lohnarbeit* mit Hilfe von Objekten und Flachware (Fotos, Urkunden, etc.) visualisiert werden kann.
Der Objektbestand bot nur *eine* Grundlage für die Inszenierung; um a) die konkrete Handhabung der Gegenstände und b) den regionalen und sozialen Kontext der Objekte visualisieren zu können, in den diese eingebettet waren/sind. Daher musste die Arbeitsgruppe jene Ergebnisse verarbeiten, die während des Seminars zu erheben waren.

Diese beiden anspruchsvollen Aufgabenstellungen wie auch das *setting* des ganzen Seminars verlangten den Studierenden – im Gegensatz zur traditionellen Lehrveranstaltung – unterschiedlichste Kompetenzen ab bzw. sollten dazu beitragen, diese (weiter) zu entwickeln:

INHALTLICH erwarteten wir uns eine Auseinandersetzung mit Erkenntnissen der Museologie, die den Eigenheiten musealisierter, d. h. aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerissener Objekte nachspürt, die zwar Lebenserfahrungen repräsentieren und mit deren Hilfe Geschichten erzählt werden können, die dies aber *nicht* „von selbst" tun. Das Projekt sollte eine Ahnung von der Alltagsarbeit in Museen und bei der Gestaltung von Ausstellungen wie Inventarisierung und konservatorische Überlegungen geben und somit einen Blick in ein „klassisches" Berufsfeld für EthnologInnen bieten. Die Studierenden konnten im Laufe des Seminars Verfahren und Techniken der dreidimensionalen Präsentation von wissenschaftlichen Ergebnissen selbst analysieren und erproben. Probleme auf dem Weg zwischen inhaltlichem Konzept und gestalterischer Umsetzung führten dabei augenscheinlich ausstellungsimmanente Schwierigkeiten wie die Tatsache, dass sich nicht jedes Thema für das Medium Ausstellung eignet, vor.

METHODISCH gesehen war die Lehrveranstaltung so konzipiert, dass die unterschiedlichen Gruppen stark vernetzt denken und arbeiten mussten, um zum gewünschten Endergebnis zu kommen. Die Studierenden der beiden Arbeitsgruppen wurden aufgefordert, für ihre spezifische Aufgabe der Präsentationsvorbereitung die von den anderen beiden Arbeits-

gruppen zusammengetragenen Informationen den Objekten zuzuordnen, eine Auswahl zu treffen und notwendige Zusatzinformationen aufgrund neu auftauchender Fragen selbst zu erheben oder die anderen Gruppen damit zu beauftragen. Schließlich mussten die Studierenden der beiden Arbeitsgruppen die schwierige Reduktion der Materialfülle für ihre Ausstellungseinheit vornehmen. Um diese Herausforderung zu bewältigen, wurden in allen vier Arbeitsgruppen Projektmanagementmethoden angewendet. Selbstorganisierte Arbeitssitzungen, in denen Ziele formuliert und überprüft wurden, und die genaue Dokumentation des Arbeitsverlaufs, um eine Verwertung durch jeweils andere zu ermöglichen, nahmen einen nicht unbeträchtlichen Teil der Zeit in Anspruch. Die Wechselwirkung zwischen Datenerhebung, -interpretation und -präsentation wurde durch die Gleichzeitigkeit der Aufgabenstellungen für die Arbeitsgruppen während des Seminars erheblich verschärft wahrgenommen. Die beiden Arbeitsgruppen mit Schwerpunkt „Museum/Ausstellung“ mussten mit Zeit-, Raum- und Budgetrestriktionen umgehen.

Großen Wert legten wir von Beginn an auf die Vermittlung von sozialen Kompetenzen, die nicht nur für die Erfüllung der Seminaranforderungen notwendig waren, sondern die sich auch in unseren projektorientierten Berufserfahrungen als besonders wichtig herausgestellt hatten und die in die Hochschullehre nur schwer integrierbar sind bzw. integriert werden. (Kommunikationsfähigkeit und Teamfähigkeit wurden schon bei der Beschreibung des Seminarablaufs erwähnt.) Den beiden Arbeitsgruppen mit Schwerpunkt „Museum/ Ausstellung“ wurde erhöhte Kooperationsbereitschaft abverlangt, da die Gruppenmitglieder arbeitsteilig vorgingen, sich für die Präsentation aber auf Gemeinsamkeiten einigen mussten, um ein „Ganzes“ erzielen zu können.
Die Tatsache, dass die Seminarergebnisse nicht im universitären Zusammenhang, sondern öffentlich vor den BewohnerInnen von Burgauberg-Neudauberg präsentiert wurden, lenkte das Augenmerk auf das für EthnologInnen immer relevante Thema der Verantwortung gegenüber ihren InformantInnen. Erschwerend waren dabei die Umstände, dass die Studierenden gleichzeitig das Universitätsinstitut bzw. den Berufsstand vertraten und dass durch die Anwesenheit der GemeindevertreterInnen die „realen AuftraggeberInnen“ der Kulturwissenschaftlichen Recycling ArGe anwesend waren. Die Frage nach der (auch in wirtschaftlichen Zusammenhängen als immer wichtiger erkannten) sogenannten „interkulturellen Kommunikationsfähigkeit“, die selbstverständlich eine Voraussetzung für eine gelungene Datenerhebung ist, stellte sich daher ein weiteres Mal im Verlauf des Seminars, da die Studierenden mit einem ernstzunehmenden Vermittlungsauftrag bedacht worden waren.

Nicht zuletzt sollten die Studierenden ihre Fähigkeiten auf dem Gebiet der Präsentationstechnik ausbilden. Ursprünglich als optische Darstellung mit Hilfe von Plakaten u. ä. (im Unterschied zu „klassischen“ Referaten) konzipiert, entwickelte die Abschluß-präsentation eine Eigendynamik, die in die inhaltliche und gestalterische Erarbeitung einer vollwertigen Ausstellung mündete.

SEMINARDESIGN I: METHODISCHE VORBEREITUNG

Um den Studierenden ein ergebnisorientiertes Arbeiten in der kurzen Zeitspanne von nicht einmal vier Monaten (!) zu ermöglichen, arbeiteten wir neben den strukturellen Rahmen-bedingungen auch umfangreiche inhaltliche Arbeitsaufträge für die einzelnen Gruppen aus.

In der ersten Einheit nach Einsetzung der Arbeitsgruppen wurden der jeweilige methodische Schwerpunkt genauer erläutert und das Programm für die „Wiener Phase“ vorgestellt. Jede Gruppe konnte sich anhand von Kontaktabzügen und Inventarliste einen ersten Eindruck vom Objektbestand der Sammlung Salmhofer machen.

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“ waren innerhalb der Themengruppen dafür verantwortlich, anhand der Kontaktabzüge und Inventarlisten die „passenden“ Objekte ausfindig zu machen und heraus-zufinden, welche Lücken in der Sammlung geschlossen werden müssten, um die materielle Dokumentation des Überthemas „Ethnische Arbeitsteilung“ zu gewährleisten. Die Schwierig-keiten, die bei der Verwendung einer solch rudimentären Form der Sammlungs-dokumentation auftraten, erfüllten auch den Zweck, die Studierenden dafür zu sensibilisieren, welche Bedeutung der genauen, kontextbezogenen Dokumentation von Objekten zukommt. Darüber hinaus waren die Studierenden dazu angehalten, Überlegungen zu unterschiedlichen Sammlungsstrategien anzustellen und ein Instrumentarium für die Bewertung (Erinnerungswert, historischer Wert, Alterswert, Seltenheitswert, Gebrauchswert von Alltagskultur) der vorhandenen Sammlung zu entwickeln. Schließlich sollten sie die durchaus kontrovers geführte Diskussion über die Legitimation von „Heimatmuseen“ – sowohl im streng politischen als auch im museumspolitischen Sinn – weiterführen.
Diese Gruppe bereitete sich zunächst auf eine Exkursion in das Burgenländische Landesmuseum vor: Nach der Erörterung allgemeiner Fragen in Bezug auf Sammlungs-tätigkeiten (Hintergründe und Voraussetzungen für das Zustandekommen einer Sammlung; mögliche Sammlungsschwerpunkte und –ziele; zur Person des/der Sammlers/in; Verbleib

und Zukunft von Sammlungen nach dem Rückzug der GründerInnen; Trägerorganisationen von Sammlungen etc.) erarbeiteten die Studierenden auf der Basis der Inventarliste und der Objektfotos der Sammlung Salmhofer gemeinsam einen Fragenkatalog für das Gespräch mit Dr. Gürtler, dem Kurator für die volkskundliche Sammlung am Burgenländischen Landesmuseum, der ihnen bei der Exkursion als Informant und Diskussionspartner zur burgenländischen Museumslandschaft zur Verfügung stand. Dr. Gürtler führte die Gruppe durch die Volkskundeabteilung des Landesmuseums und gab Auskunft über die Gründung des Museums und zu Sammlungsgeschichte, Sammlungsstrategie und den einzelnen Sammlungen, die dem Haus zugeführt worden waren. Als Kenner der Museumslandschaft nannte Gürtler im zweiten Teil des Gesprächs der Sammlung Salmhofer inhaltlich vergleichbare Sammlungen, sprach von wirtschaftlichen Problemen privater SammlerInnen und verdeutlichte seine Sicht als Mitarbeiter des Landesmuseums vom schwierigen Erbe der wissenschaftlich unaufgearbeiteten und ohne Sammlungskonzept zustande gekommenen Privatsammlungen.
Diese realistische Darstellung und gleichzeitig kritische Stellungnahme Gürtlers regte die Studierenden zu einer ihrerseits kritischen Auseinandersetzung mit den Sammlungen im südlichen Burgenland an, die auch das Infragestellen der Möglichkeiten und Chancen für ein Weiterbestehen der Museen und Sammlungen in dieser kleinräumigen Region mit einschloss.

Zu den Aufgaben der Mitglieder der Arbeitsgruppe „Inszenierung von Objekten und Objektgruppen“ zählte die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der „Musealisierung“ und mit den Strategien, die im Museumsbereich entwickelt wurden, um mit deren Auswirkungen umzugehen. War das Augenmerk zunächst naturgemäß auf die Ästhetik und Verwendung der Objekte gerichtet, erweiterte sich der Blickwinkel im Laufe des Seminars auf die Fragestellung, wie biographische Informationen, Lebenserfahrungen und Einstellungen der InformantInnen, also „Unsichtbares“ sichtbar zu machen bzw. Immaterielles mit Materiellem darstellbar wäre.
Als Input für diese Gruppe diente die gemeinsame Analyse der Präsentationsverfahren im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Die Studierenden waren gebeten gewesen, ausgewählte Artikel zum Thema Inszenierung in Ausstellungen zu lesen und äußerten sich zunächst enttäuscht darüber, dass sie daraus nichts Neues erfahren hätten. Gemeinsam hielten sie auf einem Plakat fest, was sie als Kennzeichen einer guten Inszenierung ansahen. Nach einem Rundgang durch das Museum wurden sie aufgefordert, ein jeweils zu ihrer Themengruppe passendes Szenario auszuwählen. Die so gebildeten Grüppchen sollten nun untersuchen, wie die Ausstellungsgestalter die Objekte eingesetzt

hatten und was sie damit erreichten. Analysekriterien waren z. B. die Auswahl und Anzahl der Objekte, ihre Anordnung/Montage/Collage in Verbindung mit anderem, die Beschriftung und das Verhältnis zwischen den Objekten und den Objekt-, Bereichs- und Raumtexten, sei es rein optisch, sei es die Aussage betreffend. Im zweiten Teil des Workshops wurden die ausgewählten Szenarien gemeinsam abgegangen und besprochen. Die VertreterInnen der Themengruppe *Landwirtschaft* (Raum „Landwirtschaft"/„Landwirtschaftsgeräte", „Bauer, Gerät, Symbol" und „z. B. Butter und Käse") fanden es schwierig, die den Objekten zugehörigen Texte ausfindig zu machen. Sie beschäftigten sich auch mit der Einbeziehung von künstlerischen bildlichen Darstellungen (Illy Kjäer 1942: Tiroler Bauernpaar) in das Szenario. Die VertreterInnen der Themengruppe *Handel* (Raum „Wege, Waren, Märkte"/ „Hausierhandel", „Transport von Gütern", „Handel und Markt") kritisierten den fehlenden Gegenwartsbezug und stellten die zusammengewürfelt erscheinende Objektauswahl zur Diskussion. Die Vertreterin der Themengruppe *Handwerk* (Raum „Kultivierte Landschaft"/ „Schmuck am Haus") bemerkte die sehr distanzierte und unpersönliche Präsentation am Beispiel der Zimmermannswerkzeuge und –stücke und problematisierte die Tatsache, dass keinerlei Informationen zur Verwendung der Objekte abrufbar seien. Die VertreterInnen der Themengruppe *Lohnarbeit* standen vor dem Problem, dass ihr Thema als solches nicht explizit im Museum vertreten ist (sie beschäftigte sich mit dem Raum „Völker und Bilder", der die Ausbildung von Stereotypen behandelt). Dieser Umstand verdankt sich einerseits der Integration des Themas in die drei vorher genannten Bereiche, andererseits wird diesem Teil der Organisation von Arbeit in volkskundlichen Museen bzw. Sammlungen selten Rechnung getragen.

Die Ergebnisse des Workshops sind hier deshalb so ausführlich dargestellt, da die Studierenden sie, ohne speziell dazu aufgefordert worden zu sein, im Rahmen der Abschlusspräsentationen wiederaufnahmen und Lösungsansätze präsentierten (vgl. dazu die Beschreibung der Abschlusspräsentation).

SEMINARDESIGN II: FELDFORSCHUNG UND PRÄSENTATION

Wie bereits erwähnt, standen die beiden Arbeitsgruppen Schwerpunkt „Museum/Ausstellung" zu Beginn des Seminars vor dem Problem, dass sie für die Umsetzung von Daten zuständig gemacht worden waren, die großteils erst im Rahmen des Seminars erhoben und interpretiert werden mussten. Das führte vor allem in der Anfangsphase dazu, dass die Arbeitsgruppen die ihnen zugeteilten methodenspezifischen Unterschiede nur im Sinne der Verantwortung, nicht aber so strikt im Sinne einer Arbeitsteilung aufrechterhielten. Jedenfalls

bot sich den Arbeitsgruppen mit Schwerpunkt „Museum/Ausstellung“ mit unserer Ankunft im Burgenland schlagartig ein erweitertes Betätigungsfeld:

Hauptaufgabe der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“ war es, Museen im Umkreis von Burgauberg-Neudauberg zu besuchen und eine Bestandsaufnahme der „Museumslandschaft“ und des Objektbestands dieser Sammlungen zu leisten. Die Studierenden besuchten in Kleingruppen das Südburgenländische Freilichtmuseum in Bad Tatzmannsdorf, das Freilichtmuseum Ensemble Gerersdorf, das Weinmuseum in Moschendorf, das Landtechnische Museum in St. Michael, das Heimatmuseum in Siget in der Wart, das Regional- und Telegraphenmuseum in Stegersbach, das Unterwarter Heimathaus, das Heimatmuseum in Stinatz und die Pfarre Maria Weinberg in Eberau, die eine Sammlung von Votivgaben besitzt. Sie sollten anhand eines Fragenkatalogs mit den Betreuern der Museen, die ihre Häuser während der Winterschließzeit eigens für uns öffneten (!), die Themen Sammlung, Sammlungsstrategie, Bearbeitung, Träger und Öffentlichkeitsarbeit erörtern. In der Nachbereitung verfassten die Studierenden schriftliche Protokolle der Museumsbesuche und setzten die Sammlungen der Region zur Sammlung Salmhofer in Bezug. Dabei stellte sich heraus, dass sich die erhobenen Informationen primär auf „Überlebens-“ und Öffentlichkeitsarbeitstrategien der Museen bezogen.
Nicht minder wichtig war die „seminarinterne“ Funktion der Gruppe: sie fungierte als Auffangbecken bzw. als Drehscheibe für sämtliche Informationen, die zu den Objekten der Sammlung Salmhofer gesammelt wurden. Diese Informationen sollten von den Mitgliedern der *AG Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur* auf Karteikarten festgehalten werden und somit der gesamten Gruppe zur Verfügung stehen.

Zurück in Wien erhielten die TeilnehmerInnen der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“ die Aufgabe, einen Thesaurus für die Sammlung Salmhofer zu erstellen und die Objekte dieser Ordnung hinzuzufügen. Die Studierenden lieferten außerdem konkrete Vorschläge für ein zukünftiges Museum in Burgauberg/ Neudauberg, die aus der Auseinandersetzung mit der Sammlung Salmhofer, den vielen, großteils unaufgearbeiteten Museen und Sammlungen in der Region und den Präsentationsvorschlägen der Arbeitsgruppe „Inszenieren von Objekten und Objektgruppen“ entsprangen.

Als primäre Grundlage für die Entwicklung erster Ideen für die Abschlusspräsentation stand der Arbeitsgruppe „Inszenieren von Objekten und Objektgruppen“ im Burgenland nun endlich die Sammlung in ihrer dreidimensionalen Qualität zur Verfügung. Zusammen mit den InterviewerInnen war sie beauftragt, Flachware wie Fotos, Urkunden, Archivalien etc. bei den

InformantInnen zu sichten und gegebenenfalls um Leihgaben zum Zweck der Reproduktion für die Präsentation zu bitten. Langsam begann das zunächst ungeordnete Material Form anzunehmen: Die Schilderungen von Arbeitsabläufen, biographischen Details, Informationen zum regionalen und sozialen Umfeld u. v. m. von Seiten der InformantInnen einerseits und die ständig wachsenden Rechercheergebnisse andererseits konnten geclustert werden, bestimmte Objekte und Themen rückten in den Vordergrund.
Ein neuralgischer Moment für die Mitglieder der Arbeitsgruppe „Inszenieren von Objekten und Objektgruppen“ während des Feldaufenthaltes war eine mehrstündige Besprechung mit dem als Experten geladenen Künstler und „burgenlanderprobten“ Ausstellungsgestalter Andreas Lehner, der sich bereit erklärt hatte, uns für kritische Anmerkungen zu den Rohkonzepten für die Abschlusspräsentation zu Verfügung zu stehen. Da die Studierenden wegen dieses festgesetzten Termins zu einem relativ frühen Zeitpunkt unter Zugzwang geraten waren, gelang es ihnen trotz der Fülle des Materials und obwohl die Interviews noch nicht ausgewertet waren, sich für jeweils ein Anliegen zu entscheiden und eine Art erstes „Drehbuch“ für ihre Ausstellungseinheit zu verfassen. Als gemeinsames „Überthema“ wählte die Gruppe das Motto *Einst und jetzt*, da sich alle Beteiligten stark beeindruckt vom Wandel zeigten, dem die Arbeitstätigkeiten ihrer InformantInnen in den letzten 50 Jahren unterlegen waren. Im Beratungsgespräch wurden die unterschiedlichen Ansichten über Präsentationsweisen innerhalb der Themengruppen, zwischen den Themengruppen, aber auch zwischen den SeminarteilnehmerInnen und Andreas Lehner deutlich.
Als Ausstellungsort würde uns im Jänner die Alte Schule der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg zur Verfügung stehen. Nach der ersten Besichtigung waren sich die Studierenden schnell über die Raumaufteilung einig, und nicht zum ersten Mal wurde darüber diskutiert, ob in Hinblick auf eine spätere Weiterverwertbarkeit eine einheitliche Gestaltung gefunden werden müsste. Hier schien es uns wesentlich, auf einer Unterscheidung zwischen der Abschlusspräsentation des Seminars und einer potentiellen ständigen Ausstellung (in einem anderen Gebäude) zu bestehen: Wir wollten die Chance genutzt sehen, vier verschiedene Beispiele für die Umsetzung zu zeigen und die BesucherInnen „auf den Geschmack zu bringen“.

Zurück in Wien waren die Mitglieder der Arbeitsgruppe „Inszenierung von Objekten und Objektgruppen“ damit betraut, ein Konzept für die Abschlusspräsentation ihrer Themengruppe fertigzustellen und auf seine Umsetzbarkeit unter Berücksichtigung des minimalen Budgets aus den Uni-mobil-Mitteln, der Transportnotwendigkeiten und der kurzen Aufbauzeit zu überprüfen. Der letzte Plenumstermin wurde für die Vorstellung und Zusammenführung der Präsentationskonzepte genutzt. Die ZuhörerInnen waren aufgerufen rückzumelden, was

ihnen besonders gefallen habe, was unklar und was aus ihrer Sicht problematisch sei. Gemeinsam entschieden werden musste u. a., wie mit den unterschiedlichen Dialekttranskriptionen der Interviews, den namentlichen Zitationen oder dem Fotonachweis im Rahmen der Präsentation verfahren werden sollte. Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Räumlichkeiten wie die Befestigung von Objekten, die Bodengestaltung oder die Beleuchtungsmöglichkeiten wurden ebenso erörtert wie die Frage der Lesbarkeit der Texte.

Außer den vier Themengruppen waren auch die Gruppen mit Spezialauftrag und die beiden teilnehmenden BeobachterInnen aufgefordert, eine abschließende Bilanz zu ziehen. Unsere anfängliche Hoffnung, die Seminarergebnisse zum Thema „Jüdisches Leben in und um Güssing“ und zum Markt in Oberwart könnten auch noch in die Abschlusspräsentation einfließen, erfüllte sich nicht. Die erste der beiden Gruppen hatte es sich aber selbst zur Aufgabe gemacht, eine beeindruckende, optisch aufbereitete Präsentation mit Informationen aus der Literatur, Zitaten und Kopien von Bild- und Archivmaterial auf Plakaten zu erstellen. In vier Teilen zeichneten sie ein Bild von den Migrationsbewegungen und Lebensbedingungen jüdischer BewohnerInnen des damaligen Westungarn und heutigen Burgenlandes, vom spirituellen Leben der jüdischen Gemeinde in Güssing anhand des Jüdischen Friedhofs und der Synagoge, vom sozialen Leben am Beispiel des Gasthauses Jock’lwirt, der Volksschule und Interviewpassagen mit heutigen EinwohnerInnen von Güssing sowie von den weitreichenden Wirtschaftsbeziehungen jüdischer Geschäftsleute der Region. Ihre Kritik an der Seminarleitung, wir hätten den SeminarteilnehmerInnen den nationalsozialistischen Teil der Sammlung verschwiegen, konnte zwar entkräftet werden, ihre Schilderungen der unangenehmen Situation in Gesprächen mit jüdischen SüdburgenländerInnen machten aber verständlich, warum sie ihre Plakate nicht in den Rahmen der Abschlusspräsentation integrieren wollten, und ermöglichten eine Reflexion über den Umgang mit dieser Seite der Sammlung Salmhofer. Die Seminargruppe sprach sich dafür aus, das Thema bei der Präsentation zu erwähnen, sei es im Rahmen einer Schrifttafel, eines Folders oder in der Eröffnungsrede. In einem zukünftigen Museum sollten jedenfalls Raum für Präsentation des jüdischen Lebens in der Region geschaffen und so ein verschütt gegangener Teil der Geschichte der Region aufgearbeitet werden. Den „Grundstein“ dafür legte die Gruppe selbst, indem sie die Sammlung Salmhofer um einige Objekte erweiterte, die sie bei ihrem Kurzaufenthalt in Güssing aus der Abbruchbaustelle einer jüdischen Ziegelbrennerei in Güssing „retten“ konnte.

VERANSCHAULICHTE ERGEBNISSE

Der Aufbau der Abschlusspräsentation war der Höhepunkt der fieberhaften Vorbereitungen der Studierenden, die mit ungebrochenem Elan an der Verwirklichung ihrer Ausstellung arbeiteten. Innerhalb von zwei Tagen verwandelten sie die Alte Schule (heute Veranstaltungszentrum der Gemeinde, die diese dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatte) in einen musealen Raum, der jenen Menschen die Bemühungen von ca. 40 (angehenden) EthnologInnen beweisen sollte, die durch ihre Bereitschaft Auskunft zu geben maßgeblich am Erfolg der Lehrveranstaltung beteiligt gewesen waren. Die Fenster wurden abgedunkelt, Stellwände wurden geweißelt, Scheinwerfer installiert, aus Wien mitgebrachte Ständer, Sitzgelegenheiten, Pulte u. v. m. aufgebaut, Folien und Papier appliziert, alles um die Objekte der Sammlung und diverse Leihgaben (Fotos, Dokumente und Objekte), aber auch die vielen Erzählungen „ins rechte Licht zu rücken“. Hier soll nochmals erwähnt werden, dass die Studierenden bemüht waren, mit einem Minimum an Budget ein Maximum an Effekten zu erzielen, und dass einige sogar private Zuschüsse getätigt hatten, um ihre Vorstellungen verwirklichen zu können. Ein weiteres trug abermals die Gemeinde mit der Bereitstellung eines köstlichen Buffets bei.

Nach einer Einführung durch Univ.-Prof. Andre Gingrich und Grußworten des Bürgermeisters von Burgauberg-Neudauberg LAbg. Franz Glaser eröffnete eine Rede eines teilnehmenden Beobachters[51] die Ausstellung, zu der ca. 200 Menschen gekommen waren. Die InformantInnen, die nach „ihren“ InterviewerInnen Ausschau hielten, waren ebenso anwesend wie die MuseumsleiterInnen, die sich so bereitwillig in die Karten hatten schauen lassen, oder die EU-LokalmanagerInnen der umliegenden Gemeinden, die wertvolle Kontakte hergestellt hatten. Dazu kamen auch viele, die nicht direkt mit den Studierenden zu tun gehabt hatten, die wir aber genauso zur Präsentation eingeladen hatten. Lokalpresse und -fernsehen nahmen das Ereignis ebenfalls in Augenschein und hatten schon während des Aufbaus Aufnahmen und Interviews gemacht. Die vier Ausstellungsteile standen zur Diskussion und die Studierenden zur Verfügung der BesucherInnen.

[51] Vgl. Slama in diesem Band.

Abb. 1: BesucherInnen der Abschlusspräsentation in Burgauberg-Neudauberg

Wie es sich während des Seminars bereits angekündigt hatte, war die Präsentation der vier thematischen Seminarschwerpunkte ganz unterschiedlich gelöst worden:

Die Themengruppe *Handel* war durch eine sehr stark inszenierte Art der Darstellung vertreten. Unter dem Motto *Früher war das Geld wichtig, jetzt ist die Zeit wichtig* (Zitat eines Informanten) wurden Schlaglichter auf Viehhaltung, Schlachtung und den Viehhandel geworfen. Holztafeln, die die Studierenden in einem naheliegenden Schuppen aufgetrieben hatten, verdeckten die Einrichtung (Tische und Computer) an der Raumeingangsseite und an der gegenüberliegenden Seite und boten einen guten Untergrund für die aufwendig digital bearbeiteten Fotos von InformantInnen, Dias der Studierenden, Interviewpassagen und Texte, die die Veränderungen des Handels vor Augen führen sollten: Unter der Überschrift „Gestern“ wurden der Viehtrieb zum Oberwarter Markt, Ochsen- und Pferdegespanne sowie die Hausschlachtung thematisiert, mit „Heute“ betitelt waren das eingefärbte Foto eines Autobahnkreuzes als „Sinnbild für die Geschwindigkeit des Transportes“, Aussagen zum Strukturwandel und Ansichten einer Mobilen Schlachtanlage.
An die Raumseite links vom Eingang wurden im Acht-Sekundenintervall Dias von einer traditionellen Hausschlachtung („Sautanz“ in Rohrbrunn) und von ihren heutigen Alternativen (Mobile Hausschlachtung für Schweine in Oberwart, Schlachtanlage für Rinder in Stinatz, Schlachthof in Ollersdorf), die die Studierenden während der Feldforschung aufgenommen hatten, projiziert. Die beiden Diaprojektoren waren mit einem Zeitschalter versehen und so plaziert, dass die Dias in kleinem Format (50 x 40 cm) abgebildet wurden (siehe Abb. 2).

Abb. 2: Themengruppe Handel Ausstellungsaufbau

In der Mitte des abgedunkelten Raumes hatten die Studierenden auf einem kleinen, mit rotem Samt drapierten Podest einen Schragen aufgestellt, an dessen Querbalken sie Objekte der Sammlung zum Thema Viehhandel hängten. Auf dem Podest kam noch eine Schüssel mit Fleischspritze zu stehen, gekrönt wurde der Schragen von einem kleinen Plastikschweinchen. Die Installation wurde von einem Diaprojektor angestrahlt, der ihren Schatten auf ein quer durch den Raum gespanntes weißes Tuch warf (siehe Abb. 3).

Abb. 3: Themengruppe Handel: „Schattenspiel“

Abgerundet wurde dieser Teil der Präsentation durch einen Raumtext und eine kleine Broschüre zum Mitnehmen, die Kurzinformationen zu den Themen Viehhaltung, Fuhrwerk und Fleisch- und Viehhandel; Oberwarter Markt und Sautanz bot (siehe Abb. 4).

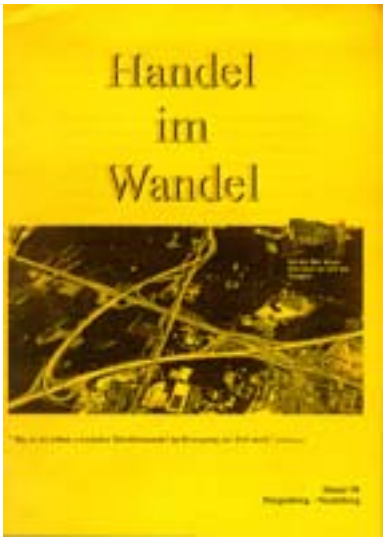


Abb. 4: Themengruppe Handel: Cover der Broschüre „Handel im Wandel“

Damit unsere Gäste einen so „kulinarischen“ Raum nicht gänzlich unverköstigt verlassen mussten, schenkten die Studierenden auch noch Glühwein aus. (Die Idee dazu war vielleicht in Erinnerung an den gemeinsamen Ausflug ins Österreichische Museum für Volkskunde in Wien entstanden – dort sind im Raum „Wege, Waren, Märkte“, der von den Mitgliedern der Themengruppe *Handel* analysiert worden war, Objekte einer Maronibraterei ausgestellt. Als die Studierenden unter den Objekten der Sammlung Salmhofer einen kleinen Ofen entdeckt hatten, wollten sie ihn in Betrieb nehmen und Maroni und Glühwein anbieten.)

Die Themengruppe *Landwirtschaft* hatte sich dazu entschlossen, den *Erntevorgang am Getreidefeld* so zu visualisieren, dass die Anwendung der einzelnen Erntegeräte auch Laien einsichtig war. Dazu hatten die Studierenden unter fachkundiger Hilfestellung des Gemeindearbeiters den Wagen der Sammlung zusammengebaut. Auf dem Wagen wurden „transportable“ Objekte, die auf dem Feld Verwendung fanden (finden), präsentiert, zusätzlich stellten sie die standortgebundenen Objekte wie die Speicherwand rundherum am Boden auf. Jedes Objekt war möglichst so angebracht/befestigt, dass sich sein Einsatz aus seiner Positionierung erkennen ließ – dazu waren manche Gegenstände sogar mit Nylonfäden zum Plafond hin verspannt worden und machten einen fast schwebenden Eindruck. Für eine weitere Verdeutlichung, aber auch für das richtige Ambiente sorgten die extra (im

Dezember!) von einem Heiligenbrunner Strohdachdecker Herrn Schmidt organisierten Garben, die ebenfalls sorgfältig plaziert wurden. Neben jedem Objekt befand sich ein Schild mit der korrekten Bezeichnung und einem Interview-Zitat (siehe Abb. 5).

Abb. 5: Themengruppe Landwirtschaft: Ausstellungsaufbau

Eine Texttafel und Fotos von InformantInnen lieferten Informationen zum Ablauf des Erntevorgangs. Im Hintergrund der Installation waren zwei Fotos nebeneinander angebracht: eines zeigte eine Gruppe von FeldarbeiterInnen, das andere einen modernen Mähdrescher. Daneben, in einem goldenen Rahmen, eine Sichel mit vier Knebeln (siehe Abb. 6) – ob auch hier das Volkskundemuseum mit der Kombination Kunst/Landwirtschaft kurz aufblitzte?

Abb. 6: Themengruppe Landwirtschaft: Gerahmte Knebeln mit Sichel

Um das Gewicht einer Garbe zu verdeutlichen, lag eine Hantel von entsprechendem Gewicht zum Selbstversuch für die BesucherInnen bereit, die sich im Anschluss an die Anstrengung mit einer „Feldjause“ stärken konnten – ein Kommunikationsangebot, das gerne genutzt wurde.

Die Gruppe *Lohnarbeit* war – wie schon im Volkskundemuseum – damit konfrontiert, dass ihr nur wenige Objekte zur Präsentation ihres Themas zur Verfügung standen. Trotzdem gelang es den Studierenden, einen ganzen Raum mit ihrer Umsetzung der Seminarergebnisse zu den Themen *Grünarbeit früher* und *PendlerInnendasein heute* zu bespielen. Fotos von einer GrünarbeiterInnen-Partie bei der Feldarbeit und ein Arbeitsvertrag sowie ein Arbeitsbuch bildeten den Rahmen für eine spezielle „Rübentapeteninstallation“: Ein niedriges Podest in der Größe des Bodendurchmessers eines Rübenhaufens war mit einer Papiertapete überzogen, welche die Studierenden durch serielle Aneinanderreihung eines stark vergrößerten Fotoausschnitts eines Rübenhaufens angefertigt hatten. Darauf waren einige Rüben, ein Rübenstecher, ein Rübenmesser und eine Haue sowie eine Rübengabel angeordnet (siehe Abb. 7).

Abb. 7: Themengruppe Lohnarbeit: Ausstellungsaufbau

An der Decke genau darüber befand sich ein weiteres Stück der Rübentapete in der Größe, die dem Durchmesser eines (insgesamt höheren) Rübenhaufens auf dem Niveau der Raumhöhe entsprechen würde, sodass sich die BetrachterInnen in die Gesamtausmaße dieses Haufens hineinversetzen konnten. Zusätzlich hatten die Studierenden auch noch ein Modell in einem Guckkasten angefertigt, das aus einer Spielzeugfigur und einem kleinen Rübenhaufen im richtigen Größenverhältnis zur Figur bestand.
An eine Wand wurde ein Dia projiziert, das eine Großbaustelle als Symbol für die PendlerInnen zeigte, welches mit einem Spielzeuglastauto ergänzt wurde (siehe Abb. 8).

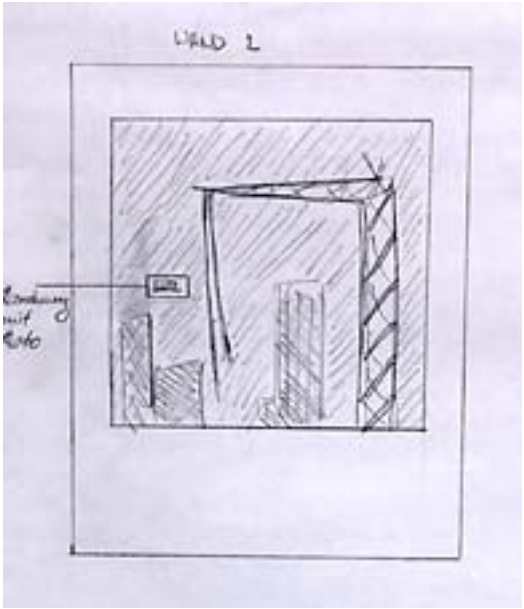


Abb. 8: Themengruppe Lohnarbeit: Aufbauskizze
Beschriftung: „Wand 2“ und „Ausnehmung mit Auto“

Eine Texttafel sowie die Gegenüberstellung eines historischen Grünarbeiter- und eines rezenten Baustellen-Partiefotos vervollständigten die Präsentation. Schließlich lag eine eigens zusammengestellte Broschüre zum Mitnehmen auf, in der zu den Themen „Wege zur Arbeit“, „Unterkunft“, „Verpflegung“, „Arbeit“ und „Freizeit“ jeweils Interviewpassagen von in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts tätigen GrünarbeiterInnen, Partieführern und Telegraphenarbeitern Gesprächsauszügen mit PendlerInnen, die heute auf Baustellen, bei Speditionen und in Fabriken und Firmen arbeiten, gegenübergestellt sind.

Die Themengruppe *Handwerk* schließlich erzeugte mit Hilfe von sechs im Kreis aufgestellten Tafeln einen eigenen Raum, mit dem sie ihren Ergebnissen rund um die *Schmiede* einen speziellen Rahmen gaben. Sechs Themenbereiche waren an der Außenseite jeweils durch Fotos und Interviewzitate, an der Innenseite durch liebevoll arrangierte Objekte und Fotos visuell aufbereitet:
Für die Darstellung von „Werkzeug und Ausbildung“ montierten die Studierenden Zangen vor einer „Hammertapete“ (siehe Abb. 9) und verwendeten Reproduktionen von Urkunden ihrer InformantInnen.

Abb. 9: Themengruppe Handwerk: Ausstellungsaufbau

Die Arbeit des Schmieds als „Hufschmied und Heiler“ wurde mit drei Hufeisen, einem Fläschchen Kupfervitriol und Fotos vom Arbeitsvorgang illustriert (siehe Abb. 10).

Abb. 10: Themengruppe Handwerk: „Hufschmied und Heiler“
Beschriftung: „Hufschmiede [...] des muß man sogn, waren schon halbe Tierärzte. Is jo ah a große Kunst“

Joch und Trittltascherl vor Fotos von Agrarflächen standen für die Tätigkeit von Schmieden im Bezug zur Landwirtschaft, aus der zahlreiche technische Innovationen hervorgingen. „Wandel und Zäsur“ im Schmiedeberuf, ein Thema, das von den InformantInnen in den Interviews oft angesprochen worden war, wurde durch ein beschlagenes Wagenrad und einen Reifen symbolisiert (siehe Abb. 11).

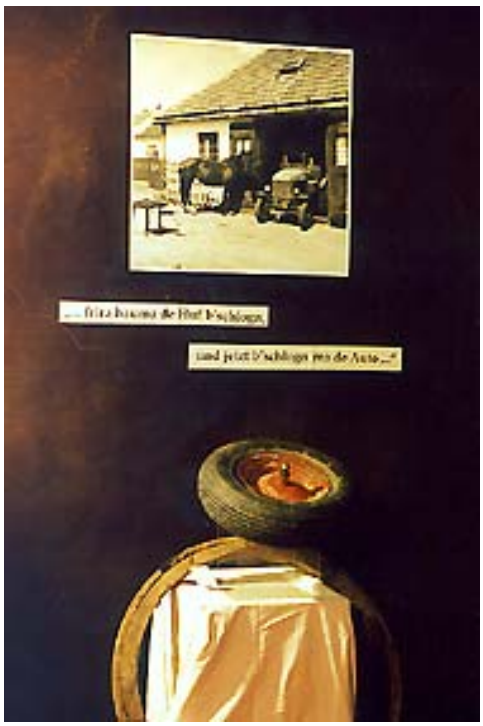


Abb. 11: Thema Handwerk: „Wandel und Zäsur“
Beschriftung: „... frira hom ma die Huf b’schlogn, und jetzt b’schlogn ma die Auto ...“

Die Tafel zum Thema „Reparatur und Haushalt“, das in engem Zusammenhang mit dem Schicksal der Roma im Südburgenland steht und vor der eine Rastelbinderarbeit (Krug), eine Sterzpfanne mit Loch, eine reparierte Säge und ein Lötkolben ausgestellt waren, bildete eine Ausnahme in der Gestaltung: In dem Versuch, einen adäquaten Umgang mit diesem heiklen gesellschaftlichen Konfliktthema zu finden, hatten die Studierenden entschieden, hier *keine* Fotos zu verwenden und Broschüren des burgenländischen Romavereines aufzulegen.
Ein allgemeiner Einführungstext vor rotem Hintergrund gab einen Überblick über die Vielfalt der Arbeitsmöglichkeiten, die Produktpalette, die Aufgabenbereiche und die Veränderungen im Beruf des Schmiedes. In der Mitte des Raumes stand ein Amboss, von einer Neonröhre rot beleuchtet, auf dem die BesucherInnen Nüsse knacken konnten, während eine Tonbandaufnahme die authentische Geräuschkulisse des Hämmerns in einer Schmiede lieferte. Ein aufgeblasener Plastikfauteuil und eine Broschüre mit „Gschichtn vom Schmied“ luden zum Verweilen ein.

Zusammenfassend darf hier festgehalten werden, dass die Abschlusspräsentation sowohl „inneruniversitär“ gesehen als auch als regionale Veranstaltung ein großer Erfolg war und alle unsere Erwartungen übertroffen hat. Die Studierenden hatten die Schwierigkeiten des Arbeitens mit einer Sammlung ohne genaue Objektdokumentation, mit widersprüchlichen Aussagen, fragmentarischen Informationen und Lücken bravourös gemeistert. Wir haben den Eindruck, dass sich unser Respekt den Studierenden gegenüber in ihrem respektvollen Umgang mit den ihnen anvertrauten Objekten und Informationen und ihrem überdurchschnittlichen Engagement widerspiegelte. Angesichts der extrem kurzen Zeit und der beschränkten Mittel, die uns allen zur Verfügung standen, ist das Seminarergebnis als deutliches Votum für ein regelmäßiges Angebot von praxisbezogenen Lehrveranstaltungen im Rahmen der universitären Ausbildung zu verstehen.

BIBLIOGRAPHIE

INSTITUT FÜR VOLKSKUNDE (Hg.)

1999 Jahresbericht 1998. Mitteilungen Volkskunde Ethnologia Europaea Wien 12. Wien.

RANZINGER, Evelyn

1990 Wagnis Ausstellung. Ein Studentenprojekt in der Abteilung für Volkskunde am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum. In: Seipel, Wilfried: Neues Museum Nr. 2/1990: 31 – 33. Linz: Oberösterreichisches Landesmuseum.

TEIL III: METHODEN

ETHNOLOGISCHE FELDFORSCHUNG UND STUDIUM HEUTE

EINIGE PERSÖNLICHE ZUGÄNGE*

Andre GINGRICH

Ethnologische Feldforschung. Ethnographic field work. Enquête ethnographique du terrain …

Vom 19-jährigen Studenten der Cultural Anthropology an der Boston University bis zur 66-jährigen Professorin der Sozialanthropologie an einer skandinavischen Universität, von der 30- oder 35-jährigen Ethnologie-Absolventin, die in einer Wiener Integrations- oder Medienstelle arbeitet, bis zum 48-jährigen Hamburger Ethnologen, der freiberuflich als Firmenkonsulent in seiner Heimatstadt tätig ist: Das Thema beschäftigt uns alle, denen Ethnologie (Kultur- und Sozialanthropologie) am Herzen liegt. Was ist ethnologische Feldforschung heute, und was davon ist für das Studium wesentlich?

Dieses Thema wird gerade deswegen so vielfältig und heftig diskutiert, weil sich das ganze Fach weltweit im Umbruch befindet. Was diesen Umbruch charakterisiert und welche realen und potentiellen Auswirkungen das auf ethnologische Feldforschung hat, das habe ich aus meiner Sicht kürzlich an anderer Stelle zur Diskussion gestellt (Gingrich 1999). Dort wird auf folgendes hingewiesen:

▪ Im Zug der gegenwärtigen Phase der Globalisierung und der Gegenreaktion von lokalen Nationalismen aller Art (einschließlich der österreichischen Radikalvariante) erlebt die Ethnologie einen weltweiten Aufschwung an Aufmerksamkeit und Nachfrage. Sie studiert kleine lokale Netzwerke von Personen in ihren dynamischen sozio-kulturellen Interaktionen mit globalen, transnationalen und nationalen Prozessen.

▪ Ihre Konzepte und Methoden, einschließlich jenen der ethnologischen Feldforschung, sind zentrale Bezugspunkte für die „etablierten“ großen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen geworden. Für Soziologie ebenso wie für Psychologie, für Zeitgeschichte wie für Linguistik ist „ethnographische“ oder „ethnologische“ Feldforschung heute expliziter Teil des praktizierten, neuen Methodenpluralismus.

* Für wichtige Mithilfe und Diskussionen bei der Entstehung dieses Beitrages danke ich Jasmine Böhm, Sylvia Haas, Ulrike Hartmann und Gertraud Seiser.

▪ Zugleich haben sich die Rahmenbedingungen für ethnologische Feldforschung in einiger Hinsicht verändert und erweitert. Die Regel sind heute solche Feldforschungen, die nicht an einem, sondern an mehreren Orten stattfinden und die schon aus diesem Grund in mehrere getrennte zeitliche Abschnitte gegliedert sind. Diese Orte können und sollen ebenso „im eigenen Land“ wie anderswo sein.

Aus dieser grundsätzlichen Einschätzung ergeben sich eine ganze Reihe von weiteren Details, Modifikationen und neue Konsequenzen für die ethnologische Feldforschung: für ihre Quellen (hinzugetreten sind etwa: neue Medienströme, lokale Experten, u. v. a. m.), für ihre Reichweite (so etwa kann kaum irgendein lokales Netzwerk von Personen untersucht werden, ohne seine überlokalen Vernetzungen zu berücksichtigen), oder auch für ihre Strategien (vgl. Gupta und Ferguson 1997: 1-46).

Im vorliegenden Beitrag möchte ich diese bereits publizierten Elemente eines systematischen Überblicks aber nicht weiter vertiefen. Hier will ich auch nicht zu einer spezifischen Einzelfrage der ethnologischen Feldforschung Stellung beziehen. Vielmehr möchte ich zu einem Band, der eine Lehrveranstaltung mit ethnologischer Feldübung im Südburgenland aufbereitet, einige persönliche Zugänge zum Thema beisteuern. Dies geschieht in drei Abschnitten, welche das Thema „ethnologische Feldforschung und Studium heute“ nacheinander durch drei Zugänge behandeln: durch aktuelle Dialoge, durch retrospektive Biographie und schließlich durch einen Querschnitt zur Betreuungspraxis.

In diesen drei Abschnitten reflektiert der erste also bestimmte Dialoge zum Thema, in welche ich derzeit involviert bin. Der zweite Abschnitt resümiert einige praktische und ausbildungsbezogene Erfahrungen mit ethnologischer Feldforschung aus meinem bisherigen wissenschaftlichen Werdegang. Vor diesem Hintergrund von aktuellen Dialogen und retrospektivem Zwischenresümee komme ich schließlich drittens auf meine eigene Betreuungspraxis als einem Kontext zur ethnologischen Feldübung von 1997/98 im Südburgenland zu sprechen. Ziel dieser Darstellungsform ist es also, meine Prioritäten, Veränderungen, und Differenzierungen im Umgang mit ethnologischer Feldforschung zu beschreiben und zu erläutern, weil ich selbst Akteur in heterogenen Kontexten bin. Meine Auffassungen zum Thema sind gemacht und beeinflusst worden, sie verändern sich immer wieder, aber sie haben auch ihre Ursachen und Motive.

DIALOGE MIT STUDIERENDEN (EINE AUSWAHL)

Unter den Studierenden dieses Faches, zumindest unter jenen des Wiener Instituts für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie, taucht immer wieder große Unsicherheit darüber auf, was ethnologische Feldforschung für sie bedeuten mag: Welchen Einfluss auf ihren zukünftigen Werdegang wird es haben, wenn sie sich entschließen, eine eigene Feldforschung als Grundlage ihrer Abschlussarbeit durchzuführen? Wie sehr mag es andererseits ihre zukünftigen Chancen beeinträchtigen, wenn sie keine Feldforschung machen? Was wird überhaupt in diesem Fach als Feldforschung anerkannt und was nicht? Gilt eine Feldforschung nur als solche, wenn sie „in einem fernen Land" durchgeführt wird? Wie sehr unterscheiden sich die in Wien geltenden Maßstäbe von jenen, die in anderen Teilen der EU angelegt werden, oder von den in den USA vorherrschenden?

Viele dieser Fragen werden mir in Zusammenkünften und Gesprächen mit Studierenden so oft gestellt, dass ich wenigstens einige darunter hier erneut aufgreifen möchte. Drei Beispiele dienen dafür als Illustration.

ERSTES BEISPIEL: Eine Studentin hat für ihre Diplomarbeit eine kurze Erhebung von einigen Monaten unter Jugendlichen einer südamerikanischen Großstadt durchgeführt. Die Ergebnisse bildeten die Grundlage ihrer Diplomarbeit, die in der Folge auch als Buch publiziert wurde (Streissler 1999). Für ihr Dissertationsstudium hat sich diese Studentin in ausführlichen Vorarbeiten ein neues Programm zurechtgelegt. Dieses sieht vor, dass sie in drei südamerikanischen Städten zum jeweils gleichen Thema Erhebungen unter Jugendlichen durchführt, diese miteinander vergleicht und diese Recherchen schließlich in enger Kooperation mit einem ethnologischen Lateinamerika-Zentrum in Skandinavien auswertet. Zur weiteren Vorbereitung ging sie im Rahmen des EU-Sokrates / Erasmus-Austauschprogrammes unseres Institutes für einige Zeit an eben dieses skandinavische Zentrum, um ihr Dissertationsprogramm weiter zu verfeinern.

Als sie noch vor ihren geplanten Erhebungen in den drei lateinamerikanischen Städten von diesem Skandinavienaufenthalt nach Wien zurückkehrte, war sie einigermaßen verunsichert: Was ihr unter meiner Betreuung als ziemlich anspruchsvolles und aufwendiges Feldforschungsprogramm für ihre Dissertation erschienen war, das hatten ihr die skandinavischen KollegInnen ziemlich zerzaust und in Frage gestellt. Es war sogar bezweifelt worden, ob ihr Plan von jeweils zwei- bis viermonatigen Aufenthalten in drei Städten Lateinamerikas denn überhaupt eine „wirkliche" Feldforschung darstelle. Zur Untermauerung

dieser Zweifel haben die skandinavischen KollegInnen ihr Programm teils als „zu theorielastig“ und als empirisch noch unausgegoren kritisiert.

Was illustriert dieses Beispiel? Vor allem zeigt es zweierlei: Erstens, dass jede ethnologische Forschungs- und Ausbildungsstätte ihre besonderen Akzente und Präferenzen hat, auch im Hinblick auf die ethnologische Feldforschung. Zweitens zeigt das Beispiel, dass Feldforschungsprojekte als Teil von Abschlussarbeiten immer auch, neben vielem anderen, Ergebnis von Aushandlungen zwischen StudentIn und Betreuer sind.

Viele skandinavische Institute fühlen sich der „klassischen“ britischen Feldforschungstradition, wie sie aus den Werken von Malinowski und Evans-Pritchard hergeleitet wird, weit stärker verbunden als das Wiener Institut. Die Betonung von empirischer Methodik und von einem jedenfalls einjährigen Feldaufenthalt sind daher in ihrer Ausbildung weitaus stärker akzentuiert als in Wien. Demgegenüber wird auf eine gute, theoriegeleitete Konzipierung von Feldforschung in Wien sicher mehr Wert gelegt, weil dies eher gewährleistet, die Feldforschung selbst nicht unhinterfragt zu lassen, sondern sie zu problematisieren. Zugleich ist die Betonung auf Empirie in Wien nicht derart rigide, was auch Schwächen der Ausbildung widerspiegelt.

So waren „(2 bis 4) x 3“ Monate für einen Wiener Betreuer gerade noch akzeptabel, während sie für skandinavische KollegInnen bereits bedrohlich unterhalb der magischen 1-Jahresfrist angesiedelt waren. In meinen Gesprächen mit dieser Studentin hatte ich vor und nach ihrem Skandinavienaufenthalt klarzumachen versucht, dass auch ich selbst über die „(2 bis 4) x 3“ Monate-Dauer nicht gerade glücklich bin, aber dies trotzdem zu akzeptieren bereit wäre. Dieser Aspekt hat also nicht nur mit fachinternen Akzentunterschieden zwischen Wien und Skandinavien zu tun, sondern auch mit dem Verlauf der persönlichen Aushandlungen zwischen der Studentin und mir vor Antritt ihrer Feldforschung. Ihre Sorge betraf also Fragen wie: Würde das zukünftige Ergebnis dieser Forschung in Nordeuropa auf Probleme der fachlichen Anerkennung stoßen? Könnte es eventuell ihrem Wunsch nach einer internationalen wissenschaftlichen Karriere hinderlich werden, dass eine als kurz geplante Feldforschung schon von vornherein auf internationale Skepsis gestoßen war? Ganz unberechtigt sind diese Sorgen tatsächlich nicht, soweit sie die Frage der inhaltlichen Akzeptanz, oder gar die Frage einer akademischen Beschäftigung in Nordeuropa betreffen. Entscheidend werden freilich die Ergebnisse der Feldforschung sein.

ZWEITES BEISPIEL: Eine andere Studentin hat sich in den 90er Jahren intensiv mit der öffentlichen Inszenierung und „Festivalisierung“ fremder Kulturen befasst (Mittasch 1999). Dies recherchierte sie für ihre Diplomarbeit anhand des „Sura za Afrika“-Festivals von 1996 in Österreich. Den Plan für die Recherchen zu dieser Diplomarbeit entwickelte sie zu einem Zeitpunkt, als das „Sura za Afrika“-Festival bereits seinem Ende entgegenging. Daher konnte ihre aktive und passive Teilnahme am eigentlichen Verlauf des Festivals nur einen Teilausschnitt abdecken. Die „teilnehmende Beobachtung“ als Kernstück jeder Feldforschung fand also durchaus statt. Aber auf Grund der zeitlichen Umstände, was außerhalb der Einwirkungsmöglichkeiten dieser Studentin lag, konnte der Festivalverlauf empirisch eben nur zu einem Teil mit der Methode der Feldforschung erhoben werden. Die anderen Abschnitte des Festivalverlaufes mussten in diesem Fall mit anderen Methoden recherchiert werden - mit Hilfe von Interviews, Medienanalysen und Ähnlichem. Das ist dieser Studentin auch glänzend gelungen. Die erhobenen Materialien hat sie in einem ungemein gründlichen und genauen Verfahren zeitaufwendig analysiert; das Ergebnis wurde schließlich in theoretischen Bezug gesetzt zu den neuesten deutsch- und englischsprachigen Diskussionen über „Festivalisierung“ und „Museum Anthropology“, was unter Mithilfe der schweizerisch-US-amerikanischen Expertin Regina Bendix als Gastprofessorin und Co-Betreuerin erfolgte. Leicht habe ich es dieser Absolventin mit meiner eigenen Betreuung sicher nicht gemacht – weder Afrika noch Museumsfragen zählen auch nur im weiteren Sinn zu meinen regulären Betreuungsfeldern. Um so mehr habe ich in diesem Fall methodische und theoretische Genauigkeit verlangt, was diese Studentin selbständig und kreativ gelöst hat.

Was zeigt dieses zweite Beispiel? Es illustriert, dass eine ethnologische Feldforschung nicht immer, oder wie hier nicht immer zur Gänze, durchgeführt werden kann. Im gegebenen Fall konnte das durch andere Methoden wettgemacht werden. Ob eine Feldforschung möglich ist oder nicht, das ist also auch eine Frage der Zweckmäßigkeit. Gerade wenn es sich um eine Diplomarbeit handelt wie hier, dann ist es keine Prinzipien-Frage, sondern eine Frage der angemessenen Methodenauswahl und des passenden „Methoden-Mix“, ob und in welchem Ausmaß eine Feldforschung durchgeführt wird.

Weiters illustriert dieses zweite Beispiel, dass an diesem Institut „ethnologische Feldforschungen im eigenen Land“ durchaus ihren Platz haben und exzellente Ergebnisse bringen können.

DRITTES BEISPIEL: Bei meinem Seminar für DiplomandInnen im Jänner 2000 entspann sich im Anschluss an eines der Referate eine Diskussion, in deren Verlauf ich feststellte: „Interviews alleine sind keine Feldforschung. Feldforschung heißt vor allem den Alltag der Betroffenen zu begleiten und zu beobachten und diese beobachtete Praxis mit Interviews zum Thema zu verbinden und zu kontrastieren." Diese wohl etwas flapsige, weil nicht allzu genau erläuterte Bemerkung von mir erzeugte Verunsicherung bei manchen TeilnehmerInnen. Die daran anknüpfenden Gespräche und Dialoge haben mir geholfen, besser zu verstehen, wie sehr Fragen über ethnologische Feldforschung gerade Studierende am Ende der Unterstufe / Beginn der Oberstufe beschäftigen. Ich hätte auf diesem Seminar also zumindest klarstellen müssen, was hier gesagt wird, aber dort anscheinend unklar blieb:

▪ Empirisches Arbeiten in der Ethnologie (Kultur- und Sozialanthropologie) kann und soll die glücklicherweise bestehende Methodenvielfalt nutzen und entwickeln. Eine Fallstudie zu Fehden unter türkischen Familien, wie sie Barbara Handl betreibt, wird türkische, österreichische und deutsche Polizei- und Gerichtsakten im Archiv studieren (Handl 2000). Eine Studie zur russischen Kriegspropaganda im Tschetschenienkonflikt, wie sie Andrea Strasser durchführte, kann sich primär diskursanalytischer Methoden bei der kritischen Durchleuchtung ausgewählter Medien bedienen (Strasser 1998). In diesen beiden Fällen wie in vielen anderen auch ist also NICHT die ethnologische Feldforschung die zentrale, beste und geeignetste empirische Erhebungsmethode, sondern andere Methoden. Im Fall von Gebhard Fartaceks Untersuchung zu syrischen Heiligenkulten hingegen war eine Feldforschung eindeutig die geeignetste Erhebungsmethode (Fartacek 1999). Ethnologisches empirisches Arbeiten umfasst also Methodenvielfalt; EINE dieser Methoden ist die Feldforschung.

▪ Es gibt keine ethnologische Feldforschung ohne Interviews. Zugleich sind meiner Auffassung nach innerhalb des Feldforschungsprozesses die Interviews nicht das Einzige sowie – diese Auffassung mag mich von Anderen unterscheiden – auch nicht das Wesentlichste. Für wesentlicher als die Interviews (Sprech- und Kommunikationsakte) halte ich die „Teilnahme", vom passiven Beobachten bis zum aktiven Mitwirken an der Praxis der untersuchten Menschen in ihren Lebenskontexten (non-verbale Praxis und Interaktion). Wo diese Lebenskontexte verortet sind, ist hingegen völlig irrelevant dafür, ob die Methode der ethnologischen Feldforschung zweckmäßigerweise angewendet werden soll oder nicht. Die Fragestellung und ihre methodische Umsetzung, aber nicht der Ort, sind also

ausschlaggebend dafür, ob wir ethnologische Feldforschung praktizieren und das auch so bezeichnen.

Präziser hätte es also heißen müssen: Ethnologische Feldforschung kann wo auch immer stattfinden, sie ist eine unter vielen Methoden, die heute nicht Nadelöhr und Ritual zur einzig möglichen Professionalisierung von EthnologInnen darstellt. Genauer gesagt heißt der Ausspruch „Interviews sind keine Feldforschung“ folgendes. Es gibt zwar ein systematisches Überschneidungsfeld zwischen verbalen und non-verbalen Aktivitäten. Das heißt, dass man beide auch nicht willkürlich voneinander trennen soll. (Deswegen schrieb ich vorhin, es gibt „keine Feldforschung ohne Interviews“). Das heißt aber zugleich, dass verbale und non-verbale Aktivitäten nicht identisch sind: „Überschneidung“ ist etwas anderes als „identisch sein“. Die ethnologische Feldforschung ist also jene Methode, mit deren Hilfe man auch und vor allem die Praxis der AkteurInnen in deren Lebenskontexten beobachten kann, wodurch sich beurteilen lässt, ob diese Praxis den Selbstdarstellungen in den Interviews entspricht oder widerspricht. Was die Menschen sagen ist eben nicht immer identisch mit dem was sie tun (Kuper 1996: 15).

Wen ich etwa muslimische Mütter in mein Büro zu Interviews bitte, dann erfahre ich auf entsprechende Befragung hin Teile ihrer Selbstdarstellung und Kognitionen darüber, wann und wo sie selbst den Schleier anlegen oder dies ihren Töchtern empfehlen. Wenn ich hingegen auch als Nachhilfelehrerin zwei Mal in der Woche im Haushalt einer dieser Familien bin, sehe ich in Teilausschnitten, inwieweit die beobachtete Praxis diesen verbalen Darstellungen entspricht oder nicht. Das, mit Verlaub, ist keine akademische Spitzfindigkeit, sondern eine elementare Differenz des menschlichen Alltags.

Ich will daher nochmals betonen, die Feldforschung ist nicht „besser“ als andere Methoden, welche die Ethnologie einsetzt; sie ist heute auch nicht mehr der einzig bevorzugte Weg zum Studienabschluss. Nur Interviews durchzuführen ist eine ebenso legitime, gleichberechtigte und manchmal zweckmäßige Methode. Interviews durchzuführen, die dann selbst in den Lebenskontexten der Interviewten stattfinden (etwa in ihrer Wohnung oder Arbeitsstätte), ist ein direkter und punktueller Übergang zur Feldforschung. Diese „Verortung im Übergang“ zur ethnologischen Feldforschung war auch charakteristisch für die Tätigkeit des Seminars zum Südburgenland 1997/98. Worauf ich also beharre, ist dieses: Vor Ort mit den untersuchten Personen längere Zeit verbringen, und sie dabei nicht nur zu interviewen, sondern am Alltag teilnehmen und beobachten – das halte ich für den Kern der ethnologischen Feldforschung. Dass er als „methodisches Markenzeichen“ dieser Disziplin Ethnologie gilt, ist ein viel-

diskutiertes Faktum. Dass dies nicht „die beste“ Methode ist, sondern eine von vielen, mehr oder minder zweckmäßigen und gleichberechtigten, das habe ich hoffentlich klarstellen können.

RETROSPEKTIVE AUF ERFAHRUNGEN (EIN ZWISCHENRESÜMEE)

Was durch diese Auswahl aus Dialogen mit Studierenden deutlich wird, das sind bestimmte Prioritäten, Präferenzen und Differenzierungen in meinem Umgang mit der ethnologischen Feldforschung. Wie gesagt, diese sind geformt worden, haben sich entwickelt und werden sich hoffentlich weiterentwickeln.

Mir war bis zu diesen Dialogen nicht bewusst, mit welchem Druck ein bestimmtes Konglomerat von Vorstellungen über ethnologische Feldforschung noch immer viele Studierende und AbsolventInnen belastet, sie bedrückt und quält. Ich würde gerne über die Mitwirkung am Südburgenland-Seminar von 1997/98 hinaus etwas dazu beitragen, um diesen quälenden Druck zu zerschlagen und praktiziere offenbar manchmal das Gegenteil. Wie viele Studierende und AbsolventInnen des Faches in Wien sich wohl noch immer denken mögen: „Wahre“ Feldforschung hat in fernen Regionen stattzufinden, und wer dies nicht getan hat ist kein „wahrer“ Ethnologe? Eigentlich ist es logisch: Zwar rede und schreibe ich seit langem zu diesem Thema in Worten (Vorlesungen, Artikeln) ganz andere Auffassungen, wonach ethnologische Feldforschung sowohl in „eigenen“ wie in „fremden“ Gesellschaften völlig legitim ist. Aber studierende Ethnologinnen können genau unterscheiden zwischen meinen Worten (Vorlesungen, Artikeln) zum Thema Feldforschung einerseits und andererseits meiner eigenen Praxis in dieser Frage. Diese aber spielte sich stets „in fernen Ländern“ ab. Das steht wiederum in einem weltweiten und früher fest etablierten historischem Kontext, als dessen ungebrochene Fortsetzung meine diesbezügliche Praxis erscheinen muss, scheinbar ganz im Gegensatz zu meinen Worten.

Die Taten: Meine wichtigsten eigenen Feldforschungen fanden bisher in Eritrea, Syrien, in Saudi Arabien, dem Jemen und zuletzt in Tibet statt. Das sind alles „ferne Länder“ für Studierende in Wien, kein Zweifel. Eine solche, kontinuierliche Praxis von Feldforschungen „in der Ferne“, die jemand über immerhin 25 Jahre hinweg betreibt: Das ist natürlich kein Zufall, sondern es folgt bestimmten Vorstellungen. Diese wiederum fallen auch nicht vom Himmel. Sie sind entstanden und gemacht, sie haben ihre Vorgeschichte. Eine derartige Vorgeschichte von jahrzehntelanger Priorität für „ethnologische Feldforschung in der

Ferne“ – woher kommt sie in der Ethnologie, woher kommt sie bei mir? Ein retrospektives Zwischenresümee soll diese Fragen hier beantworten helfen.

Es ist schon richtig: Als sich die Ethnologie (Kultur- und Sozialanthropologie) gegen Ende des 19. Jh. zu professionalisieren begann, wurde die ethnologische Feldforschung als „die eigentliche Methode“ des Faches erfunden – Franz Boas und Bronislaw Malinowski führten sie, aus Deutschland und Polen kommend, in den USA und Großbritannien ein (Stocking 1983: 70-120). Auch in Wien gab es etwa zeitgleich, mit Alois Musil und Wilhelm Heyn, deklarierte Feldforscher mit ähnlicher Orientierung (Gingrich und Haas 1995/96: 116-118), deren Ansätze dann aber durch das Aufkommen und Vorherrschen der spekulativen Kulturkreislehre für lange Zeit marginalisiert blieben.

Insoferne repräsentierte mein Lehrer Walter Dostal, als er in Wien 1975 die Professur antrat, eigentlich die erste Forschergeneration, die nun endlich einem methodischen Kernelement vor Ort zum zentralen Durchbruch verhalf, das anderswo und weltweit bereits seit mindestens einem halben Jahrhundert die Disziplin dominierte. [52]

Für meine Generation von Studierenden war dies ein radikaler Befreiungsschlag: Davor hatten nur Wernhart und andere jüngere Institutsangehörige, gleichsam hinter vorgehaltener Hand, uns Studierenden in den Korridoren des Institutes zugemunkelt, dass „Feldforschung gut“ sei. Mit dem Beginn von Dostals Professur in Wien wurde Feldforschung auch im Lehr- und Forschungsbetrieb des Wiener Institutes klar als unabdingbares Kernelement von empirischen Arbeiten etabliert, wie es weltweit schon längst üblich war. Für einen 23-jährigen Studenten wie mich war das zunächst eine intellektuelle Erlösung. Zuvor war ich immer wieder zu den anthropology departments in London und Paris geflüchtet um zu erfahren, worin das ABC des Faches eigentlich bestünde. Dort hatte ich das Selbstverständliche erfahren, das in Wien nur angedeutet blieb: Methodisch sei das ABC des Faches die ethno-

[52] Für P. W. Schmidt und W. Hirschberg, also für die Begründer der Kulturkreislehre und der Ethnohistorie als ihrer kritischen Gegenbewegung, war die ethnologische Feldforschung nie wesentlicher Teil ihrer eigenen wissenschaftlichen Praxis – beide waren viel stärker auf die Ausarbeitung eines spekulativen Theoriengebäudes (P. W. Schmidt) bzw. einer exakten Methodologie (Hirschberg) konzentriert. Unbestritten ist freilich, dass P. W. Schmidt etliche seiner Mitarbeiter (Schebesta, Gusinde, Koppers) zu deren Durchführung von ethnologischen Feldforschungen inspirierte. Diese allerdings wurden stets in Formen publiziert, die das schmidtsche Theoriengebäude wenn schon nicht bestätigten, dann wenigstens nicht widerlegten. Insofern blieb unter der Dominanz der schmidtschen Kulturkreislehre in Wien (1924–38, 1945–54) die ethnologisch-empirische Feldforschung völlig sekundär. Sie war weitgehend marginalisiert, weil ihr keine grundsätzliche Innovationskraft für Theorienbildung zugestanden wurde. Christoph Fürer-Haimendorfs bahnbrechende Ansätze der 30er Jahre entfalteten sich nicht von Wien aus, sondern erst in Indien und an der Londoner SOAS (Gingrich 1995/96). Erst Josef Haekel, Anna Hohenwart-Gerlachstein, Karl Jettmar und Karl R. Wernhart, dem Hirschberg dies in seinem Alterswerk zugestehen musste, begannen ab den 50er-Jahren diesen Zustand schrittweise zu ändern. In diese Phase schrittweiser Änderungen und Übergänge fiel Walter Dostals Studienzeit (Gingrich 1999).

logische Feldforschung. Nun, mit Dostals Berufung, konnte man dieses „ABC“ von Wien aus auch praktisch und methodisch betreiben! Ich war begeistert. Dostal hatte überdies, noch von Bern aus, an der Edition von engagierten Publikationen zu indigenen Rechten mitgewirkt (Dostal 1975). Meiner eigenen ethnologischen Feldforschungspraxis stand also nichts mehr im Wege; meine Arbeiten in Syrien, in Saudi Arabien und im Jemen begannen.

Selbstverständlich ist daher meine eigene Praxis im engeren Sinn von dieser formativen Phase geprägt, in welcher „lange Aufenthalte in fernen Ländern“ endlich erlaubt waren. Ich würde auch heute nichts als Lügen und Unsinn erzählen, würde ich etwa behaupten, dass mir persönlich eine andere Form empirischen Arbeitens in der Ethnologie größeren „Spaß“ mache. Das sei einbekannt und zugegeben, es ist ohnedies kein großes Geheimnis. Von der persönlichen Freude an dieser Variante abgesehen sei aber außerdem festgehalten: Es ist auch heute unter bestimmten Prämissen nicht falsch oder obsolet, lange währende Feldforschungen in fernen Ländern durchzuführen. Nur erfolgt dies unter völlig anderen theoretischen und methodologischen Voraussetzungen, wozu unter anderem zählt: Dies ist längst nicht mehr die einzige oder auch nur die wichtigste empirische Arbeitsform. Sie ist eine gleichberechtigte Form im Gesamtspektrum des Methodenpluralismus geworden.

Aber diese heute gleichberechtigte Methode im pluralistischen Spektrum hat eine besondere Tradition dafür, was genau die Ethnologie zur wissenschaftlichen Profession macht. Solches wurde mir in einem „formativen Befreiungsschlag“ vermittelt, der in Wien mit Verspätung zum Durchbruch kam.

Dieser „formative Befreiungsschlag“ ist der erste von zwei Bausteinen meines retrospektiven Zwischenresümees zur ethnologischen Feldforschung. Nun zum zweiten Baustein, der zugleich an die Gegenwart heranführt. Er handelt von einem „restriktiven Dogma“.

Wahrscheinlich eröffnet jeder wichtige akademische Lehrer nicht nur Möglichkeiten, sondern setzt zugleich immer auch Grenzen. Bezüglich der ethnologischen Feldforschung eröffnete Dostal mit dem „formativen Befreiungsschlag“ und seiner kontinuierlichen Fortsetzung mehreren Generationen von EthnologInnen primär einmal die Möglichkeit, in einem verspäteten Modernisierungsschub endlich an den internationalen mainstream von methodologischen Standards anzuschließen und teilweise darüber hinaus zu gehen. Zugleich setzte er Grenzen, mit denen auch ich in Konflikt geriet. Eine dieser konfliktuellen Grenzziehungen bezog sich auf „ethnologische Feldforschung im eigenen Land“, der Dostal äußerst skeptisch gegenüberstand. Erst ab den späten 80er und frühen 90er Jahren begann er, in seiner

Betreuungspraxis diese Grenzziehungen etwas aufzuweichen – bei manchen Abschlussarbeiten, bei der Teamplanung für die Umgestaltung des Völkerkunde-Museums oder auch bei seinem Projekt „Muslime in Wien“.

Davor jedoch, also von etwa 1975 bis in die späten 80er Jahre, dominierte in seiner Lehr- und Betreuungspraxis eine relativ rigide Ausgrenzung von Feldforschung im eigenen Land. „Das ist doch Volkskunde“ lautete sein regelmäßiges und gefürchtetes Diktum bei der Ablehnung derartiger Diplomarbeits-, Dissertations- und Habilitationsprojekte. Ich habe schon damals mit ihm über diese Haltung gestritten und daher wird es mir mein Lehrer hoffentlich verzeihen, wenn ich ihn diesbezüglich auch hier kritisiere: Diese Haltung Dostals halte und hielt ich nämlich in dreierlei Hinsicht für falsch. Erstens bewirkte diese Haltung eine fatale Ausgrenzung, dazu gleich mehr. Zweitens befand sich diese Haltung wissenschaftlich überhaupt nicht auf der Höhe ihrer Zeit. Drittens schließlich stand sie in eklatantem Gegensatz zu früheren Praktiken von Dostal selbst. Dazu nun Genaueres im Detail. Als erstes zur Ausgrenzung: Diesem in Wien fast 20 Jahre vorherrschenden Dogma zu folgen, das konnten sich manche finanziell nicht leisten. Vielen erlaubten schon die Kosten keine „Feldforschung in der Ferne“. Andere wiederum waren einfach sprachlich nicht talentiert genug dafür. „Feldforschung in der Ferne“ erfordert nun mal das Erlernen von oft schwierigen Sprachen. Dritte wiederum hatten es probiert wie Roland Girtler in Indien, aber es machte ihnen weniger Spaß als Feldforschung im eigenen Land. Wie auch immer man zu Girtler und Dostal stehen mag: Tatsache ist jedenfalls, dass Girtlers damals innovativem Ansatz von ethnologischen Feldforschungen unter Randgruppen im eigenen Land aus „grundsätzlichen Erwägungen“ heraus noch Ende der 1970er Jahre in Wien die Möglichkeit zur Habilitation im Promotionsfach von Dostal verwehrt wurde (Girtler 1992, 1994, 1995, 1998). Diese Ausgrenzung war exemplarisch, weil sie Standards für Habilitationen, Dissertationen und Diplomarbeiten im Fach setzte, und sie war dogmatisch, weil sie ein wichtiges fachinternes Innovationspotential für lange Zeit neutralisierte.

Die Haltung „Feldforschung im eigenen Land ist Volkskunde“ in den 1970er und 1980er Jahren wissenschaftlich noch immer zu vertreten war zweitens deshalb anachronistisch, weil international längst anderes vor sich ging. In den USA oder Skandinavien stritt man damals zwar heftig über die thematischen und theoretischen Unterschiede zwischen „folklore studies“ (Volkskunde) und „Cultural and Social Anthropology“ (Völkerkunde). Einig war man sich aber durchaus, dass beide Fächer auch im eigenen Land empirisch tätig seien. Sicher galt dies für die folklore studies / Volkskunde weitestgehend, für die Kultur- und Sozialanthropologie hingegen nur teilweise. Diese partielle Aktivität von Kultur- und Sozial-

anthropologie im eigenen Land war vorwiegend auf Indigene (Native Americans, Sami) und andere (religiöse, sprachliche, ethnische) Minderheiten bezogen. Das ist auch heute so ähnlich.

Daneben gab es aber schon damals einen kleineren Anteil in diesem Gesamtspektrum von „anthropology at home“, welches sich *nicht nur* mit „kulturellen Minderheiten“ befasste. Diese Art von ethnographischer Feldforschung, etwa durch US-amerikanische Kulturanthropologen unter der „eigenen Mehrheit“ war durch genuine eigene Fragestellungen ausgezeichnet und hatte bereits damals eine längere Tradition.

Ein echter kulturanthropologischer Pionier von „Ethnographic field work at home“ war in den USA Lloyd Warner gewesen. Seine seit 1930 publizierten Studien zu den nordaustralischen Murngin (Warner 1937) boten Claude Lévi-Strauss (1949) eine entscheidende Quelle für seine „Structures élémentaires de la parenté“. Im hier gegebenen Themenfeld der Feldforschung ist er aber wegen seiner späteren Arbeiten wichtig. Ab den 30er und frühen 40er Jahren nämlich wandte Warner in den USA, teilweise in enger Wechselwirkung mit der „Chicago School of Sociology“, seine theoretischen und methodischen Erfahrungen aus den Forschungen mit australischen Aborigines bei der Untersuchung von US-amerikanischen Firmen an (Wischmann 1999: 21). Dass Warners konzeptive Gleichung „tribe=company“ höchst problematisch war, wurde wiederholt herausgearbeitet (Gingrich1999), aber darum geht es mir hier nicht. Wesentlich ist, dass erste (umstrittene, problematische) Ansätze zu „ethnographic field work at home“ in diesem Sinn bereits auf die frühen 1930er Jahre zurückgehen.

Wesentlich ist weiters, dass dies bloß die Anfänge waren und keineswegs eine Einzelerscheinung. Seit den 1960er Jahren etwa machte David Schneider international Furore mit seinen Untersuchungen über jenes Verwandtschaftssystem, das unter der weißen US-Mehrheit vorherrscht (Schneider 1968).[53] Diese Beispiele aus der internationalen Ethnologie ließen sich durchaus fortsetzen; Warner und Schneider zählen bloß zu den bekanntesten Vertretern: Es war also schon allein aus Gründen der wissenschaftlichen Vollständigkeit fehlerhaft, dass Dostal dies die längste Zeit ignorierte und in Österreich derartige Forschungen der Volkskunde zuwies. Hier also stieß der „Befreiungsschlag“ und Modernisierungsschub an seine zu eng und dogmatisch gezogenen Grenzen. Diese Fehler-

[53] Über Schneiders Arbeiten erfuhr man sogar in den Wiener Vorlesungen der frühen 70er Jahre, und zwar vom leider früh verstorbenen Josef Salat – einer jener jungen Institutsangehörigen von damals, die uns Studierenden "Verbotenes" zuraunten.

haftigkeit verband sich aus meiner Sicht bei Dostal aber auch mit einer fast schon absurden Widersprüchlichkeit: Als junger Absolvent nämlich hatte Dostal selbst seine allererste eigene Feldübung unter Roma in Wien durchgeführt, bevor er sich auch empirisch der islamischen Welt zuwandte. Erst in seinem Spätwerk bekannte sich Dostal wieder in Publikationen zu dieser (inhaltlich teilweise kritisierbaren) „Jugendsünde“ (Dostal 1986), welche uns Studierenden zunächst unbekannt geblieben waren.

Man mag einwenden, dass diese frühen Roma-Studien bloß eine Parallele zu den erwähnten Minderheiten-Studien in Skandinavien und den USA waren. Es mag weiters eingewendet werden, dass jeder Wissenschafter das Recht hat, seine Meinung begründet zu ändern: Der Dostal der 50er Jahre praktizierte also Feldforschung unter Minderheiten im eigenen Land, während der Dostal der späteren 70er und der 80er Jahre solches (unbegründet) verschwieg, ablehnte und der Volkskunde zuwies.

Na ja. Zu diesem etwas uneinsichtigen Einstellungswandel hinsichtlich der Feldforschung unter Minderheiten im eigenen Land gesellte sich aber ein weiterer Widerspruch, der mich völlig verwirrte. Als Professor in Bern nämlich hatte Dostal gemeinsam mit seinem damaligen Assistenten Georg Grünberg noch 1971 ein großes Feldforschungsprojekt im Emmental organisiert, das nahezu ausschließlich von Schweizerdeutscher Mehrheitsbevölkerung bewohnt war. Daran beteiligten sich nicht nur etwa fünfzehn Berner, sondern auch ein halbes Dutzend Wiener Ethnologie-StudentInnen, unter ihnen ich selbst. Entstanden war dieses gemeinsame Emmental-Projekt aus kritischem StudentInnen-Protest in Wien gegenüber den Feldforschungsberichten von Haekels Protegé Lukesch, dem wir Studierende Verstrickungen in die brasilianische Indigenen-Politik vorwarfen. Aus dieser Kritik heraus suchte unsere damalige StudentInnen-Vertretung nach „Alternativen Formen der ethnologischen Feldforschung“.

Ergebnis: Progressiver Professor und Assistent in Bern helfen Wiener Studierenden, die von den letzten Zuckungen der Kulturkreislehre geknechtet werden. Daher dürfen die protestierenden Wiener StudentInnen an der „Berner Alternative“ teilnehmen. Mag sein, dass diese Sache für mich karrierebestimmend wurde: Immerhin kannte mich Dostal, als er dann 1975 nach Wien kam und ich bei ihm meine Abschlussarbeit aufnahm, bereits seit vier Jahren als einen jener „Emmental-Teilnehmer“ aus Wien.

Neben diesem vielleicht karriereförderlichen Potential der „Berner Alternative“ wohnt ihr in der Retrospektive aber jenes offensichtliche Paradoxon inne, das hier zur Debatte steht: 1971 gab es wohl in ganz Europa keine Gegend, die weniger kulturelle oder ethnische Minderheiten aufzuweisen gehabt hätte als das Emmental. ... Wenn die „Berner Alternative“ folglich eine exemplarische Vision dessen sein sollte, wie ethnologische Feldforschung auf eine bessere und andere Weise durchzuführen wäre, dann wurde sie danach in Wien von Dostal selbst nicht mehr eingelöst, sondern abgeblockt. Über derartige Feldübungen und -forschungen im eigenen Land, gerade auch unter lokalen Mehrheiten, wurde für lange Zeit der Mantel des Schweigens gebreitet.

So gesehen ist die Feldübung von 1997/98 mit 40 Wiener Studierenden im Südburgenland eine späte Umsetzung jener Vision, die ich für zwei Wochen des Sommers 1971, als Student im dritten Semester im Emmental erfuhr. Keine Jugendsünde also, sondern, sozusagen: Ein Jugendtraum.

IM KONTEXT MEINER PRAXIS (DIE FELDÜBUNG IM SÜDBURGENLAND 1997/98)

Im ersten Abschnitt hat eine Auswahl von Dialogen mit Studierenden darzulegen versucht, dass eine bestimmte Vorstellung von ethnologischer Feldforschung „in einem fernen Land“ als einzig anerkanntem Studienabschluss für Kultur- und SozialanthropologInnen auch in Wien zwar heftig umstritten, aber weiterhin sehr verbreitet ist. Demgegenüber habe ich auf der Überholtheit dieser Ansicht insistiert und statt dessen einen Methodenpluralismus hervorgehoben, innerhalb dessen ethnologische Feldforschung vor allem durch die Teilnahme an lebensweltlicher Praxis im Zuge von längeren Aufenthalten charakterisiert ist. (Interviews gehören also immer dazu, sind aber nicht der Kern der Sache.) Dabei ist es zunächst völlig egal, ob diese Aufenthalte „daheim“ oder „in der Ferne“ stattfinden. Der zweite Abschnitt hat in Form eines retrospektiven Zwischenresümees dann einige Gründe dafür genannt, warum die Vorstellung von „in einem fernen Land“ als „einzig anerkanntem Studienabschluss“ trotzdem weiterhin so verbreitet ist in den Köpfen Wiener Studierender und AbsolventInnen – zumindest in jener Form, wonach von den Lehrenden vermutet wird, dass ihnen diese Vorstellung nach wie vor als exklusiver methodischer Maßstab dient. Diese Gründe sind bisher in drei Faktoren identifiziert worden: Erstens in der Tatsache, dass diese Idee (ethnologische Feldforschung hat in einem fernen Land stattzufinden) tatsächlich Teil der internationalen *meta-narratives* dieser Disziplin im 20. Jh. war. Zweitens kam dies in Wien erst durch einen

verspäteten Modernisierungsschub zum Durchbruch, im Zuge dessen diese Vorstellung dann zu einem fast 20 Jahre vorherrschenden Dogma erstarrte. Demgegenüber habe ich darauf insistiert, dass diese Vorstellung bereits in den 70er und 80er Jahren international nicht zeitgemäß war und dass ihre rigide Anwendung ungerechtfertigte Ausgrenzungen vor Ort bedeutete, bei gleichzeitiger Vernachlässigung von existierenden Alternativen und Visionen.

Drittens schließlich habe ich als weiteren Grund für die anhaltende Verbreitung dieser Vorstellung auf den Umstand verwiesen, dass sich auch meine eigene Feldforschungspraxis bisher vorwiegend „in fernen Ländern“ abgespielt hat: Da ich nun mal seit 1998 eine der beiden Professuren am Wiener Institut innehabe, wird diesem Teil meiner Biographie wohl unter Studierenden eine gewisse normative Bedeutung zukommen – auch wenn ich in „Worten“, wie hier, kontinuierlich anderes und mehr zur ethnologischen Feldforschung darlege, so zählen diese bekannten „Taten“ aus meiner Biographie offenbar ebenso viel.

Ich sagte bereits, meine bisherige persönliche Präferenz „in fernen Ländern“ hat mit meiner Ausbildung zu tun, mindestens ebenso sehr aber damit, dass ich diese Forschung auch heute für eine gleichberechtigte unter vielen halte. Schließlich aber war sie nicht nur Teil meiner Biographie, sie macht heute nicht nur auch neuen Sinn – vor allem macht sie mir im Großen und Ganzen mehr Freude als andere.

Aber meine eigene Feldforschungspraxis in asiatischen Regionen ist nicht meine einzige Tätigkeit als Ethnologe. Mag sein, dass sie für mich selbst die wichtigste ist – dies aber stets in Verbindung mit der Interpretation und Analyse der Ergebnisse, ihrer Debatte und Diskussion mit Anderen, dem systematischen interkulturellen Vergleich, mit theoretischen Konzipierungen und Reflexionen, wissenschaftshistorischen Betrachtungen und den anderen Elementen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Empirie, Methodologie und Theorie, in Verbindung mit Lehre, mit angewandter und mit Grundlagenforschung. Dieser kleine Artikel etwa, an dem ich soeben schreibe, ist ein eher methodologischer Beitrag, der mit anderen meiner hier zitierten Schriften in einem Argumentationszusammenhang steht: In einem Teil meiner wissenschaftlichen Praxis also, der über die eigenen Datenerhebungen „in fernen Ländern“ hinausgeht, schreibe ich an gegen die Beibehaltung dieses methodologischen Dogmas „von den fernen Ländern“. So viel dürfte bisher klar geworden sein.

Speziell für Studierende und junge AbsolventInnen wird je nach eigener Laufbahn mal der eine und mal der andere dieser Aspekte meines Schreibens mehr oder weniger interessant sein und öfter wohl als mir bewusst ist, auch gar nichts davon.

Viel interessanter aber als meine eigenen wissenschaftlichen Erhebungsformen und Publikationen ist für Studierende und JungabsolventInnen meistens, welche Praxis ich bei der Betreuung von Abschlussarbeiten verfolge, welche Kriterien bei Projektförderung oder -leitung zum Zuge kommen, was für Prioritäten effektiv bei der Einstellung von wissenschaftlichem Personal gelten und schließlich, warum bestimmte Lehrveranstaltungen wie jene im Südburgenland gefördert werden.

Deshalb geht es mir im letzten Abschnitt des vorliegenden Beitrages darum, die Feldübung 1997/98 im Südburgenland etwas genauer im Zusammenhang mit diesen anderen Aspekten meiner eigenen Praxis als Lehrendem und Forschendem zu kontextualisieren.

Diese Aspekte sind es, welche für Studierende und für AbsolventInnen den Gesamtkontext prägen, in welchem sie an einem Institut wie diesem „forschend lernen und lernend forschen".[54] Im österreichischen akademischen System hat man als Professor und Studienkommissionsvorsitzender maßgeblich mitzuentscheiden über die Elemente des Studien- und Forschungsbetriebes an einem Institut. Daher ist es zunächst einmal zweckmäßig, diese verschiedenen Elemente danach zu überprüfen, welche Rolle „ethnologische Feldforschung" heute in ihnen spielt, und ob „anthropology at home" dabei ausgegrenzt wird. Abschlussarbeiten, Projektförderungen, Anstellungen also, beurteilt nach den zwei genannten Kriterien:

Bei den **ABSCHLUSSARBEITEN** ziehe ich nur die bereits fertiggestellten, aber nicht die derzeit laufenden heran. Dies ergibt (seit meiner Habilitation 1990) über einen Zeitraum von 10 Jahren folgendes Bild (Diagramm 1a und 1b)[55]. Unter meiner (Erst-) Betreuung wurden in dieser Zeit insgesamt 74 Diplomarbeiten und 6 Dissertationen approbiert. Davon bauten bei den Diplomarbeiten 23 (31%) vorwiegend auf „ethnologischer Feldforschung" der AutorInnen auf, wie sie hier definiert wurde, bei den Dissertationen waren es 3 (50%). Im Sinne von Ergänzungserhebungen, welche anderes empirisches oder theoretisches Material komplementierten, schlossen 11 (15%) Diplomarbeiten und 1 (17%) Dissertation „teilweise" auch

[54] Diesen schönen Ausdruck verdanke ich Ina-Maria Greverus (Frankfurt/ M.).

[55] Die folgenden Angaben repräsentieren ausschließlich jene AbsolventInnen, die ihr Studium unter meiner Erstbetreuung abschlossen. Das sind 1999 – 2000 etwa 40% aller AbsolventInnen des Wiener Instituts.

ethnologische Feldforschungen der AutorInnen mit ein. Das bedeutet, dass eine Mehrheit von 40 Diplomarbeiten (54%), aber eine Minderheit von 2 (33%) Dissertationen abgeschlossen wurden, die nicht (weder ganz noch teilweise) auf ethnologischer Feldforschung beruhten. Ziehen wir nun das zweite Kriterium heran, mit welchem gefragt wird, ob diese ethnologische Feldforschungen „hauptsächlich im eigenen Land“ der AutorInnen durchgeführt wurden, oder in einer „weit entfernten Region“ (Diagramm 2: a, b). Dabei zeigt sich: Eine Mehrheit von 21 Feldforschungs-Diplomarbeiten (61% der Feldforschungs-Arbeiten bzw. 27% aller Diplomarbeiten) wurden „in einem fernen Land“, 11 hingegen wurden „im eigenen Land“ durchgeführt (39 bzw. 14% aller Diplomarbeiten). Bei den Dissertationen hingegen wurden alle Feldforschungs-Arbeiten (4) in „fernen Ländern“ durchgeführt.

Diagramm 1a:
Abgeschlossene Diplomarbeiten (1990 – 2000)

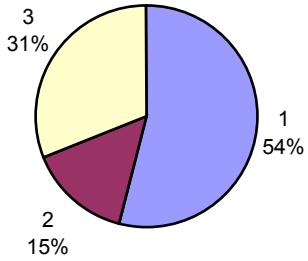
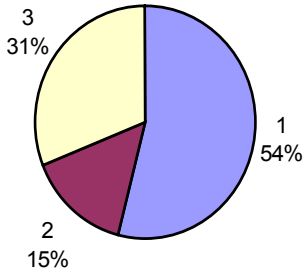


Diagramm 1b:
Abgeschlossene Dissertationen (1990 – 2000)



Legende zu Diagr. 1a und 1b
1: keine Feldforschung
2: Feldforschung „teilweise“
3: vorwiegend Feldforschung

Diagramm 2a:
Orte der Feldforschung aus 1a

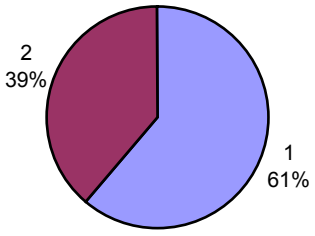
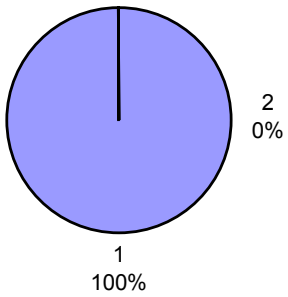


Diagramm 2b:
Orte der Feldforschung aus 1b

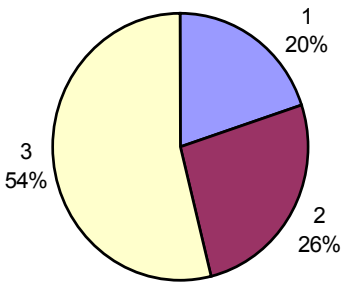


Legende zu Diagr. 2a und 2b:
1: Feldforschung „in einem fernen Land“
2: Feldforschung „im eigenen Land“

Dies ergibt als erstes Fazit, dass es an diesem Institut mittlerweile völlig selbstverständlich ist, eine Diplomarbeit ohne eigene Feldforschung abzufassen, oder auch eine solche Diplomarbeit durchzuführen, die auf Feldforschung im eigenen Land aufbaut. Bei den Dissertationen ist es unter meiner Betreuung jedoch eher seltener der Fall, dass keine Feldforschung durchgeführt wird; diese findet typischerweise „in einem fernen Land" statt. Kommen wir nun, als zweitem Indikator, zur Frage der **PROJEKTFÖRDERUNGEN**. Damit sind Forschungsprojekte fortgeschrittener Studierender oder junger Ethnologie-AbsolventInnen gemeint, die unter meiner Projektleitung oder unter meiner Beteiligung (etwa in einem Beirat) tätig sind und die sich auf diese Weise ganz oder teilweise ihren Lebensunterhalt durch ein wissenschaftliches Projekt finanzieren.

Eine gewisse Sonderstellung nimmt dabei die Akquirierung einer Hertha Firnberg-Stelle (1999-2002) für Sabine Strasser ein, bei der ich als Mitantragsteller für das Institut fungierte. Dieses Projekt befasst sich mit Erhebungen und mehrfach verorteten ethnologischen Feldforschungen zu transnationalen Migrationsprojekten aus dem Nahen Osten in den EU-Raum. Es ist als Projekt anzusehen, das „teilweise" auf Feldforschung aufbaut und dabei sowohl im eigenen Land wie in der Ferne angesiedelt ist. Davon abgesehen sind hier (Diagramm 3) 4 weitere laufende, größere Projekte mit einem Gesamtvolumen von ca. 5 Mio. ATS zu nennen. Bezogen auf den Finanzrahmen bauen 80% dieser Projekte primär auf ethnologischer Feldforschung auf, während 20% davon primär dem interkulturellen Vergleich und der theoretischen Analyse dienen. Von diesen 80% an Projekten mit primärer Feldforschungs-Orientierung sind wiederum 34% primär „im eigenen Land" und 66% „in der Ferne" angesiedelt. Das bedeutet, dass im Bereich der Projektförderungen und Projektleitungen Feldforschungen insgesamt stark dominieren, wobei wiederum zwei Drittel davon (54% aller Projektmittel) „in der Ferne" zum Einsatz kommen, aber immerhin ein Drittel (26% aller Projektmittel) auch im eigenen Land. Ein Fünftel aller Projektmittel wird für hochqualifizierte Analysen von komparativen, theoretischen oder historischen Materialien verwendet, also ohne Feldforschung.

Diagramm 3:
Laufende Beteiligung an ethnologischen Forschungsprojekten



Legende zu Diagramm 3:
1: keine Feldforschung
2: Feldforschung" im eigenen Land"
3: Feldforschung „in der Ferne"

Nun zum dritten Indikator, den **EINSTELLUNGEN** von wissenschaftlichem Personal auf Planposten im Bereich dieser Lehrkanzel nach UOG 75 (Diagramm 4: a, b). In der Zeit vor der Emeritierung Dostals von dieser Lehrkanzel (1996) gab es hier drei Planstellen für AssistentInnen. Diese waren von drei Personen bekleidet, die alle neben anderen Erhebungsmethoden auch Feldforschungen betrieben oder betrieben hatten, und zwar ausschließlich „in der Ferne". Derzeit (2000) sind derselben Professur hingegen (seit meiner Berufung) drei AssistentInnen-Planstellen, eine Hertha Firnberg-Stelle und die Stelle einer wissenschaftlichen Beamtin zugeordnet, welche von insgesamt sieben Personen (3 ganze und 4 halbe Posten) bekleidet werden. Bezogen auf die Anteile an diesen 5 ganzen Posten ergibt sich folgendes Bild auf die methodische Praxis der beteiligten MitarbeiterInnen: Von ihnen betreiben alle, neben anderen Erhebungsmethoden, auch und vor allem ethnologische Feldforschungen.

Diagramm 4a:
Wissenschaftliche MitarbeiterInnen auf Bundesstellen, LK I (Stand 28.02.1996)

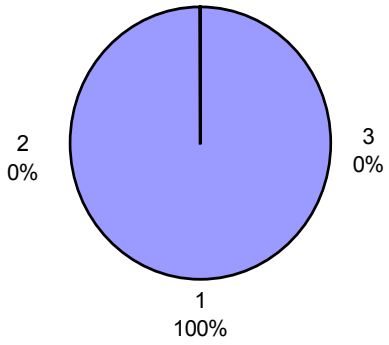
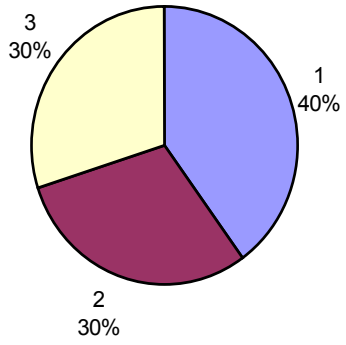


Diagramm 4b:
Wissenschaftliche MitarbeiterInnen auf Bundesstellen, LK I (Stand 28.02.2000)



Legende zu Diagramm 4a und 4b: Anteil von Mitarbeiterinnen mit empirischen Schwerpunkt auf ethnologischer Feldforschung
1: „in einen fernen Land"
2: unter Minderheiten des eigenen Landes
3: unter der Mehrheit des eigenen Landes

Insofern also ist die Priorität für wissenschaftliches Personal mit Feldforschungserfahrung zweifellos beibehalten worden. Im Unterschied zur Förderung von Abschlussarbeiten oder Projekten sind bei der Personaleinstellung also jene sorgenvollen Fragen durchaus angebracht, die in den Dialogen des ersten Abschnitts wiedergegeben wurden: An diesem Institut ist es nicht gerade einfach, einen akademischen Job zu erlangen, wenn man / frau keine Erfahrung in ethnologischer Feldforschung machen möchte. Allerdings zeigt ein Blick auf die heutigen Details, dass sich die Orientierung dieser „Feldforschung als wissenschaftliches Anstellungskriterium" stark geändert hat. Von den derzeit beschäftigten MitarbeiterInnen der Lehrkanzel betreibt heute bloß eine Minderheit, nämlich zwei von fünf (40%) die Feld-

forschung vorwiegend „in der Ferne“, die anderen 60% sind hingegen vorwiegend „im eigenen Land“ tätig (wobei die Firnberg-Stelle mit „sowohl als auch“ gerechnet ist). Von den drei ganzen Stellen, die vorwiegend im eigenen Land arbeiten, erfolgt dies zu 1½ Posten (50% oder 30% aller MitarbeiterInnen) unter der jeweiligen sprachlich-ethnischen Mehrheit und zu 50% (30%) unter Minderheiten des eigenen Landes.

Die Anstellungspolitik dieser Professur belegt also recht nachdrücklich, dass „Feldforschung im eigenen Land“ und „Feldforschung unter der eigenen Mehrheit“ kein Kriterium von Ausgrenzung und Marginalisierung mehr ist. Vielmehr sind diese alternativen Orientierungen der Feldforschung erstmals in das Institut auch auf der personellen Ebene integriert. Zugleich wurde der Personalstand an beschäftigten MitarbeiterInnen dieser Professur um 40% und der Frauen-Anteil dabei von 30% auf 70% erhöht – bezogen auf das ganze Institut bedeutet dies eine Personalsteigerung bei wissenschaftlichen MitarbeiterInnen der beiden Lehrkanzeln um 20% bei gleichzeitiger Erhöhung des Frauen-Anteils am Institut von unter 10% auf über 30% im Vergleichszeitraum 1996–2000.

Diese Daten erlauben mir nun fünf Schlussfolgerungen: Meine bisherige Praxis bezüglich des Stellenwertes von ethnologischer Feldforschung im Bereich der Betreuung, Anstellung und Forschung konstituiert Rahmenbedingungen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ergeben diese Rahmenbedingungen für Studierende und AbsolventInnen:

- Ohne Feldforschung lässt sich heute problemlos eine Diplomarbeit vereinbaren und durchführen. Bei einer Dissertation ist das schon schwieriger. Ein wissenschaftliches Projekt vor oder nach Studienabschluss gefördert und finanziert zu bekommen, welches nicht auf eigener Feldforschung aufbaut, ist bereits eine sehr seltene Ausnahme. Schließlich ist es derzeit ziemlich aussichtslos, sich an diesem Institut um einen akademischen Job zu bewerben, wenn man / frau keine ethnologische Feldforschungserfahrung hat oder sie nicht zumindest anstrebt.

- Im Hinblick auf die Ausbildung zur berufsmäßigen WissenschafterIn wird ethnologische Feldforschung also eindeutig als ein entscheidendes Professionalisierungs-Kriterium eingesetzt, daran besteht kein Zweifel. Für diejenigen Studierenden und Jung-absolventInnen, denen dieses Berufsziel als höchst erstrebenswert gilt, ist „ethnologische Feldforschung“ tatsächlich auch heute noch ein Übergangsritual für derartige höhere akademische Weihen an der Universität Wien. (Insofern erklärt und kommentiert dies nachdrücklich die Ängste und Kritiken von Studierenden.) Dabei wurde allerdings in den

letzten Jahren eine radikale Entmarginalisierung und Liberalisierung vorgenommen, dergestalt dass diese ethnologischen Feldforschungen als Professionalisierungs-Kriterium auch „im eigenen Land“, und dabei sowohl unter Minderheiten wie Mehrheiten akzeptiert und legitim sind.

- Selbstverständlich ergibt die zuletzt genannte Entwicklung für den akademischen Betrieb interdisziplinäre methodologische Annäherung und verbesserte Vernetzung mit Nachbarfächern wie Zeitgeschichte, Soziologie, angewandte Sprachwissenschaft oder Volkskunde (europäische Ethnologie). Auch in diesen Fächern wird qualitative Sozialforschung gelehrt und betrieben, im Rahmen dieses methodischen Gesamtspektrums praktizieren diese Fächer zu einem teils größeren, teils kleineren Ausmaß ebenfalls „ethnologische Feldforschung“, vorwiegend im eigenen Land. Dass sich ein methodisches „Markenzeichen“ der Kultur- und Sozialanthropologie in jüngerer Zeit auch bei diesen und anderen Nachbarfächern erfolgreich durchsetzt, ist selbst Ausdruck der wachsenden Attraktivität unserer Disziplin und bietet Möglichkeiten für interessante Kooperationen. Trotz zunehmender methodologischer Annäherungen in diesem speziellen Bereich werden aber disziplinspezifische Akzentsetzungen in theoretisch-konzeptiver Hinsicht (Fragestellung der Forschung, Interpretation der Ergebnisse) wie auch in anderen methodischen Bereichen bleiben.

- Der Großteil (60–90% von etwa 50 pro Jahr) der AbsolventInnen der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien schließt das Studium allerdings mit der Diplomprüfung ab und beginnt gar kein Doktoratsstudium im selben Fach. Teils hat dies primär finanzielle Ursachen, teils antizipiert diese Entscheidung die Tatsache, dass man derzeit ein Doktorat im Fach primär als berufsmäßige ForscherIn benötigt, wobei diese Jobs aber knapp sind. Wie auch immer, der Großteil dieser Diplom-AbsolventInnen kann oder will sich also nicht auf „Forschung als Beruf“ konzentrieren. Dieses Institut „produziert“ folglich primär Expert-Innen für jenen großen Teil des Arbeitsmarktes für solche AkademikerInnen, die dann im fachnahen Bereich eher als PraktikerInnen denn als WissenschafterInnen zum Einsatz kommen. Das ist bei allen Abstrichen insgesamt ein erfreulicher Indikator für die Professionalisierung eines Faches, welches längst nicht mehr bloß „eigenen akademischen Nachwuchs und sonst nichts“ ausbildet.

Die gesamte, aktuell betriebene Reform der Studienrichtung an diesem Institut zielt darauf ab, Studierenden eine solche Ausbildung zukommen zu lassen, die diesen Tatsachen endlich gerecht wird. Akademisch gebildete, qualitativ kompetente, interkulturelle Expert-Innen für den fachnahen „praktischen" Bereich: dieses effektive Ausbildungsziel erwartet der Großteil unserer „Hauptkundschaft", nämlich der Studierenden, als Mindestleistung für die eigenen Anstrengungen von diesem Institut.

Daraus ergibt sich für die Lehre und Betreuung: Wer sich unbedingt für „Wissenschaft als Beruf" an diesem Institut qualifizieren und ausbilden lassen will, der oder die sei nachdrücklich eingeladen, in diesem Fall früher oder später eine eigene Feldforschung (wo auch immer) durchzuführen und das Doktorat anzustreben. Für den Großteil der AbsolventInnen ist dieser spezielle Berufsweg entweder, leider, unrealistisch oder aber von vornherein uninteressant. Daraus folgt: Ob ein/e StudentIn eine ethnologische Feldforschung durchführt, das sollte Ergebnis eines Prozesses von Dialog, Reflexion, Erfahrung, Betreuung und Entscheidung sein. Aller frühestens sollte diese Entscheidung (Durchführung oder Nicht-Durchführung einer Feldforschung) bei der Orientierung hin auf ein Diplomarbeits-Thema getroffen werden; aller spätestens knapp nach Abschluss eines Doktorats.

- Die Grund- und Wahlpflichtausbildung dieses Faches wird dem in reformierter Form Rechnung zu tragen haben. In der Ausbildung soll jede/r Studierende „am grünen Tisch", also grundsätzlich und methodologisch erlernen, was das „Markenzeichen" ethnologischer Feldforschung ist, war, sein kann, oder was es nicht ist. Aber nicht jede/r Studierende muss zugleich auch aktiv und praktisch an einer ethnologischen Feldforschung teilgenommen haben. Das kann das Studium schon aus Gründen des Massenbetriebes nicht leisten; es wäre aber auch für jene Mehrheit nicht sinnvoll, welche nicht für „Wissenschaft als Beruf" ausgebildet wird.

Das also ist der von mir mitgestaltete, aktuelle universitäre Kontext, in welchem die Feldübung 1997/98 im Südburgenland stattfand. Sie war für mich vieles, von dem hier nicht die Rede ist. Sehr wohl betonen möchte ich hier aber dies: Mir war diese Feldübung erstens ein Schritt hin zu mehr Dialog und Spaß in Lehre und Ausbildung (erster Abschnitt dieser Arbeit). Zweitens stellt sie sich mir dar als die Verwirklichung eines Jugendtraumes und als Beitrag zur Auflösung des Dogmas vom „fernen Land" (zweiter Abschnitt dieser Arbeit), in dem ich selbst ausgebildet worden war. Schließlich aber war sie mir vor allem eine Art Trockenübung für die anstehende Studienreform. Kann dieses Institut in Zukunft solches leisten? Dass vor der Entscheidung zur Diplomprüfung ALLE Studierenden auch praktische,

intensive aber punktuelle Erfahrungen dahingehend sammeln, was ethnologische Feldforschung sein kann?
Die Intervention der Wiener Kultur- und SozialanthropologInnen von 1997/98 – eine intensive, punktuelle Erfahrungen in Form einer Übung zu ethnologischer Feldforschung im eigenen Land:
Dialog und Spaß, Jugendtraum und Entdogmatisierung, Probelauf zur Reform ...

Es war kein lange währender Aufenthalt vor Ort. Wenige Tage bloß. An der Praxis der OrtsbewohnerInnen, an ihrem eigenen Alltag, wurde kaum teilgenommen. Interviews, Recherchen, Dokumentieren und Ausstellen standen im Vordergrund. Deswegen war's also eher eine Feld-“übung“. Mehr kann solches nicht sein. Das war schon das Maximum, in kurzer Zeit mit vielen Menschen unter günstigen Bedingungen, was überhaupt möglich war.

Angst und bang wird mir, wenn ich mir vorstelle: Solch ein sensationeller Aufwand, derartige Ergebnisse einer mir heute singulär erscheinenden Veranstaltung von 1997/98 – das alles soll in Zukunft Routine der reformierten Ausbildung werden?
Es würde sich wirklich auszahlen, dies anzustreben.

Denn gelernt wurde vieles, was man in der Praxis der ethnologischen Feldforschung auch heute dringend braucht:

- Was eine für Forschung förderliche Haltung örtlicher Behörden bewirken kann.
- Wie wichtig örtliche Kontakte sind, zu opinion leaders, key informants, mainstream citizens, AußenseiterInnen.
- Wie man themenzentrierte Gespräche vorbereitet und durchführt.
- Wie das Arbeiten in Klein- und Großgruppen aussieht.
- Was Interviews so verschieden macht.
- Welche Ergebnisse man wie protokolliert, hinterfragt, kontextualisiert, auswertet.
- Wie man Ergebnisse verständlich präsentiert.
- Und, und, und.

Was hat das alles auch für einen Spaß gemacht: fun, fun, fun ...

Keine Jugendsünde also. Ein seit 1971 gehegter Jugendtraum vielmehr, den ich mit exzellenten MitarbeiterInnen und Studierenden verwirklichen durfte. Danke. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Es macht Mut, daraus selbst in Zeiten wie diesen neue Visionen für die Zukunft zu entwickeln.

Oder, wie es das Electric Light Orchestra in seinem größten Hit der 70-er Jahre einmal sehr treffend formulierte: *Hold on tight to your dreams.*

BIBLIOGRAPHIE

DOSTAL, Walter

1955 Die Zigeuner in Österreich. Archiv für Völkerkunde X: 1-15.

1957 Personality and Culture Conflict of the Austrian Gypsies. Journal of the Gypsy Lore Society XXXVI: 53-56.

1975 (Hg.) Die Situation der Indios in Südamerika. Band 1-3. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.

1986 Ethnographischer Film - Ethnographische Kartographie: Methodologische Überlegungen zur Datenerhebung. Beispiele aus Südarabien. In: H. Fischer (Hg.): Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden. Berlin: Reimer: 67-89.

FARTACEK, Gebhard

1999 Die Manifestation des Heiligen. Eine ethnologische Untersuchung zur Konstruktion sakraler Plätze in Syrien. Wien: Dipl. Arbeit

GINGRICH, Andre

1995/96 Christoph (von) Fürer-Haimendorf (1909-1995) (Nachruf). In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW), Band 125/126: 313.

1999 Erkundungen. Beiträge zur ethnologischen Forschung. Wien: Böhlau.

GINGRICH, Andre/HAAS, Sylvia

1995/96 Vom Orientalismus zur Sozialanthropologie: Ein Überblick zu österreichischen Beiträgen für die Ethnologie der islamischen Welt. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW), Band 125/126: 115-134.

GUPTA, Akhil und FERGUSON, James

1997 Discipline and Practice: “The Field“ as Site, Method, and Location in Anthropology. In: Gupta, A. und Ferguson, J. (Hg.): Anthropological Locations. Boundaries and Grounds of a Field Science. Berkeley, Los Angeles: Univ. of California Press: 1-46.

GIRTLER, Roland

1992 Schmuggler. Von Grenzen und ihren Überwindern. Linz: Veritas-Verlag.

1994 Der Strich - Erotik der Straße. Wien: Verlag der Österr. Staatsdruckerei.

1995 Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit. Mit einem Beitrag zur Gaunersprache. Wien: Böhlau.

1998 Wilderer. Rebellen in den Bergen. 2. ergänzte und überarbeitete Auflage. Wien: Böhlau.

HANDL, Barbara

2000 Fehde in der Fremde. Eine ethnologische Dokumentation und Analyse des Konflikts zwischen zwei türkischen Familien in der Migration. Wien: Dipl. Arbeit.

KUPER, Adam

1996 Anthropology and anthropologists. London, New York: Routledge, 3rd edition.

LEVI-STRAUSSS, Claude

1949 Les structures élémentaires de la parenté. Paris: PUF.

MITTASCH, Manuela
1999 Kultur der Festivalisierung: Eine ethnologische Reflexion über die Präsentation von Kultur und Kunst als neue Form entwicklungspolitischer Öffentlichkeitsarbeit am Beispiel von Sura za Afrika 1996. Wien: Dipl. Arbeit.

SCHNEIDER, David
1968 American Kinship: A Cultural Account. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

STOCKING, George. W. Jr.
1983 The Ethnographer's Magic: Fieldwork in British Anthropology from Tylor to Malinowski. In Stocking, G. W., Jr. (Hg.): Observers Observed. Essays on Fieldwork. USA: Univ. of Wisconsin Press: 70 – 120.

STRASSER, Andrea
1998 „Das Krebsgeschwür der Kriminalität“: Ein ethnologischer Beitrag aus diskursanalytischer Sicht zum Tschetschenienfeindbild in der russischen Regierungszeitung „Rossijskaja Gazeta“ vor der Invasion 1994. Wien: Dipl. Arbeit.

STREISSLER, Anna Isabella
1999 Jugendliche in Bogotá. Eine ethnologische Studie zu Lebenswelt und Zukunftsangst. Frankfurt a. Main: Brandes & Apsel.

WARNER, Lloyd L.
1937 A Black Civilization: A Social Study of an Australian Tribe. New York: Harper.

WISCHMANN, Maike
1999 Angewandte Ethnologie und Unternehmen. Die praxisorientierte ethnologische Forschung zu Unternehmenskulturen. In: Jensen, J. (Hg.): Interethnische Beziehungen und Kulturwandel. Ethnologische Beiträge zu soziokultureller Dynamik. Band 36. Münster: LIT-Verlag.

BEOBACHTERINNEN BEOBACHTEN

EINE REDE ZUR ABSCHLUSSVERANSTALTUNG DES FELDFORSCHUNGSSEMINARS IN BURGAUBERG-NEUDAUBERG AM 1. FEBRUAR 1998.

Martin Slama

> *„Clifford takes as his natives, as well as his informants [...] anthropologists. We are being observed and inscribed" (Clifford 1993:109).*

Diese Worte stammen von Paul Rabinow und beschreiben die Tätigkeit seines Kollegen James Clifford, nämlich Implikationen ethnographischen Forschens, die bisher nicht thematisiert wurden, kritisch zu reflektieren. Beide Autoren sind Vertreter einer internen Bewegung des Faches, die in den 80er Jahren – dem Zeitgeist entsprechend – als post-moderne Kritik vor allem in den USA Karriere machte. Ein beachtlicher Teil dieser Kritik richtete sich auf die ethnologische Methode der teilnehmenden Beobachtung, die in 1920er Jahren von Bronislaw Malinowski erfolgreich propagiert wurde. Malinowski argumentierte in seinem Klassiker „Argonauts of the Western Pacific", dass nur durch das Studium einer Gesellschaft *vor Ort* der/die Forschende ausreichend Daten für eine adäquate Darstellung derselben gewinnen könne. Nur die unmittelbare Beobachtung, die Möglichkeit der Befragungen von Einheimischen und die Teilnahme am Alltagsleben (über einen möglichst langen Zeitraum) könne das Verstehen einer fremden Kultur garantieren (vgl. Malinowski 1984[1922]: 1-27). Diese Methode wurde schließlich zu einem Imperativ und trug in der Folge einen beträchtlichen Teil zur Identitätsbildung der Ethnologie bei. Denn keine andere Sozialwissenschaft stützte *und* stützt sich so sehr auf das Erforschen der unmittelbaren Lebenswelten von Menschen. Es musste sich sogar einer der prominentesten Vertreter der Disziplin, nämlich Claude Lévy-Strauss, von dem nicht minder prominenten Edmund Leach, einem Schüler von Malinowski, den Vorwurf gefallen lassen, er habe nicht ausreichend im Feld geforscht, was zu falschen theoretischen Annahmen in seinem Werk geführt habe (vgl. Leach 1991: 21).

Doch nun zurück zum obigen Zitat und den postmodernen VertreterInnen der Ethnologie. Ihre Kritik an der teilnehmenden Beobachtung lief wie folgt: Die Feldforschung sei als (vermeintlich) objektives Aufnehmen von Daten dargestellt worden, dabei wurden die

zwischenmenschlichen Beziehungen, die vor Ort notwendigerweise eingegangen werden müssen, nie thematisiert. Weiters kennzeichne das Verhältnis zwischen BeobachterInnen und Beobachteten eine Hierarchie, wobei die Macht eindeutig auf Seiten der ersteren situiert ist. Dieses Machtungleichgewicht spiegle sich in den ethnologischen Monographien wieder, wo die dominante Stimme der ForscherInnen die Stimmen der Erforschten marginalisiere.

Die AutorInnen der Postmoderne zerstörten mit ihrer Kritik den im Fach genährten Mythos der FeldforscherInnen als unermüdlichen, von ihrer Arbeit durch nichts abzulenkenden FaktensammlerInnen, deren objektivierender Blick die ins Visier des wissenschaftlichen Interesses gerückte Gesellschaft ausnahmslos durchdringt.[56]

Als Alternative stellten die postmodernen AutorInnen die Feldforschung als demokratisch-dialogische Praxis vor, die in den ethnographischen Texten ihren Ausdruck durch Vielstimmigkeit (Polyphonie) erhalten sollte. Manche, extremere VertreterInnen der Postmoderne sahen im zwischenmenschlichen Kontakt ethnographisches Forschen bereits erschöpft und lehnten die wissenschaftliche Darstellung oder Repräsentation kultureller Praktiken überhaupt ab. Dies kam einer Aufgabe wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses gleich.[57]

Diese extremeren Strömungen konnten sich jedoch nicht durchsetzen. Was von der postmodernen Kritik blieb, ist eine Selbstreflexion, die den kulturellen und sozialen Standpunkt der ethnologisch Forschenden in den Erkenntnisprozess miteinbezieht. Dies gilt vor allem für die USA, da im europäischen Kontext Autoren wie Bourdieu und Habermas bereits in den 70er Jahren für Selbstreflexivität in den Sozialwissenschaften eintraten.[58]

Es kann somit nicht mehr überraschen, dass in einem Feldforschungsseminar im Jahr 1997 mittels zweier Studierenden (einer davon ich), deren Aufgabe es war, ihre KollegInnen zu

---

[56] Eine Kritik an dieser positivistischen Auffassung der Feldforschung brachte bereits Clifford Geertz, dessen SchülerInnen dann den postmodernen Angriff auf den Mythos Feldforscher starten sollten. Geertz schreibt: „Wo die Idee der 'teilnehmenden Beobachtung' den Ethnologen darin bestärkt hat, sich mit seinen Informanten als Personen und nicht als Objekten einzulassen, war sie eine nützliche Idee gewesen. Wo sie dagegen dem Ethnologen die Wahrnehmung seiner eigenen, ganz spezifischen, kulturell bedingten Rolle versperrte und ihn dazu brachte, sich für etwas anderes zu halten als einen interessierten Beobachter (im Sinne eines beteiligten wie voreingenommenen Beobachters), war sie unsere mächtigste Quelle von Unaufrichtigkeit." (1987: 29)

[57] Stephen Tyler schreibt etwa: „Dialog im Dienst der Repräsentation ist immer ein Trick, aber das heißt nicht, dass wir den Dialog aufgeben sollten; ganz im Gegenteil, wir geben die Repräsentation auf!" (1993: 295)

[58] Für eine Herausarbeitung der unterschiedlichen Entwicklung zwischen den USA und Westeuropa und für ein Resümee zur postmodernen Kritik siehe Gingrich (1999: 176-203); vielleicht die beißendste Kritik an den Postmodernen aus europäischer Perspektive liegt von Bourdieu (1993) selbst vor, der zwischen „narzißtischer" und „wissenschaftlicher" Reflexivität unterscheidet. Bourdieu führt diesen Gedanken folgendermaßen aus: „Es genügt nicht, die ‚erlebte Erfahrung' des wissenden Subjekts zu explizieren; man muß die sozialen Bedingungen dieser Erfahrungsmöglichkeit und, genauer gesagt, des Aktes der Objektivierung objektivieren" (1993: 365).

beobachten, dieses selbstreflexive Element in die Tat umgesetzt wurde. Das, was postmoderne EthnologInnen in den 80er Jahren zu sensationellen Ausrufen provozierte („We are being observed!“), ist mittlerweile zur Selbstverständlichkeit geworden; allerdings mit dem Ziel, die Forschungspraxis und die Erkenntniswerkzeuge zu verbessern, und nicht, die Rolle der Forschenden hochzustilisieren.

Nach dieser kurzen Behandlung des wissenschaftshistorischen Kontextes zur teilnehmenden Beobachtung möchte ich zum Feldforschungsseminar kommen. Ich konnte in Burgauberg-Neudauberg am 1.2.1998 meine Beobachtungen im Rahmen der Abschlussveranstaltung, die meine KollegInnen dazu nutzten, ihre Ergebnisse in Form einer Ausstellung zu präsentieren, in mündlicher Form vortragen. Nach den Reden des Bürgermeisters, des EU-Beauftragten und von Professor Gingrich kam schließlich ich an die Reihe. Meine Rede, d.h. die Rede des Beobachters, soll auch hier – leicht gekürzt – wiedergegeben werden und den Hauptteil dieses Artikels darstellen:

„Ich möchte mich zunächst vorstellen. Mein Name ist Martin Slama. Ich studiere Völkerkunde und Philosophie an der Universität Wien. Ursprünglich komme ich aus Niederösterreich, aus Lilienfeld, das 20km südlich von St. Pölten gelegen ist. Seit meinem Studienbeginn wohne ich allerdings in Wien.

Gleich zu Beginn möchte ich die Frage beantworten, warum gerade ich hier sprechen darf. Es ist dies bereits Teil der Präsentation unserer Forschungsergebnisse, wenn auch eines *speziellen* Teils derselben. Meine Kollegin Julia Wippersberg, die heute leider nicht mitkommen konnte, und ich nahmen die Möglichkeit wahr, diesen Forschungsaufenthalt aus einem besonderen Blickwinkel zu betrachten. Es war unsere Aufgabe, unsere Kolleginnen und Kollegen bei der Arbeit zu beobachten.

Dies ist auch der Grund, warum ich mich während der Interviews recht zurückhaltend verhielt und so vielleicht einen desinteressierten Eindruck machte. Denn ich richtete meine Aufmerksamkeit nicht immer auf die Interviewten, sondern ließ meine Blicke manchmal quer durch den Raum gleiten oder meine Nase dicht am Schreibblock verweilen, oder – und das musste Ihnen bestimmt seltsam vorkommen – ich starrte meine Kolleginnen und Kollegen ganz einfach an. Vielleicht können sich der eine oder die andere noch an mich erinnern.

Ich möchte nun einige Schritte in der Zeit zurückgehen und jene Periode dieser Lehrveranstaltung behandeln, die in Wien in der Universitätsstraße 7, Stiege I, 4. Stock ihren Ort fand, also am Institut für Völkerkunde. Es war dies jene Zeit, in der sich eine Gruppe von Studierenden zusammenfand, die dem Titel dieser Lehrveranstaltung »Ethnologische Feldforschung – Konzepte, Methoden, Praxis (Burgenland)« Interesse abgewinnen konnte. In den Monaten Oktober und November 1997 gab es vier Treffen, in deren Rahmen die

Studierenden sich auf die Gruppen Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Lohnarbeit aufteilten. (Diese Aufteilung konnte bis heute aufrecht erhalten werden, wovon Sie sich anschließend selbst überzeugen können). In der Folge musste jede und jeder in einem von vier weiteren Themenbereichen arbeiten, die bei weitem aufregender benannt wurden, nämlich: Erhebung der materiellen Kultur ausgehend von Objekten, Erhebung des regionalen und sozialen Kontextes, Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltags-kultur und Inszenierung von Objekten und Objektgruppen. Um jede Gruppe kümmerte sich eine Betreuerin, d. h. eine jener vier Ethnologinnen, die schon einen riesengroßen Teil an Vorarbeit hier in Burgauberg-Neudauberg verrichtet hatten; darunter auch die hier weit über die Gemeindegrenzen hinaus bekannte Maria Anna Six.

Es brauchte nicht allzu viel Zeit und jedermann/jedefrau war in jeweils zwei Gruppen untergekommen. Ein wichtiger Teil der Arbeit meiner Kolleginnen und Kollegen bestand zunächst darin, Fragen zu finden; dies bedeutete: sich darüber klar zu werden, was man überhaupt wissen wollte, d. h. zunächst einmal Interessen zu entwickeln. So drehte sich in der Vorbereitungsphase am Ethnologieinstitut in Wien noch alles um Zauberworte wie Interviewleitfaden, Gesprächsprotokoll, Erhebungskonzept, Präsentationskonzept und nicht zuletzt um Interviewpartnerinnen und -partner und Expertinnen und Experten, also um Sie ...

Ich muss an dieser Stelle unbedingt darauf hinweisen, dass meine Kolleginnen und Kollegen ja noch nie vorher hier waren, dass sie also noch nie Kontakt zu ihren Interviewpartnerinnen und –partnern hatten, sie aber genau wussten, dass die Kontaktaufnahme unweigerlich Anfang Dezember stattfinden würde. Eine solche Situation – wie Sie sich sicher vorstellen können – verleitet natürlich zu Spekulationen, wie denn das Ganze ablaufen werde, und zu recht eigenwilligen Strategien, wie denn nun die ersehnten Informationen aus den Interviewpartnerinnen und –partnern herauszukriegen seien. So wurden folgende Vorschläge gemacht: Man könnte doch die Damen und Herren zu Café und Kuchen einladen oder gar Schnaps als Gastgeschenk mitbringen.

Dass diese Sorgen unbegründet waren, stellte sich spätestens nach den ersten Interviews hier im Südburgenland heraus. Die vorangegangene Skepsis schlug sogleich in eine wahre Gier nach Interviewpartnerinnen und –partnern um. Meine Kolleginnen und Kollegen konnten plötzlich nicht mehr genug bekommen. Interessant war alles, was ihnen erzählt wurde; wenn auch das Erzählte manche Probleme aufwarf. So fragten sich zwei Studierende nach einem Interview, wie groß denn eigentlich ein Joch sei, was zu folgender Einsicht führte: »Da fragst du was und nickst – und hast eigentlich keine Ahnung.«

In diesem Fall war man sich der Fragen sicher. Was verunsicherte, waren die Antworten. Doch dies war nicht immer so, nein, manchmal gerade umgekehrt. Trotz im voraus ausgearbeiteter Interviewleitfäden, also Fragelisten, bildeten sich in der Interviewsituation

neue Fragen, Fragen mit denen man nicht rechnete, die auf einmal *da* waren und ihres mündlichen Ausdrucks harrten; man aber nicht wusste, ob man sie nun stellen könne oder nicht, ob sie in die Situation passten, ob man sie dem Gegenüber überhaupt zumuten könne. Um dieser inneren Zerrissenheit Abhilfe zu schaffen, stellte man sie schließlich doch – allerdings im Zusammenhang mit einer weiteren Frage, die der eigentlichen vorgeschoben wurde: »Wenn ich so blöd fragen darf?«

Doch ich bin mit meinen Beschreibungen schon mitten in der Interviewsituation und habe somit eine wichtige Voraussetzung übersprungen, nämlich jene, sich zunächst am richtigen Ort – dort, wo das Interview stattfinden soll – einzufinden. Und dies ist gar nicht so einfach, wenn man zum Beispiel mit dem Namen eines Gasthauses auf den Weg geschickt wird, das diesen Namen nicht mehr trägt. Dank der Hilfe von Passanten trotzdem im richtigen Gasthaus eingelangt, wagte ein Kollege, die vorangegangene Irrfahrt anzusprechen. Er meinte zur Wirtin, dass das Gasthaus gar nicht so leicht zu finden ist. Die Antwort kam prompt, gepaart mit einem bemitleidenden Lächeln: »Na so schwer ist es auch nicht.« »Ja, aber Ihr Gasthaus heißt jetzt anders«, versuchte sich der Kollege zu verteidigen. »Das heißt schon seit zwölf Jahren so«, kam es zurück. Damit blieb ihm nur mehr eines über: alle Schuld auf sich zu nehmen und einen eleganten Rückzug aus der Diskussion anzutreten. Dies gelang ihm auch recht gut – als er meinte: »Na ja, wir sind halt ein bisschen hinten nach.«

Doch gleich wieder zurück zur Interviewsituation, in der den Befragten doch einiges abverlangt wurde. Zum Beispiel mussten sie Zeichnungen von verschiedenen Werkzeugen und Geräten erkennen, die meine Kolleginnen und Kollegen im Laufe ihrer Forschungen anfertigten oder von anderen Befragten anfertigen ließen, was wiederum die im Moment Befragten dazu veranlassen sollte, ihre eigenen Versionen zu Papier zu bringen. Dies war meist die Folge eines Spiels, das ganz harmlos damit begann, Geräte auf Photos identifizieren zu müssen.

Es mag hier vielleicht der Eindruck entstehen, dass die Interviewerinnen und Interviewer die Interviewsituation immer fest in Händen hielten. Damit meine ich, dass die Rollenverteilung zwischen Fragenden und Befragten eingehalten wurde. Dies war natürlich nicht immer der Fall. Aber es kam auch kaum, was naheliegend wäre, zu einem schlichten Rollenwechsel, sondern, was ich beobachten konnte, war ein *Überflüssig werden* der Interviewerinnen und Interviewer: Die Befragten stellten sich ihre Fragen selbst, beantworteten diese natürlich sogleich und brachten die Interviewerinnen und Interviewer nur hin und wieder ins Spiel, indem sie sich versicherten, dass jene dies alles eh noch nicht gewusst hätten. Sogar die Sorge, nicht vom Thema abzukommen, eine Sorge, die wohl eindeutig zum Besitzstand der Interviewenden zu rechnen ist, wurde von den Befragten zeitweise übernommen.

Ich habe eingangs bereits erwähnt, dass seitens meiner Kolleginnen und Kollegen Vorschläge gemacht wurden, die Interviewsituation mittels kulinarischer Köstlichkeiten zu versüßen. In Wirklichkeit war es natürlich umgekehrt. Denn wir waren es, die die Erzeugnisse der vorweihnachtlichen regionalen Küche genießen durften. Darunter waren auch Produkte, die teilweise so sehr beeindruckten, dass sie sogar die Forschungsinteressen modifizierten. So wurde einmal ein Interview dahingehend ausgedehnt, dass noch genügend Zeit blieb, Likörrezepte abzuschreiben (von Likören, die wir gerade verkostet hatten, natürlich). Eine Modifikation der Forschungsinteressen oder besser gesagt eine Ausweitung derselben konnte ich auch daran erkennen, dass neue Fragen in die Leitfäden eingeschoben wurden. Nachdem wir schon mit selbstgemachtem Gugelhupf und Süßmost bewirtet wurden, fühlte sich ein Kollege veranlasst, noch eine wichtige Information einzuholen: „Machen Sie Schnaps auch?“

Speziell meine Kolleginnen und Kollegen möchte ich darauf hinweisen, dass man aus diesen Beobachtungen durchaus auch theoretische Konsequenzen ziehen kann, ja vielleicht sogar muss. Sie bestätigen nämlich all jene Ansätze in der Ethnologie, die den Befragten einen großen Einfluss auf den Forschungsprozess zugestehen und so der Feldforschung als interaktivem Prozess eine große Bedeutung zumessen.

Dass so manche Information außerordentlich faszinierte, zeigen auch die »Füll-Antworten«, die – wie es die Methode lehrt – den Befragten vermitteln sollen, dass man sich ihnen mit vollster Aufmerksamkeit widmet. Die klassischen »Ahas« und »Mhms« oder das schlichte »Ja« sowie sachtes Kopfnicken steigerten sich manchmal zur intensiven Anteilnahme an der besprochenen Problematik: »arg«, »na ned schlecht«, »na super«, Kopfschütteln oder auch nur Offen-stehen-lassen des Mundes.

Doch die Interviews dauerten lang. Trotz der Tatsache, dass vieles faszinierte und interessierte, konnten meine Kolleginnen und Kollegen nicht andauernd fasziniert und interessiert sein oder auch nur so wirken. Nein, es wirkte bestimmt anders, augenreibend, nasenbohrend und kugelschreiberendenkauend den Interviewpartnerinnen und –partnern gegenüber zu sitzen.

Nun möchte ich etwas genauer auf das Gesprochene eingehen, nämlich auf die Begriffe, die von meinen Kolleginnen und Kollegen in der Interviewsituation verwendet wurden. Ich halte mich auch hier an Beispiele, die sicher nicht der Regel entsprachen, sondern an Beispiele, die mir deswegen so ins Auge stachen, gerade *weil* sie einen besonderen Effekt auf das Gespräch ausübten. Ich meine, dass es weder die Verständigung erleichtert noch das Erlangen von Information begünstigt, zu fragen, ob es »soziale Sachen« wie Erntelieder gegeben hätte. Das Staunen stand auch ausnahmsweise einmal auf Seiten des Interviewten, als dieser, nachdem er die Geschichte seiner Landwirtschaft bis zurück vor dem Zweitem

Weltkrieg sowie die Übergabe derselben an seinen Sohn beschrieben hatte, gefragt wurde, ob der Beruf des Landwirts denn »Tradition« in seiner Familie habe. Ebenso nicht unbedingt den Redefluss fördernd sind Resümees von folgender Art: Ein Interviewpartner erzählte, dass es zur Zeit seiner Jugend allgemein üblich gewesen sei, dem sonntäglichen Kirchgang Folge zu leisten. Darauf der Interviewer: »>Sozialen Druck< hat es also doch gegeben!«
»Sozialer Druck«, »Tradition« und weitere Oberbegriffe, die verwendet wurden, wie »Nostalgie« und sogar »System«, solche Oberbegriffe und Kategorien also, die dazu da sind, vieles unter einen Hut zu bringen und so Distanz erzeugen, können nur verstören in Gesprächen, in denen es um alltägliche Tätigkeiten und Erfahrungen geht und in denen Themen angesprochen werden, die so nahe am Erlebten haften. Ich meine daher, dass – genau in solchen Gesprächssituationen – es zuallererst Sache der ErzählerInnen ist, Distanz einzuführen, und nicht Sache der InterviewerInnen.
Nach diesen kritischen Bemerkungen lassen Sie mich noch einige Überlegungen anstellen, warum denn nun die Interviews in der Regel so reibungslos abliefen. Denn die Fragen wurden allgemein als stellenswert anerkannt und die Antworten als die Fragestellung ausfüllend aufgenommen. Was zunächst auffällt, ist der große Altersunterschied zwischen Fragenden und Befragten. Es ist sicherlich nicht alltäglich, dass junge Menschen ältere um so ausführliche Gespräche bitten wie dies hier im Dezember geschehen ist; und dass sie Interessen entwickeln, die bei jener älteren Generation auf so großes Verständnis stoßen. Weiters kommen viele meiner Kolleginnen und Kollegen selbst aus ländlichen Gegenden und kennen so die Probleme zwischen Stadt und Land, zwischen Zentrum und Peripherie aus eigener Erfahrung. Den oft geäußerten Klagen in Bezug auf die wirtschaftlichen Probleme der Region – vor allem im landwirtschaftlichen Bereich – konnte so um so mehr Verständnis entgegengebracht werden. Ich glaube, es wurde uns allen klar, dass so vermeintlich neutrale Begriffe wie etwa »Strukturwandel« zur Beschreibung der Situation der direkt betroffenen Menschen völlig unzureichend sind.
Ohne dass er es vielleicht wusste, sprach ein Interviewpartner wohl das größte Kompliment aus, das man Ethnologinnen und Ethnologen machen kann. Er meinte gegen Ende des Interviews beiläufig: »Es ist gut, wenn man einmal geredet hat.« Wenn mich nicht alle Sinne getrübt haben, glaube ich rückblickend sagen zu können, dass meine Kolleginnen und Kollegen auch sehr gerne zuhörten. Doch nicht zu viel des Lobes: Denn aufmerksames Zuhören sowie Interessen entwickeln für die Lebensumstände und die Geschichten von Menschen ist schlicht und einfach der Job von Ethnologinnen und Ethnologen.
Mir bleibt nur mehr, mich bei Ihnen für Ihre geduldige Aufmerksamkeit zu bedanken und mit den Worten Karl Farkas' in die heutige Präsentation überzuleiten: »Schau'n Sie sich das an!«“

Die Reaktionen der lokalen Bevölkerung auf meine Rede beschränkten sich auf wenige informelle Kommentare, denn mein Vortrag hatte ein Manko: Ich trug die Rede mit zu leiser Stimme vor, sodass viele ZuhörerInnen ihr nicht zur Gänze folgen konnten. Ein Grund mehr, ihn hier in schriftlicher Form zu präsentieren. Denn die Beobachtungen, die sich auf meine KollegInnen konzentrierten, sollen ohnehin einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich sein. Wenn EthnologInnen EthnologInnen beobachten, dann ist das keine rein interne Angelegenheit. Der Grundgedanke, dass nur durch das Reflektieren von Fehlern die Forschungspraxis verbessert werden kann, verlangt eine möglichst transparente Darstellung derselben, die wiederum die Möglichkeit der Kritik gewährleisten soll – und zwar über die Fachgrenzen und das wissenschaftliche Feld hinaus. Als teilnehmender Beobachter hoffe ich, dazu einen kleinen Beitrag geleistet und einen (manchmal humorvollen) Einblick in die Forschungspraxis von EthnologiestudentInnen ermöglicht zu haben.

BIBLIOGRAPHIE

BOURDIEU, Pierre
1993 Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität: In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

CLIFFORD, James
1993 Über ethnographische Autorität, in: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

GEERTZ, Clifford
1987 Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

GINGRICH, Andre
1999 Erkundungen. Themen der ethnologischen Forschung. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

LEACH, Edmund
1991 Lévi-Strauss zur Einführung. Hamburg: Junius.

MALINOWSKI, Bronislaw
1984[1922] Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea. Prospect Heights, Illinois: Waveland Press.

TYLER, Stephen
1993 Zum „Be-/Abschreiben“ als „Sprechen für“. Ein Kommentar. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

FÜR EINE HAND VOLL FRAGEN

ÜBERLEGUNGEN ZUM WERKZEUG „NARRATIVES INTERVIEW"

Wolfgang Grünzweig und Erwin Kadlik

EINFÜHRUNG

> *„Ja, Besuch macht immer eine Freude; entweder man freut sich, wenn er kommt, oder man freut sich, wenn er geht!" (Interview 9:24)*

Im Zuge des Feldforschungsaufenthalts von VertreterInnen des Wiener Instituts für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie in Burgauberg-Neudauberg im Dezember 1997 ergab sich die nicht im Forschungsplan vorgesehene Möglichkeit, ein lebensgeschichtliches Interview mit einem pensionierten Landwirt zu führen. Dies entspricht einer normalen Forschungssituation, nämlich auf die unvorhergesehenen Gegebenheiten im Feld flexibel einzugehen. Aus mehreren Gründen wurde die Möglichkeit, ein biographisches Interview zu führen, von uns genutzt:

Den ersten Kontakt setzte besagter Landwirt selbst, indem er sich als einziger auf ein Inserat in der Gemeindezeitung meldete, das dazu gedacht war, Interviewpartner aus der Region zu finden. Nicht nur der Bekanntheitsgrad, den Herr K. in seiner Heimatgemeinde genoss, auch die selbstbewusste Bestimmtheit, mit der er seine Mitarbeit anbot, waren ausschlaggebend für die Entscheidung. Außerdem bestand unser Interviewpartner darauf, eine Kopie der Tonbandaufnahmen zu erhalten sowie seine Aussagen selbst zu zensieren. Das alles legt den Schluss nahe, dass Herr K. nicht nur als Informant für spezielle Themen (beispielsweise Erntemethoden) zur Verfügung stehen, sondern seine dokumentierten Erzählungen gewissermaßen als Vermächtnis verstanden sehen wollte. Anfänglich wurde dieser Umstand von uns nicht bemerkt, er gewann aber im Laufe der Interviews zusehends an Bedeutung.

Wir wollen mit diesem Artikel versuchen, das Instrument *narratives Interview*[59] kurz zu skizzieren und mittels kleiner Interviewpassagen näher zu erläutern. Anhand dieser Passagen sollen Fehler erläutert werden, die häufig bei der Interviewführung gemacht werden. Kurze inhaltliche Interpretationen sollen die Möglichkeiten des narrativen Interviews schlaglichtartig beleuchten.

---

[59] Abgeleitet vom Lateinischen narrare: kundtun, erzählen; vgl. Stowasser/Petschenig/Skutsch 1980: Der kleine Stowasser: Lateinisch - Deutsches Wörterbuch. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky

Ziel des Seminars war es, ökonomische Verflechtungen in einer multi-ethnischen Region in den Bereichen Landwirtschaft, Handel und Lohnarbeit zu untersuchen. Das „Werkzeug“ für problem- und sachbezogene Untersuchungen sind primär sogenannte Leitfadeninterviews. Das heißt, Rahmen und Themenstellungen des zu führenden Interviews sind bereits vorhanden, während mit der von uns gewählten Form des narrativ-biographischen Interviews dem Informanten erzähltechnisch größtmögliche Freiheit eingeräumt wird.
Trotz der kurzen Zeit des Forschungsaufenthalts wurde beschlossen, auch die Gelegenheit eines biographischen Interviews wahrzunehmen, wobei die methodische Vorbereitung in den Hintergrund treten musste, um einem „learning by doing“ unsererseits Platz zu machen. Wir erarbeiteten spezifische Fragestellungen rund um die Themenbereiche Ernteablauf und Geräteherstellung, was allerdings insofern vermeidbare Fehler mit sich brachte, als auch für diese Forschungsmethode der Leitsatz „weniger ist oft mehr“ eine gewisse Gültigkeit hat. Methodisch genügen wenige Fragestellungen, also Erzählanstöße. Es geht nicht um eine routinemäßige Informationsgewinnung, sondern vielmehr um das Zuhören, Erfahren und Erkennen von Sinnzusammenhängen einer Erzählung, die eine Rekonstruktion einer Lebenswelt in einem freien Rahmen darstellt (vgl. Glinka 1998: 25f.)

Die Interviews fanden an drei aufeinanderfolgenden Tagen am Hof von Herrn K. statt und wurden von den Autoren durchgeführt und transkribiert.

Es gab keinen festgelegten Ort für die Interviewführung, die Gespräche fanden in verschiedenen Bereichen und Räumlichkeiten des Hofes statt.
Die Wahl des Hofes als Ort des Interviews wurde auch von dem Umstand beeinflusst, dass Herr K. einen besonderen Bezug zu „historischen Objekten“ hatte. Alte oder ausgediente landwirtschaftliche Geräte wurden von ihm nie „entsorgt“ oder als nutzlose Gegenstände angesehen, sondern weiter aufbewahrt, gepflegt und zum Teil auch in ihrer ursprünglichen oder abgewandelten Funktionsweise verwendet. So waren am Hof von Herrn K. „historische“ landwirtschaftliche Geräte und Haushaltsgegenstände zu finden, die in der Umgebung Seltenheitswert besitzen, wie ein Spinnrad, ein Haspelrad sowie verschiedene Siebe, Erntegeräte u.v.m.

Zunächst stellte die Küche, oftmals der kommunikativste Ort in Höfen (in diesem Raum wird gegessen, meist ist er als einziger beheizt etc.), den Ausgangspunkt des gegenseitigen Kennenlernens dar. Erfahrungsgemäß ist eine vertraute Umgebung für einen lebensgeschichtlichen Rückblick dienlicher ist als eine ungewohnte Umgebung. Oft sind es unscheinbare Dinge, die seit langer Zeit am selben Platz stehen und lange nicht bewusst

wahrgenommen wurden, aber Zeugnisse der Vergangenheit darstellen und in gewissen Situationen Erinnerungsmerkmale setzen, die den Erzählenden in seinem Resümee unterstützen. Herr K. erklärte sich bei einem Vorgespräch dazu bereit, einzelne landwirtschaftliche Objekte in ihrer Funktionsweise vorzuführen, bestimmte Arbeitstechniken zu erklären und auch sein Arbeitsleben mittels dieser Geräte Revue passieren zu lassen.
Anhand der in der Küche befindlichen Gegenstände erzählte Herr K. auch die ersten Geschehnisse:

„**Herr K.:** *Da [Herr K. zeigt auf den Familienstammbaum mit Fotos seiner Geschwister, welcher an der Wand hing, Anm. d. Autoren] geht der Name K. zurück bis 1700 [...] I bin der Jüngste [...], der älteste war Jahrgang 1903 [...]: Der woa ja net verheirat, und i woa da a net verheirat, und der is im Kriag bliebn, der is mit 21 Joar g'storb'n, und die ondan die san eh oi, der is in Linz g'we'n, oiso in Oberösterreich, Linzer Schiffbau, und da andre woa Schusta, der hot eh do g'orbeit, bis er donn sei eigns Haus g'hobt hot, und der ane da, der, der hot ah do in die Blumauer Gegend g'heirat. Der Bruder war eh da [...] ja wir haben halt miteinander gearbeitet [...]*

Interviewer 1: *So eine richtige Erbfolge hat es nicht gegeben von Ihrem Vater her?*

Herr K.: *Ja, ha ha, da hat's nix geben [...], ich hab' halt des [den Hof, Anm. d. Autoren] net versetzen [verlassen] können ...“*

(Interview 8: 1f.)

Anhand der Fotos an der Wand entspann sich ein Erzählfluss. Zunächst wurden die Geschehnisse um die Geschwister, die daraus resultierende Hofübernahme und auch die Weiterbewirtschaftung des Hofes durch Herrn K. erläutert.
Herr K. erzählte in Folge die Geschichte des Hofes, über dessen Viehstand und Anbauflächen sowie landwirtschaftliche Erzeugnisse. Dies führte weiters zu der Erklärung der dafür nötigen Geräte. Die verschiedenen Gerätschaften am Hof dienten als Stimuli für die Erinnerung an einzelne Erlebnisse. Dieser rote Faden zog sich durch alle Teile der Interviews:

Die einleitenden Fragen galten der Geschichte des Hofes, auf dem Herr K. lebte. Nach einer kurzen Erörterung des Alters der Gebäude und der Umstände, unter denen sie errichtet worden waren, stellte uns Herr K. anhand eines Stammbaumes seine Familie vor, kam darüber auf die Erbfolge zu sprechen und berichtet anschließend (bedingt durch unser gezieltes Nachfragen) über Viehhaltung und unterschiedliche Anbaumethoden. Es folgte eine Rückschau auf die Geschichte seiner Geschwister, die in eine Frage nach der geschlechtlichen Arbeitsteilung mündete. In diesem Zusammenhang kam er ausführlich auf die von Männern und Frauen verwendeten Gerätschaften zu sprechen. Anschließend kehrte das Gespräch wieder zu landwirtschaftlichen Produkten und Geschichten um das Haus zurück. Nach einer kurzen Pause, in der uns Herr K. Most aufwartet, glitt das Gespräch von alten Radios zum Flachsanbau über. Dieses Thema wird von Herrn K. selbst initiiert und erfährt eine relativ ausführliche Behandlung.

Es folgt eine Passage über soziale und kulturelle Gegebenheiten der Region von der Kaiserzeit bis heute, Geschichten über die Kriegsjahre schlossen sich an. Hierbei muss erwähnt werden, dass Herr K. eben diese Geschichten flüssig erzählte und von uns kaum durch Zwischenfragen unterbrochen wurde. Eine optimale Situation des biographischen Interviews, die am Ende des ersten Tag stand.

Am zweiten Tag waren wir zu dritt, mit uns besucht der das Seminar begleitende Fotograf unseren Informanten.

Nach anfänglichen Gesprächen über die Schulzeit Herrn K.s sowie verschiedene Bräuche und Unterhaltungsveranstaltungen ist Herr K. so freundlich, uns den Hof zu zeigen. Begonnen wird mit dem Wohngebäude und den ehemaligen Stallungen sowie der an das Wohngebäude angeschlossenen Selchkammer. Wir verließen den Vierkanthof durch das Wirtschaftsgebäude, das auf dem ehemaligen Dreschplatz errichtet wurde. Wir besichtigten ein unterkellertes Wirtschaftsgebäude, in dem sich zahlreiche Gerätschaften befanden, deren Herstellung und/oder Gebrauch uns von Herrn K. erklärt wurde. Darunter befand sich ein alter Handwagen, Göpel, Rechen, ein Elektromotor aus dem Jahr 1931, eine damit betriebene Obstpresse sowie Heugabeln, Worfelsiebe, Sicheln, Sensen, daran befestigte Pracker (Umlegevorrichtung) und verschiedene Leitern. Viele der Geräte wurden von Herrn K. selbst hergestellt.

Herr K. führte uns weiter zum Weinkeller und erläuterte die Herstellung eines Fasses, die Berechnung seines Inhalts und die Lagerung von Most. Es folgten die Bienenstöcke, der Brunnen und der Gemüsegarten. Wieder zurück im Haus schilderte Herr K. einige Episoden aus seinem Leben. Die Gesprächsführung wurde immer ungezwungener, Zwischenfragen blieben aus und Herr K. ergreift die Möglichkeit, um uns einige Fragen über uns selbst zu stellen. Den Abschluss des zweiten Tages bilden einige Jugenderzählungen Herrn K.s.

Da die Tonbandaufzeichnungen des dritten Tages irreparabel beschädigt wurden, werden wir an dieser Stelle nicht weiter darauf eingehen. Es sei nur angeführt, dass das dritte Interview dezidiertere Nachfragen zu landwirtschaftlichen Geräten sowie zahlreichen Ereignissen während des Zweiten Weltkrieges beinhaltete. Auch an diesem Tag herrschte ein zwangloses Gesprächsklima, dem ein herzlicher Abschied folgte.

DAS FORSCHUNGSVERFAHREN

Das Forschungsverfahren *narratives Interview* stellt also eine offene Form des Interviews dar und ist als lebensgeschichtliche Zwischenbilanz des Interviewten zu verstehen.
Der Informant wird darum gebeten, seine eigenen Erlebnisse als Geschichte zu erzählen. "Dabei geht es in der Regel um Erlebnisse mit sozialwissenschaftlich interessierenden, lebensgeschichtlichen, alltäglichen, situativen und/oder kollektiv-historischen Ereignisabläufen, in die er selbst verwickelt war. Und diese Ereignisabläufe soll er in einer Stegreiferzählung wiedergeben." (vgl. Glinka 1998: 9) Laut methodologischer Literatur bekommt der Erzähler in diesem Rahmen die Möglichkeit, selbstreflexive Arbeit zu leisten.
Der Informant kann sich vor dem Gespräch nicht auf die verschiedenen Themen, die während des Interviews angerissen werden, vorbereiten. „Stegreiferzählungen entstehen aus der Situation heraus als etwas Neues." (ebd: 9)
Das bisher in seinem Gedächtnis noch nicht aufgearbeitete Erleben wird durch den Erzählvorgang geordnet, und eine Gesamtgestalt wird erkennbar (ebd.: 26).

> *„**Herr K:** Ja, da hat's net oft viel Erlebnisse geben. Na des weiß i halt no, im 31er Jahr, ob's vorher a scho mal da g'wes'n san, des weiß i gar net, aber im 31er Jahr, da hab'n ma Sommergäst' g'habt, er war Doktor Philosophie, und die Frau halt a und a Sohn, und der Sohn is mit g'wes'n, der is in da Mittelschul g'wes'n, damals, und a Tochter hab'ns g'habt, de hat halt scho, die is a älter g'wes'n wie i, de is halt scho zur Schul gangen, und a ältere Tochter hab'ns a g'habt, aber die is net da g'wes'n, de is amoi auf Besuch da g'wes'n, aber Urlaub net, und de san auf Urlaub da g'wes'n, und da Vater, also der Herr Doktor und der Sohn, die haben beide im Heuboden oben g'schlafen, und die Frau und die kleine Tochter, die haben halt im Bett g'schlafen, also des is halt a so a richtiger Urlaub am Bauernhof g'wes'n, nit so wie heut', wenn's an Urlaub am Bauernhof zahlen, weil's nix wie an Hotelkomfort wollen haben. Und da mei Bruder, der hat halt da Schusterei g'arbeitet, dem Doktor hat des Schusterstockerl so gut g'fallen, dass er hat eins müssen kriegen, san nach Rohrbrunn gangen zum Wagner, und der Wagner hat müssen ein Schusterstockerl machen für den Doktor."*
>
> *(Interview 8: 14 u. 19)*

Eigentlicher Anreiz war die Frage nach einer Besonderheit, auf die sich Herr K. im bezug auf seine Jugend besinnen könne. Vielleicht wirkte in diesem Fall unter Umständen unsere eigene Anwesenheit als Studierende der Universität, die in Herrn K. vielleicht die Erinnerung an den *Doktor Philosophie* wach werden ließ. Anschließend wurden die Familienverhältnisse des Doktors rekonstruiert, um kurz danach auf die Urlaubssituation einzugehen und gewissermaßen als Abschlusspointe die Geschichte mit dem Schusterstockerl zu erwähnen. Der dramaturgische Ablauf läßt also wie oben schon erwähnt auf ein mehrmalig erfolgtes Erzählen der Episode schließen.

Ziel des narrativen Interviews ist es, die Teilnahme an Ereignissen wieder aufzufrischen und die Erinnerungen durch den Vorgang des Erzählens neu zu ordnen und in einem für den Zuhörer verständlichen Sinnzusammenhang darzustellen.
Die zurückliegenden Ereignisse werden wieder lebendig und genauer beleuchtet. Es kommt zu einer Art Film vor dem inneren Auge. Auf diese Weise werden komplexe kollektiv-historische und biographische Erfahrungszusammenhänge über die Erinnerung in den Aufmerksamkeitsfokus gerückt (ebd.: 132). In diesem Rhythmus spinnt sich auch die Geschichte um die Sommergäste fort:

> *„**Interviewer 1**: Und haben Sie immer Sommergäste gehabt?*
>
> ***Herr K.**: Na, des is' nur einmal g'wesn, es is ja vielleicht, da Bua is' a paar Mal da g'wesn, aber die Oiden [Eltern], die san, bitte vielleicht sans vorher a scho amoi da g'wesn, aber im 31er Jahr sans da g'wesn, des weiß i, weil da hab'n ma den Strom kriegt, und da sans in Wald gangen Lichtmasten umschneiden, für'n Strom halt und für Leut, net, und da is der a mit-gangen, und der Bua hat a mitmüssen, also dass er halt im Wald was sieht und was lernt, net, hat er müss'n mitgehen, dafür weiß i des, dass die im 31er Jahr da g'wesn san, nachher jedenfalls net mehr, vielleicht sans vorher amoi da g'wesn, aber des weiß i net."*
>
> *(Interview 8: 18)*

Durch den Stromanschluss im Jahre 1931 weiß Herr K., wann die Sommergäste den Hof seiner Eltern besuchten. Und auch umgekehrt kann er sich, anhand des Besuches der Gäste, erinnern, dass Strommasten im Wald geschnitten wurden, da der Sohn des Doktors unfreiwillig in den Wald mitgenommen wurde. Diese Passage zeigt, wie sehr wir in unserem inneren Film gänzlich unterschiedliche Erfahrungen durch Handlungsüberschneidungen

miteinander verknüpfen und die Denkimpulse im Vorgang des Erzählens miteinander verbunden sind.
Eine weitere Auffälligkeit in dieser Erzählsequenz ist, dass Herr K. sich mehrmals an die erzieherischen Maßnahmen des Professors und das Verhalten des Sohnes erinnerte. Wahrscheinlich hat gerade dieser Kontakt von Herrn K. mit einem Kind aus der Stadt seine Kindheitserinnerungen geprägt.

Nach dieser einführenden Darstellung des narrativen Interviews wird nun genauer auf die drei Bereiche des Interviewverlaufs eingegangen: die *Aushandlungsphase*, die *Haupterzählung* und der *Nachfrageteil* (vgl. Spöhring 1989: 166ff).

DIE STRUKTUR DES NARRATIVEN INTERVIEWS

Aushandlungsphase oder „Wie ist denn das so gewesen, zirka?“

In der *Aushandlungsphase* gibt der/die InterviewerIn dem potentiellen Informanten ein Thema vor und setzt damit einen Erzählstimulus. Der Stimulus zielt auf den Bereich des jeweils interessierenden Ereignisses ab. Das gewählte Thema sollte für den Informanten einen Charakter einer zu erzählenden Geschichte aufweisen, sodass es überhaupt sinnvoll erscheint, diese Geschichte zu erzählen. Der Forscher schlägt einen passenden Erzählraum, der einen bestimmten Zeitrahmen enthält, vor und handelt mit dem Informanten die endgültige Erzählthematik aus (vgl. Sieder 1998: 146 ff.). Der Informant muss sich in diesem Zusammenhang bewusst sein, dass er als „Experte” herangezogen wird (vgl. Spöhring 1989: 181).
Das Festlegen von Erzählenswertem und Nicht-Erzählenswertem ist ebenso ein Teil der *Aushandlungsphase*. Gerade das, was dem Erzähler unwichtig erscheint, birgt bisweilen interessante Informationen. Der Erzähler wird motiviert, nicht nur Besonderheiten, sondern auch Alltägliches aus seinem Leben zu erzählen.
Der Interviewer legt gemeinsam mit dem Informanten eine Erzählthematik fest und beginnt einen „sanften“ Einstieg mittels einer, die Thematik einleitenden, Frage. Ebenso ist es Aufgabe des Interviewers, dem Informanten das Interesse an dessen Lebenswelt klarzumachen, das in seinem Sinn beleuchtet werden soll und ihn damit zum erzählenden Experten macht.

Eine Aushandlungsphase ist anhand unserer Interviewtranskriptionen nur fragmentarisch zu erkennen. Wir haben meist keinen dezidierten Rahmen für eine Geschichte oder längere Erzählung festgelegt, sondern suchten mit den bereits erwähnten, spezifischen Einzelfragen den Interviewten anfangs in eine Richtung (ethnische Arbeitsteilung sowie landwirtschaftliche Abläufe) zu drängen – das ist kein sehr narrativer Ansatz, aber eine Situation die für ungeübte InterviewerInnen nicht selten ist. Dieses Manko nahm aber im Laufe des Interviews zusehends ab. Obwohl uns Herr K. über diese beiden Forschungsfragen viel Information zukommen ließ, mussten wir doch feststellen, dass sein Interesse eher der eigenen Geschichte denn den landwirtschaftlichen Arbeitsabläufen galt. Es war unser Fehler, dass wir die Lebensgeschichte von Herrn K. zuerst außer acht ließen, um Informationen, die primär für unsere Aufgabenstellung von Nutzen sein könnten, zu gewinnen.

Obwohl Herr K. bemüht war, seine Lebensgeschichte zu erzählen, hatten wir oft den Eindruck, dass ihm seine eigenen Tätigkeiten unwichtig erschienen sind, denen er ein Leben lang nachgegangen ist. Oft wird die Routine, die mit einem lange ausgeübten Beruf einhergeht, vom Erzähler selbst abgewertet. Dass diese Routine für andere aber gleichzeitig eine besondere Kompetenz darstellen kann, kann vom Interviewer oft nur schwer vermittelt werden. So betrachtete auch Herr K. sein Tagwerk als nicht besonders erzählenswert:

*„**Interviewer 1:** Wann hat denn die Ernte so angefangen? So ein Jahresablauf – wie ist denn das so gewesen, zirka?*

***Herr K.:** Der Jahresablauf. Naja, im Frühjahr da hat ma anbaut, also Wintergerste, Gras und Weizen sind scho im Herbst anbaut word'n. Im Frühjahr hat die Arbeit dann ang'fang'n. Da hat ma zuerst a mal Hafer ang'sät, da hat ma die Acker scho im Herbst baut, um die Zeit jetzt, und dann ist er im Winter ausg'fro'n, das war viel wert, und dann ist der Hafer ang'sät worden. Nachher hat ma halt Erdäpfel, Kukuruz g'setzt, des is halt so gangen. Und dann is a Zeit lang g'wes'n leichter mit da Arbeit, bis das aufgang'n is, und dann hat ma mit'n Heindl'n ang'fangen, is ja alles g'heindlt word'n, die Hackfrucht, der Kukuruz und die Erdäpfel des is alles g'heindlt word'n, und wenn ma mit'n Heindl'n fertig g'wes'n is, dann is des ang'häuft word'n, die Erdäpfel und der Kukuruz. Na und bis des vorüber g'wes'n is, dann is Zeit g'wes'n zum Mäh'n, hat die Heumahd ang'fangen, dann hat ma halt Heu gearbeitet, das war so Mitte Juni Anfang Juli, je nachdem halt. Da sind ma oft um 2 in da Früh aufg'stand'n und mäh'n gangen, also ohne Frühstück is ma da weggangen. In der Früh is besser g'wes'n. Wenn die Sonne, wenn's heiß is g'wes'n, dann hat ma ja scho wieder Heu arbeit'n müss'n, dann hat ma ja wieder dorthingehen müssen, wo das Heu g'leg'n is, dann hat ma müssen Heu arbeiten. Naja, und wenn dann die Heumahd vorüber war, dann is vielleicht wieder a kurze Zeit g'wes'n,*

wo's leichter gangen is mit der Arbeit, und dann hat eh die Schnittarbeit ang'fangen. Dann hat ma zerst die Gerste, die Wintergerste und dann hat ma des Stroh abg'schnitten oder abg'mäht, dann Weizen und dann Hafer; und zwischendurch, wenn das Gras scho abg'mäht is g'wes'n, da sind dann g'standen die Manderln [zusammengebundene Heugarben, Anm. d. Autoren] auf'n Acker, da hat ma scho baut und hat ma Korn ang'sat, des hat ma a vorm Frühstück g'macht, Korn bauen g'fahr'n , in der Früh zeitlich aufg'standen, die Viehcher a bissl g'füttert, und dann is ma Korn bauen g'fahren, und wenn ma heim kommen is, dann hat's Frühstück geb'n und die Viecher san dann halt anständig g'füttert word'n. Des is alles fast bei der Nacht g'wes'n."

(Interview 8: 4)

Herr K. führt kurz durch das Jahr, ohne auf die einzelnen Zeitabschnitte genauer einzugehen. Dabei war sicherlich auch ausschlaggebend, dass unsere Fragestellung unkonkret formuliert wurde. Aus der Darstellung geht anfangs hervor, dass das Erzählte als nichts Besonderes betrachtet wird („Na ja...", „dann hat ma halt..."). Der Informant scheint eher befremdet, dass nach etwas für ihn so Logischem und Selbstverständlichem gefragt wird. Durch das entgegengebrachte Interesse ändert Herr K. im Laufe seiner Erläuterungen allerdings seine Ausdrucksweise. Das anfängliche Desinteresse tritt in den Hintergrund und macht einer neutralen Schilderung der Abläufe Platz.

Haupterzählung oder „zu viele Fragen verderben den Brei"

Die Haupterzählung, also der informative Kern des Interviews, ist bis zu einem gewissen Grad als Monolog zu verstehen. Dem Informanten wird ein uneingeschränktes Rederecht bis zum Abschluss seiner Geschichte eingeräumt. Der Interviewer nimmt in diesem Zeitraum die Rolle des passiven Zuhörers ein (vgl. Spöhring 1989: 167).
"Wenn nun der Informant einmal begonnen hat zu erzählen, dann sind über die gesamte Dauer der Haupterzählung keine weiteren thematischen Interventionen des Forschers notwendig." (Glinka 1998: 12) Allerdings unterstützt der Forscher den Informanten durch nonverbale Kommunikation. Er bringt seine Arbeit des Zuhörens durch entsprechende Aufmerksamkeitsmarkierer wie z.B. Kopfnicken, Wiederholung des zuletzt Gesagten oder anderen Bestätigungen der Aufmerksamkeit zum Ausdruck, um die Antwortlänge zu steigern (vgl. Friedrichs 1980: 218).

Tatsächliche thematische Interventionen werden allerdings notwendig, wenn im Zuge des Interviews mehrere Handlungsstränge einer Haupterzählung ersichtlich werden, diese sich überschneiden und ein gezieltes Nachfragen notwendig wird.
Ist die Situation allerdings optimal und der Informant entsprechend motiviert, entsteht ein Erzählfluss und lange Erzählsequenzen.
Wie es uns fast immer gelang, einen Erzählfluss in Gang zu bringen, schafften wir es auch regelmäßig, denselben wieder zu unterbrechen. Stimuli und Fragen mit „narrativer Generierungskraft“ wie ein allgemeines Gespräch über den Hof, die Überleitung zu Anbaumethoden und zur Geräteherstellung waren richtig gesetzt oder ergaben sich zeitweise von selbst. Der Erzählmodus an sich wurde allerdings durch häufige Zwischenfragen gestört:

*„**Interviewer 1:** Am meisten sind wir natürlich interessiert, über Sie und Ihren Hof etwas zu erfahren. Weil der Hof ist ja super! Der ist noch so gut erhalten, so was habe ich noch nie gesehen.*

***Herr K.:** Da war letztens eine junge Frau da, a Weanerin, die hat g'sagt: »Sie haben einen sehr schönen Hof, Bauernhof!« Jo hab'n mia g'sagt: »Des hab'n scho mehr Leut g'sagt.« No niemand hat g'sagt: »Gib ma dei Haus, i gib da meins!«*

***Interviewer 1:** Also tauschen will doch keiner, anscheinend?*

***Herr K.:** Na. Oh Gott, na!*

***Interviewer2:** Würden Sie tauschen wollen?*

***Herr K.:** Mir zahlt es si net aus mehr.*

***Interviewer 1:** Wieso?*

***Herr K.:** Na so hoit; die Küch'n is über 100 Jahr alt.“*

(Interview 8: 1)

Fragen im Sinne von „Wieso?“ und „Warum?“ sind im Haupterzählungsteil fehl am Platz. Zu leicht wird dem Informanten der rote Faden der Erinnerung wieder aus der Hand genommen, wenn er sich auf Dinge konzentrieren muß, die abseits des Erzählstranges liegen. Erst der Nachfrageteil als dritter Teil des Interviewablaufes, erlaubt ein genaueres Hinterfragen von Unklarheiten.
Aber nicht nur Zwischenfragen stören den Erzählfluss, auch ein zu eng gesteckter oder, wie in folgender Interviewpassage, gar nicht festgelegter Erzählrahmen können ein Frage-Antwortspiel generieren:

*„**Interviewer 1:** Wie tief ist denn der Keller unter der Erde?*

***Herr K:** Ja des weiß i net.*

***Interviewer 2:** Und wer hat den gegraben, den Keller?*

***Herr K:** Ja des is ja damals g’macht worden.*

***Interviewer 2:** Von die Italiener?*

***Herr K:** Ja. Und da is a Erdenboden.*

***Interviewer 1:** Der ist auch gestampft?*

***Herr K:** Ja.*

***Interviewer 1:** Und wieviel Liter Most machen sie?*

***Herr K:** Ja, i hab ja net viel g’macht, i brauch ja net viel, das is 80 Liter, und des da und des da is alles, was i g’macht hab.*

***Interviewer 1:** Also ungefähr 200 Liter?*

***Herr K:** Ja.“*

(Interview 9: 17)

Anhand dieser Interviewpassage erkennt man deutlich, dass durch wiederkehrendes Nachfragen kein Erzählfluss aufkommt. Dem Informanten wird dadurch die Möglichkeit genommen, selbst den weiteren Verlauf des zu Erzählenden festzulegen. Wie an obigem Beispiel gut zu erkennen, wird dadurch auch ständig die Thematik gewechselt (vom Keller zum gestampften Boden und schließlich zum Most).
Und noch eine Art der Fragestellung ist tabu – die Suggestivfrage. Diese allerdings im gesamten Verlauf des Interviews, denn:
Suggestivfragen können das Erzählte und Wiedergegebene verzerren:

*„**Interviewer 1**: Mit der Sense mähen und das alles, das können sie noch?*

***Herr K**: Na sowieso. Gesundheitlich würde es nicht gut gehen, aber warum, wenn ma' des amoi g'lernt hat ...*

***Interviewer 2**: Das ist wie radfahren?*

***Herr K**: Ja.*

***Interviewer 2**: Gelernt haben sie es wahrscheinlich schon während sie noch in die Schule gegangen sind?"*

(Interview 8: 9)

In diesem Beispiel werden dem Informanten die Antworten praktisch schon in den Mund gelegt. Die einzige Option, die ihm noch offen steht ist es, die Fragen mit Ja oder Nein zu beantworten.

Das Ende eines Haupterzählstrangs wird schlussendlich in nahezu allen narrativen Interviews vom Informanten selbst eindeutig formuliert:

*„**Interviewer 1:** Und wann haben Sie die Viecher [Rinder; Anm. d. Autoren] aufgegeben?*

***Herr K:** Naja, des san dann immer weniger g'wordn, und wie's dann nimmer gangen is mehr, dann hab' i a Pech g'habt mit die Küh, i hab ma dacht, die behalt i no solang's geht, und dann*

hab' i eine no weg[geben] müss'n, und die zweite is a no einigermaßen g'wesn, aber die is ma trächtig blieb'n und dann bin i fertig g'wesn. Sonst hätt i sie halt um a paar Jahr länger g'habt. Heut' könnt' i sie sowieso nimmer mehr hab'n.

Interviewer 2: *Sie wollten sich einfach keine neuen Kühe mehr anschaffen?*

Herr K: *I wollt' kane mehr. Weil's ja net geht.*

Interviewer 1: *Warum geht's nicht mehr? ...“*

(Interview 8: 2)

Wie an diesem Interviewteil zu erkennen ist, wurde das Ende der Erzählung durch genaues Nachfragen künstlich hinausgezögert. Das natürliche Ende der Geschichte ist aber vom Informanten selbst zu formulieren (z.B. „So war das damals“).
Die Haupterzählung ist der passivste Teil für den Interviewer in denen es folgende Dinge zu vermeiden gilt: Nachfragen, Zwischenfragen und Suggestivfragen. Wichtig sind in dieser Phase der, gemeinsam mit dem Informanten festgelegte Erzählrahmen, die nahezu absolute Redefreiheit für den Informanten und die offene und bekundete Aufmerksamkeit des Zuhörers.

Es ist effizienter, erst am Ende des Interviews detaillierte Fragen zu einzelnen Abschnitten des Erzählten anzubringen. Dazu dient der dritte, der *Nachfrageteil.*

Nachfrageteil

Der Forscher stellt dem Erzähler – wie in der Aushandlungsphase ausgemacht – detailliertere Fragen zu Themen, die zu wenig ausführlich behandelt wurden bzw. Unklarheiten hinterließen (vgl. Schütze 1978).
Sofern ein Team von zwei Personen das Interview durchführt, hat das den Vorteil, dass die zweite, notizführende Person den Überblick wahrt. Sie kann den Informanten bitten, notwendige und weitere Aspekte des Ereignisablaufes, die in der Anfangserzählung schon andeutungsweise erzählt wurden, zu erläutern.
Hier werden auch Verständnisfragen, die Lücken in der Haupterzählung schließen sollen, gestellt. Dabei ist es wichtig, den Erzähler durch gezieltes Nachfragen zum Erzählen weiterer

kleiner Geschichten zu animieren (vgl. Schütze 1978), falls es nicht, wie in unserem Fall, ohnehin dazu kommt:

> *„**Herr K:** Noch so eine ähnliche G'schicht. Da sind zwei Nachbarn g'wes'n, die hab'n auch konkurriert. Wenn da eine, a jeder hat in der Früh wollen erster sein, wenn der ausg'fahrn is mit seine Viecher, und der andere hat auch wollen ausfahren, und er hat g'wusst, dass der andere scho ausg'fahren is, dann is er gar nimmer fortg'fahren, dann hat er halt was anderes g'macht, dass er net blamiert is, dass er hinten nach is. Und der eine hat's genau g'nommen beim Füttern, dann is aber auch ein bissl langsamer gangen, da andere is net so haglich g'wes'n beim Füttern, bei dem is natürlich schneller gangen, jetzt hat einmal, der genauer war beim Füttern, auf d'Nacht seine Stallfenster verhängt, das kein Licht rausgangen is, das der andere net g'sehen hat, wie der andere aufg'standen is, »Ah der schloft no«, hat er si' denkt, hat zum Füttern ang'fangen. Kaum hat er zum Füttern ang'fangt, is der andere scho rausg'fahren beim Tor mit sein Wagen."*
>
> *(Interview 8: 4)*

Auf den ersten Blick mag das nur eine nette, kleine Geschichte sein, die Herrn K. im Zuge des Nachfrageteils noch eingefallen war. Auf den zweiten Blick enthält diese Geschichte aber interessante Details zu der Information, dass ein großer Teil der landwirtschaftlichen Arbeit sehr zeitig in der Früh bzw. noch in der Nacht erledigt wurde. Schließlich gibt die Anekdote auch eine Ahnung von Werten und Normen sozialen Zusammenlebens und damit verbundenem Konkurrenzverhalten.

Nun besteht die Möglichkeit, mittels des sogenannten *Reasoning,* der Motivsuche für das Erzählte, über das Gesprochene und die Veränderungen, sowohl seitens des Informanten als auch seitens des Forschers, zu reflektieren. „Hier ist auch Gelegenheit, mögliche »Theorien« [...], die im Lauf der Erzählung erkennbar wurden, ausdrücklich zur Debatte zu stellen." (Sieder 1998: 156). In der Haupterzählung tauchen mitunter „eigentheoretische" Kommentare des Erzählers auf. Ziel des *Reasoning* ist es jetzt, eventuelle Widersprüche in den bewertenden Stellungnahmen zu erkennen. Der Erzähler wird dadurch zu einer entsprechenden Reflexion seiner „Thesen" ermuntert und hat die Möglichkeit, etwaige Ungereimtheiten aufzuklären.
Bedingt durch die knapp bemessene Zeit, die uns zur Verfügung stand, die Fülle an Information, die Herr K. vermittelte und unserer Ungeübtheit ist diese Möglichkeit entfallen.

Weitere interessante Eindrücke und Einblicke in Herrn K.s Ideen, Ansichten und Gefühle blieben uns dadurch verwehrt.

Nachbearbeitung

Mit der Verabschiedung vom Gesprächspartner endet der eigentliche Interviewteil. Nun sollte möglichst bald nach Abschluß des Interviews die Transkription und die Auswertung folgen (vgl. Rosenthal 1995: 239).
Die Transkription, also die Verschriftlichung der auf Tonband dokumentierten Erzählungen, barg in diesem Fall einige Tücken. Erstens war das Datenmaterial verglichen mit den problemzentrierten Interviews unserer KollegInnen sehr umfassend und verlangte einen hohen Zeitaufwand. Zweitens kam zu der Fülle an Daten noch die Problematik der Dialektsprache. Transkribiert man ein Interview, das nicht in einer der Schriftsprache ähnlichen „Hochsprache“ geführt wurde, so ist eine mögliche Transkriptionsweise, eine modifizierte Art des Dialekts niederzuschreiben. Dabei werden im Dialekt ausgesprochene Wörter der Schriftsprache angepaßt (z. B. statt wörtlich „... de hobn boade on Heibo’n gschlofn“, verständlicher „... die hab’n beide am Heibodn g’schlafn“). Mitunter bringt so eine „leserfreundliche“ Variante natürlich Probleme mit sich. Nicht richtig verstandene oder fehlinterpretierte Worte werden bisweilen falsch übersetzt.
Auf die Auswertung narrativer Interviews wollen wir an dieser Stelle nicht genauer eingehen.

Abschließend ist zu sagen, dass wir in den für diesen Artikel verwendeten Interviews viele Regeln, das narrative Interview betreffend, missachtet oder ignoriert haben. Es konnten trotzdem aufschlussreiche Daten über den landwirtschaftlichen Jahresablauf, Anbau- und Erntemethoden sowie verschiedene Arten der Geräteherstellung, aber auch historisch-soziale Komponenten der Region gesammelt werden. Sie trugen erheblich zur späteren Visualisierung der Seminarergebnisse bei. Trotz unseres widersprüchlichen Vorgehens stellte Herr K. eine Fülle von Informationen zur Verfügung. Wir betrachten unsere Bemühungen also nicht als gescheitert, auch wenn die Herangehensweise, die das Führen eines narrativen Interviews verlangt, nur in geringem Maße eingehalten wurde.

Unser Dank gilt Herrn K., der uns mit großer Geduld und Gastfreundschaft an Stationen seines Lebens teilhaben ließ. Obwohl die meisten unserer Fragen die Lebensgeschichte Herrn K.s nur nebenbei streiften, kam es doch zu einem ausführlichen biographisch-historischen Rückblick, der mehr Interviewzeit in Anspruch nahm, als wir ihm eigentlich

widmen wollten. Rekapitulierend kann zudem festgestellt werden, dass das Erzählen seines Lebens für Herrn K. tatsächlich so etwas wie ein Vermächtnis darstellte.

> *„**Herr K:** Ja, ihr könnt's leicht lachen, aber im Sommer bin i a paar Tag im Spital g'wes'n, Untersuchung halt, und hab halt mit die Ärzte und die Schwestern halt a Menge g'redet, hab i mal g'sagt zu an Arzt: »Mi dahalt nur die Blödheit«, weil i halt a alles mögliche g'sagt hab, hat er gesagt: »Ja beim Mittwoch werden's heim gehen können«, hab i g'sagt: »Und wie lang muss i denn dableiben, bis i Primar bin?«, hat er g'sagt: »Da müssen'S scho bis Freitag warten!«, und wenn mir jemand auf eine dumme Frage eine dumme Antwort gibt, das gefällt mir. Aber es gibt auch solche Leut, die das net begreifen."*
>
> *(Interview 9: 24)*

Herr K. verstarb im Jänner 1998.

BIBLIOGRAPHIE

FRIEDRICHS, Jürgen
1980[1985] (13. Auflage) Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

GLINKA, Hans Jürgen
1998 Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim, München: Juventa.

ROSENTHAL, Gabriele
1995 Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

SCHÜTZE, Fritz
1978 (2. Auflage) Die Technik des narrativen Interviews im Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsberichte, Nr. 1.

SIEDER, Reinhard
1998 Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. In: Wernhart/Zips (Hg.), 145-172.

SPÖRING, Walter.
1989 Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: B.G. Teubner.

STOWASSER/PETSCHENIG/SKUTSCH
1971 Der kleine Stowasser. Lateinisch–Deutsches Wörterbuch. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky.

WERNHART, Karl R./ZIPS, Werner (Hg.)
1998 Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Wien: Promedia.

MUSEEN IM SÜDBURGENLAND

EINE ANALYSE

Jeanette Hammer

Im Rahmen des Seminars nahm ich an der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“[60] teil. Während unseres Aufenthaltes in Burgauberg-Neudauberg besuchten wir einige Regionalmuseen[61] im Südburgenland, und die Seminarleiterinnen stellten uns die Aufgabe, mögliche Museumskonzepte für die Sammlung Salmhofer zu diskutieren. Die Frage war, ob langfristig gesehen aus der Sammlung wirklich ein weiteres „typisches“ Regionalmuseum werden soll, da sich die Objekte nicht sehr von den Ausstellungsstücken anderer regionaler Museen und Sammlungen unterscheiden. Darüber hinaus leiden die von uns besuchten Museen fast durchwegs unter finanziellen Problemen (mit nur wenigen Ausnahmen), BesucherInnenschwund bzw. Betreuungsmangel.[62] Ein zusätzliches gleichartiges Museum in der Region wäre auch deshalb nicht sehr sinnvoll. Aus diesem Grund zeige ich in diesem Artikel einige Alternativen für die Zukunft der Sammlung Salmhofer auf. Beginnen möchte ich mit einem Blick auf die Museumslandschaft in Österreich und die Museumsgeschichte des Burgenlandes.

MUSEEN „EN MASSE“

Mit rund 1.600 Museen hat Österreich im europäischen Vergleich die höchste Dichte dieser Art, wobei Niederösterreich die Statistik der einzelnen Bundesländer anführt, gefolgt vom Burgenland. Die meisten dieser Museen liegen in eher kleineren Gemeinden (mit unter 3000

---

[60] Die TeilnehmerInnen der Arbeitsgruppe waren Johanna Ahrer, Christina Augsburger, Jeanette Hammer, Walter Pöhn, Barbara Reisner, Gerti Schmekal und Walter Sommersguter.

[61] Da diese Museen zwar unterschiedliche Bezeichnungen tragen – „Heimathaus“, „Heimatmuseum“, „Freilichtmuseum“, „Regionalmuseum“ etc. –, sich im Prinzip aber alle auf die historische Darstellung vom Leben in einer Region beziehen, werde ich für meine Ausführungen die Begriffe „Regionalmuseum“ und „Themenmuseum“ verwenden. Die originären Bezeichnungen werde ich nur verwenden, wenn das jeweilige Museum namentlich genannt ist.

Folgende Museen wurden besucht: Landtechnisches Museum Burgenland – St. Michael, Freilichtmuseum „Ensemble Gerersdorf“, Südburgenländisches Freilichtmuseum Bad Tatzmannsdorf, Heimatmuseum Stinatz, Regional- und Telegraphenmuseum Stegersbach, Heimatmuseum Siget in der Wart, Unterwarter Heimathaus, Weinmuseum Moschendorf, Wallfahrtskirche Maria Weinberg.

[62] Vgl. Protokolle der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“, Dezember 1997.

EinwohnerInnen) (vgl. Rath 1998: 51). Die große Zahl an Museen sagt allerdings noch nichts über deren Aktivität aus. Laut Gabriele Rath „[...] stellt man fest, daß 6,2% der Museen den »sehr aktiven« Museen zuzurechnen sind, 28,9% den »aktiven« und 65% den »wenig aktiven«." (ebd.: 66ff.). Bei dieser Untersuchung wurden die Museen nach folgenden Kriterien bewertet und kategorisiert: Anzahl und Vielfalt der Informationsträger in den Schausammlungen, mobile Informationsträger, von den Museen selbst durchgeführte Veranstaltungen und zielgruppenorientierte Angebote. Führend mit „sehr aktiven" Museen ist das Bundesland Wien, die Schlußlichter mit „wenig aktiven" Museen bilden das Burgenland mit 86% und Niederösterreich mit 75%.

Die Gründe, warum kleinere Museen weniger aktiv sind, liegen auf der Hand – sie werden häufig von ehrenamtlich Tätigen geleitet und betreut und verfügen über wenig finanzielle Mittel. Dies konnten wir zum Teil auch in der Arbeitsgruppe bei unseren Besuchen feststellen.[63] Aber wir haben auch gesehen, daß es für kleine Museen mit beschränkten Mitteln trotzdem Möglichkeiten gibt, aktiver zu werden. Wie es Museen schaffen können, attraktiver für ihr Publikum zu werden, darauf möchte ich etwas weiter unten näher eingehen. Ein Effekt, der solche Aktivitäten unterstützt, scheint neben der Initiative von Einzelnen die Trägerschaft des Museums durch einen Verein zu sein. Als Beispiel nenne ich hier stellvertretend für andere das Heimatmuseum Stinatz. Es wird vom „Fremdenverkehrs-, Verschönerungs-, Trachten- und Volkstanzverein" betreut und auch von den anderen elf Vereinen der Gemeinde für Veranstaltungen genützt.[64]

MUSEUMSGRÜNDUNGEN

In den Jahren 1970 bis 1995 hat sich die Zahl der Museen in Österreich mehr als verdoppelt, wobei sich der Trend in der ersten Hälfte der 90er Jahre noch einmal beschleunigte (vgl. Rath 1998: 60ff.). Dieser Boom wurde vor allem durch die Gründung von Regionalmuseen getragen, denn laut Gabriele Rath waren „[...] die großen und mittelgroßen Museumsgründungen [...] bereits vor 1920 abgeschlossen." (ebd.: 60)

---

[63] Vgl. Protokoll der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur" – Heimatmuseum Siget in der Wart, Dezember 1997.

[64] Vgl. Protokoll der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur" – Heimatmuseum Stinatz, Dezember 1997.

Auch für das Burgenland läßt sich zeitverzögert ein ähnlicher Trend feststellen. Das Burgenländische Landesmuseum sowie das Haydnmuseum in Eisenstadt entstanden 1926 bzw. 1935. Daneben existierten noch einige Privatsammlungen, die naturkundlicher bzw. volkskundlicher Art waren. In den Nachkriegsjahren wurden diese Museen wieder aufgebaut und verschiedene Privatsammlungen dem Besitz des Burgenländischen Landesmuseums einverleibt wie z. B. die Sammlungen Wolf (urzeitliche und römische Altertumsfunde), St. Martin (Volkskunde), Lockenhaus (zoologische Präparate) etc. Nach 1967 kam es dann zu einer rasanten Vermehrung der burgenländischen Museen. Vor allem viele Themen- und Regionalmuseen wurden in dieser Zeit gegründet, wie das Turmmuseum Breitenbrunn, das Heimatmuseum Siget in der Wart, das Heimathaus Oberschützen, das Unterwarter Heimathaus, das Heimatmuseum Stinatz, das Burgenländische Feuerwehrmuseum, das Südburgenländische Freilichtmuseum Bad Tatzmannsdorf etc. (vgl. Kaus 1981: 105ff.).

Einen Grund für die Flut an Regionalmuseumsgründungen sehen MuseologInnen in dem Bemühen, „[...] das „wachsende reliktvernichtende Zerstörungspotential“ [Lübbe zit. bei Schärer 1992] der modernen Welt und die dadurch empfundene „Verlustrealität“ mit „Bewahrungsrealität“ [Marquard zit. bei Schärer 1992] zu kompensieren.“ (Schärer 1992: 37ff.) Daher wird versucht, plötzlich überflüssig gewordene Gebrauchsgegenstände des Alltags ins Museum zu retten. Dort erhalten sie den Gebrauchswert als „Erinnerungsträger“ (Fliedl zit. bei Schärer 1992) und stehen für den laut M. Schärer hilflosen Versuch die schnelle Entwicklung zu verlangsamen (Roth zit. bei Schärer 1992: 41). Für G. Rath ist der Boom auch auf eine erhöhte Aktivität der Gemeinden, Vereine und Privatpersonen als Träger von Museen zurückzuführen (vgl. Rath 1998: 65).

Beide Begründungen scheinen plausibel zu sein und einander zu bedingen. Meist sind es Privatpersonen, die die Vergangenheit vor der rasanten modernen Entwicklung bewahren wollen. Man beginnt – oft ohne Spezifizierung oder Festlegung – und sammelt alte, nicht mehr in Gebrauch befindliche Alltagsgegenstände. Nachdem die Sammlung eine bestimmte Größe und Eigendynamik bekommen hat, wird sie in Form eines Museums präsentiert. Auch dafür konnten wir etliche Beispiele unter den von unserer Arbeitsgruppe besuchten Regionalmuseen finden. Ob es sich dabei um Landmaschinen, Bauernhäuser oder um Alltagsgegenstände handelte, war nicht von entscheidender Bedeutung – letztlich hatten alle Sammlungen zu Museumsgründungen unterschiedlicher Ausprägung geführt.[65] Georg

[65] Vgl. Protokolle der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“ – Landtechnisches Museum Burgenland - St Michael. Michael, Freilichtmuseum „Ensemble Gerersdorf“, Heimatmuseum Siget in der Wart, Heimatmuseum Stinatz, Unterwarter Heimathaus – Dezember 1997.

Hanreich meint, daß „[...] nach wie vor in großer Zahl (jährlich etwa 30 – 50) neue Museen [in Österreich] entstehen, deren überwiegender Teil in dem Sinne Sammlermuseen sind, daß der Sammeleifer einer einzelnen Person schließlich zu einer öffentlich präsentierten Sammlung – einem Museum – führt.“ (Hanreich 1995: 13)

Diese Umwandlung einer Sammlung in ein Museum bereitet Fachleuten nicht nur Freude.[66] Wenn den SammlerInnen das Geld ausgeht oder sie sterben, fällt die Verantwortung für die Objekte meist den Gemeinden, Ländern oder dem Bund zu. Solche notwendigen „Auffangaktionen“ für ehemalige Privatmuseen gehen zu Lasten des Kulturbudgets insgesamt und verringern somit die Zuschüsse für die bestehenden Einrichtungen. Für Dr. Gürtler vom Burgenländischen Landesmuseum wäre eine Möglichkeit, mit der das weitere Überhandnehmen von privaten „Ansammlungen von Gegenständen“ und in Folge die private Neugründung von Museen verhindert werden könnten, ein klarer gesetzlicher Schutz für die Begriffe „Museum“ und „Sammlung“. Außerdem ist er der Meinung, daß es auch möglich sein muß, die wahllose Anhäufung von Gegenständen wieder der Zerstreuung (oder Entsorgung) zu überlassen.

Auch wenn eine solche Aussage heute noch für leidenschaftliche SammlerInnen und engagierte PrivatmuseumsbetreiberInnen kaum akzeptabel sein mag, der „Museumsmarkt“ wird dennoch über kurz oder lang gesättigt sein: Die gezeigte „alltägliche Welt“ allein ist für die BesucherInnen oft nicht attraktiv genug, und wenn ein Museum keine zusätzlichen Attraktionen anbietet, ist es meiner Meinung nach zum „Verstauben“ verurteilt. Darum glaube ich an einen langsamen Selektionsprozeß in den nächsten Jahren. Jene Regionalmuseen, die es schaffen, aktiver zu werden, werden auch weiterhin BesucherInnen anziehen und Defizite eher minimieren. Unter jenen, welche dies nicht schaffen, werden wohl nur einige früher oder später von der öffentlichen Hand übernommen werden können. Aus diesem Grund finde ich die Forderung von Dr. Gürtler nach der „Entsorgung“ von Sammlungs-beständen durchaus legitim. Schließlich ist nicht sinnvoll, einen großen Teil des Kulturbudgets für die Lagerung oft gleichartiger Objekte (z.B. 1000 gleiche Hobel aus dem Südburgenland) auszugeben. Diese Art von Überlegung muß auch für die Sammlung Salmhofer angestellt werden.

[66] Vgl. dazu den Schriftverkehr zwischen Dr. Gürtler, Burgenländisches Landesmuseum Eisenstadt und Jeanette Hammer, Mai 1999 bis 15. Dezember 1999.

THEMENMUSEEN UND MUSEUMSVERBÄNDE

Ich möchte nun auf einige der von uns besuchten Museen[67] näher eingehen, um das Umfeld der Sammlung Salmhofer näher zu charakterisieren.

Landtechnisches Museum Burgenland, St. Michael

Dieses Museum basiert auf der einstigen Privatsammlung des Landmaschinenkaufmanns Josef Matisovits und des Vereins „Historische Landmaschinen Burgenland". Das Alter der Landmaschinen bestimmte die hauptsächliche Sammlungsstrategie. Bald wurde die Idee, ein Museum zu gründen, konkret. Das Problem dabei war, einen geeigneten Platz für die Traktoren, Mähdrescher, Erntemaschinen und landwirtschaftlichen Geräte zu finden. 1995 wurde in einer leerstehenden Lagerhalle das Landtechnische Museum Burgenland eröffnet.
Die Präsentation der Geräte geht primär von deren Verwendungszweck aus. Es finden auch immer wieder Sonderausstellungen statt.
Das Museum zählt jährlich etwa 70.000 Besucher (1997), vorwiegend Schulklassen und Vereine. Mit einem Budget von knapp einer Million Schilling aus Mitgliedsbeiträgen, Spenden, Förderungen von Land und Gemeinde, Eintrittsgeldern und Auszeichnungen zählt es zu den finanziell abgesicherten Museen in dieser Region.

Freilichtmuseum Gerersdorf

Am Beginn dieses Projekts stand eine private Initiative des Wiener Architekten Kisser, der 1973 ein altes strohgedecktes Bauernhaus renovierte. Sukzessive folgten weitere Umbauten, Translozierungen und Renovierungen von landwirtschaftlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten aus dem südlichen Burgenland, die die Familie Kisser allein aus privaten Mitteln finanzierte. 1976 eröffnete die Familie ein Privatmuseum mit sechs Gebäuden, das ständig erweitert wurde. Mittlerweile umfasst das Ensemble 25 Gebäude, welche die bäuerliche Holz- und Lehmbauweise des südlichen Burgenlandes repräsentieren.
1995 schenkte Herr Kisser das Museum dem Verein „Freunde des Freilichtmuseums Gerersdorf".
Auf dem Museumsgelände werden immer wieder Veranstaltungen durchgeführt, bei denen auch alte landwirtschaftliche Geräte aus der Sammlung des Museums in Funktion gezeigt werden – beispielsweise das Wiesenfest mit einem Sensenmähwettbewerb. Das Museum zählt jährlich etwa 5000 Besucher.

---

[67] Vgl. Protokolle der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur" dieses Projektes, Dezember 1997.

Südburgenländisches Freilichtmuseum Bad Tatzmannsdorf

Das Freilichtmuseum wurde 1972 unter Mitwirkung des Landesmuseums und von Herrn Simon, einem engagierten Sammler und Dokumentar der Region eröffnet. Es umfasst 27 Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Ein ehrenamtlicher Kustos und ein Angestellter betreuen die Anlage. Die Kurbad AG, Bund und Land unterstützen das Projekt ideell und finanziell.
Im Sommer betreibt die Kurbad AG im Museumsgelände einen Heurigen, Vereine können die Einrichtung für kulturelle Veranstaltungen nutzen.
Die ca. 30.000 BesucherInnen pro Jahr setzen sich hauptsächlich aus Kurgästen, Schulklassen und AuslandsburgenländerInnen zusammen.

Heimatmuseum Stinatz

Der Gebäudekomplex, der das Museum bildet – Wohntrakt mit Rauchküche, Geräteschuppen, Schweine- und Hühnerstall – wurde noch bis 1975 bewohnt. Zwischen 1975 und 1977 wurden die Wohn- und Wirtschaftsgebäude transloziert und am heutigen Gelände, das an die Veranstaltungshalle angrenzt, aufgebaut. Gebäudekomplex und Objekte stellen die größte museale Sammlung innerhalb der kroatischen Ortschaften des südlichen Burgenlandes dar.
Das Heimatmuseum wird von einem Verein[68] betreut. Das Museumsgelände wird von den elf in der Ortschaft befindlichen Vereinen genutzt (Tanzveranstaltungen der Tamburizza, Feste, Kirtag, Musikveranstaltungen).
Die BesucherInnen sind Touristinnen und Schülerklassen der näheren Umgebung.
Die Einnahmen des Museums setzen sich aus Eigenleistungen, Zuschüssen vom Land und Einnahmen aus dem Stinatzer Kirtag zusammen.

Regional- und Telegraphenmuseum Stegersbach

Das Musem ist im Kastell Stegersbach untergebracht, das bis 1919 Sitz der Gutsverwaltung war und dann die Hauptschule beherbergte. 1964 wurde ein Heimatmuseum eingerichtet.
Heute beherbergt das Museum zwei Bereiche: Die bereits 1964 präsentierte ethnographische Sammlung bildet heute das Regionalmusem, das Telegraphenmuseum zeigt neben alten Apparaten der Telekommunikation – die alle noch funktionstüchtig sind – auch die neuere Technologie (Umschaltwerk der 80er Jahre). Stegersbacher waren seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts als Telegraphenarbeiter in Partien in ganz Ostösterreich tätig, wo sie das erste Telekommunikationsnetz aufbauten.

---

[68] Fremdenverkehrs-, Verschönerungs-, Trachten- und Volkstanzverein Stinatz

Unterwarter Heimathaus

Das Museum wurde 1973 in zwei nebeneinander liegenden Bauernhäusern, die heute Eigentum des Landes sind, eröffnet. Betreiber ist der „Verein Unterwarter Heimathaus“. Die Sammlung von etwa 2600 Objekten aus der Alltagskultur stellt die wichtigste Sammlung der ungarischen Volksgruppe im südlichen Burgenland dar. Es finden regelmäßig Veranstaltungen im Museumsareal statt.
Bund, Land und Gemeinde finanzieren das Museum.

Weinmuseum Moschendorf

Als 1981 der Kulturverein Moschendorf gegründet wurde, sah der damalige Bürgermeister LAbg. ÖKR Stefan Behm die Errichtung des Weinmuseums als eine der Hauptaufgaben des Vereins. Das Museumsensemble am Beginn der Pinkataler Weinstraße umfasst 20 Gebäude, in denen v. a. landwirtschaftliche Geräte für den Weinbau wie auch Objekte von Handwerk und Wohnkultur ausgestellt sind.

Die Museumslandschaft in dieser Region stellt sich folglich als eine ausdifferenzierte und auf unterschiedlich akzentuierte Sammlungen beruhende dar: Die zwei Freilichtmuseen repräsentieren die Region mit all ihren Wohnformen und unterschiedlichen Wirtschaftsgebäuden. Das Weinmuseum Moschendorf mit seinem Freilichtmuseumsbereich seinen zusätzlichen Schau- und Veranstaltungsräumlichkeiten dokumentiert den Weinbau der Region. Die Museen in Unterwart und Stinatz stellen das Alltagsleben der ungarischen und kroatischen Volksgruppe dar: Ihre Alltagsgegenstände unterschieden sich zwar kaum von jenen der deutschsprachigen Ortschaften; in diesen beiden Museen werden aber darüberhinaus Objekte präsentiert, welche für diese Volksgruppen identitätsstiftend sind. Das Stegersbacher Telegraphenmuseum basiert wie das Stiefelmachermuseum in Rechnitz, das Auswanderermuseum und das Gläsermuseum in Güssing auf sehr seltenen Sammlungen.
Wenn sich also ein zukünftiges Museum in Burgauberg-Neudauberg in dieser niveauvollen Museumslandschaft positionieren will, dann wird es unbedingt notwendig sein, daß es eigenständige und attraktive Schwerpunkte setzt, die noch nicht vertreten sind.

Dieser Gedanke entspricht auch bestimmten Einsichten zur allgemeinen Entwicklung im gegebenen Segment der österreichischen Museumslandschaft. Für Georg Hanreich etwa ist in der ständig steigenden Zahl spezialisierter Regionalmuseen seit den 60er Jahren in Österreich folgender Trend zu beobachten, der auch für das Südburgenland seine Gültigkeit hat: „Immer deutlicher ist die Entwicklung weg vom »klassischen Heimatmuseum«, das

einen Gesamtüberblick über die »gute, alte Zeit« gibt, hin zur Präsentation von lokalen, regionalen und überregionalen Besonderheiten." (Hanreich 1995: 16)

Das Weinmuseum Moschendorf[69] paßt meiner Meinung nach in diesen Trend. In seinen 20 aus der näheren Umgebung abgetragenen Gebäuden werden Einrichtungsgegenstände, Werkzeuge und Geräte der Weinerzeugung ausgestellt. Vom Verein, der Träger des Museums ist, werden verschiedene Veranstaltungen organisiert, im Eingangsbereich befindet sich die Vinothek des Weinbauvereines Südburgenland mit seiner besonderen Attraktion, dem „Uhudler"[70].

Als weiteren Trend nennt Georg Hanreich „[...] die Tendenz verschiedenster Museen, sich unter dem Blickwinkel der gegenseitigen Ergänzung und der besseren Vermarktung zu Substrukturen zusammenzuschließen." (Hanreich 1995: 17)

Dieser Trend hat auch im Südburgenland bereits eingesetzt. Die Interessengemeinschaft „Museen im Südburgenland"[71] hat einen gemeinsamen Folder erstellt, der in den einzelnen Museen aufliegt.[72]

Diese zwei zentralen Aspekte, nämlich themen- und produktorientierte Spezialisierung in einer attraktiven „Museumsnische" und intensive regionale Vernetzung, sind wohl richtungsweisend. Welche fruchtbaren und gewinnbringenden Möglichkeiten durch eine regionale Kooperation entstehen können, zeigt das Beispiel Kulturpark Kamptal in Niederösterreich. Bereits bestehende Museen aus elf Gemeinden des niederösterreichischen Waldviertels schlossen sich hier zusammen, um eine bessere Aufarbeitung und Präsentation der Natur-, Erd- und Kulturgeschichte ihrer Region zu erzielen. Im Rahmen des Projektes „Impuls Vermittlung" des Vereines „Büro für Kulturvermittlung" schloß sich die

---

[69] Vgl. Protokoll der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur" – Weinmuseum Moschendorf – Dezember 1997.

[70] Unveredelter, wilder Weinstock, der erst seit 1922 wieder angebaut werden darf, vgl. Protokoll der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur" – Weinmuseum Moschendorf – Dezember 1997.

[71] Folgende Museen nehmen daran teil: Edelserpentinenschleiferei Bernstein, Felsenmuseum – Schaubergwerk – Edelserpentinenmuseum Bernstein, Freilichtmuseum „Ensemble Gerersdorf", Weinmuseum Moschendorf, Landtechnisches Museum Burgenland, Stiefelmachermuseum – Csizmenmachermuseum Rechnitz, Erstes Südburgenländisches Schnapsbrennereimuseum Neusiedl bei Güssing (Kukmirn), Kreuzstadelmuseum – „Türkenschlacht"-Gedenkraum Mogersdorf, Gläsermuseum der Güssinger Mineralwasser Ges.m.b.H. Gerersdorf-Sulz, Regional- und Telegraphenmuseum Stegersbach, Auswanderermuseum/Josef Reichl - Museum Güssing.

[72] Vgl. Schriftverkehr zwischen Amtsrat Karl Lackner, Gemeinde Gerersdorf-Sulz und Jeanette Hammer, 17. Mai 1999 bis 24. November 1999.

Hälfte der Museen zusammen, um im Bereich der Vermittlung (Arbeit für und mit BesucherInnen) gemeinsam Angebote zu erarbeiten. Diese Zusammenarbeit führte zu einer zusätzlichen Qualifizierung der MuseumsmitarbeiterInnen, zu einem Erfahrungsaustausch untereinander und zur Planung eines gemeinsamen Museumsfolders (vgl. Smidt 1998: 41ff.).

Dr. Gürtler kann sich vorstellen, daß so etwas ähnliches auch im südlichen Burgenland verwirklichbar wäre. Für ihn wäre eine thematische Kooperation der drei Museen St. Michael (Landtechnisches Museum), Gerersdorf (Freilichtmuseum) und Moschendorf (Weinmuseum) sinnvoll.[73]

Solche und ähnliche Zusammenschlüsse von thematischen Regionalmuseen sind meiner Meinung nach zukunftsweisende Alternativen, um das Überleben einzelner lokaler Museen zu sichern. Eine weitere Möglichkeit, als Regionalmuseum mithilfe von Produktorientierung und von Kooperationen attraktiver zu werden, ist z. B. die Zusammenarbeit mit DirektvermarkterInnen wie im Freilichtmuseum „Ensemble Gerersdorf".[74] Vier LandwirtInnen aus der Region Gerersdorf-Sulz entschlossen sich, eine Vermarktungsgemeinschaft mit der Bezeichnung „Dorfladen Freilichtmuseum Gerersdorf" zu gründen. Ziel war es, eine Möglichkeit für ein zusätzliches Einkommen in der Landwirtschaft und eine Attraktion für das Freilichtmuseum zu schaffen. Das Gebäude für die Vermarktung wurde vom Museumsverein finanziert und die Landwirte zahlen 10 % ihres Nettoumsatzes als Miete ans Museum. Mittlerweile verkaufen 21 LandwirtInnen aus der Gemeinde Gerersdorf-Sulz und dem Bezirk Güssing ihre Produkte im Museum.

EIN ANDERES MUSEUMSKONZEPT

Als Vergleich zur österreichischen Situation möchte ich an dieser Stelle ein Museumskonzept[75] vorstellen, das v. a. in Frankreich besondere Bedeutung erlangte und ein möglicher Denkansatz für die weitere Verwendung der Sammlung Salmhofer wäre.

---

[73] Vgl. Schriftverkehr zwischen Dr. Gürtler, Burgenländisches Landesmuseum Eisenstadt und Jeanette Hammer, Mai 1999 bis 15. Dezember 1999.

[74] Vgl. Schriftverkehr zwischen Amtsrat Karl Lackner, Gemeinde Gerersdorf-Sulz und Jeanette Hammer, 17. Mai 1999 bis 24. November 1999.

[75] Bei meinem Ausführungen in diesem Abschnitt beziehe ich mich auf Korff 1982: 78ff und von Hinten 1985: 88ff.

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts kam es in Frankreich zu einer ersten Gründungswelle von ethnographischen Museen. Ziel war es, eine Erinnerung an die traditionelle, handwerklich geprägte Alltagskultur der Regionen zu schaffen und das regionale Bewußtsein zu stärken. Die zweite Welle von Gründungen ethnologisch-volkskundlicher Museen begann zwischen dem 1. und dem 2. Weltkrieg. Sie war noch regionalorientierter und antizentralistischer als die erste.

Seit Ende der 60er Jahre wurde in Frankreich ein Museumskonzept entwickelt, in dem es zu einer ganzheitlichen Darstellung bestimmter Gebiete und deren Lebensräume kommt. Damit soll es zu einer verstärkten Einbeziehung der Bevölkerung und zu einer Zuwendung zur Alltagskultur kommen – das Ecomusée wurde „geboren". Der Begriff selbst stammt von Hugues de Varine Bohan, die inhaltliche Konzeption wurde von Georges Henri Rivière entwickelt. Es sollte zu einer „[...] Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt innerhalb eines bestimmten Gebietes unter Berücksichtigung der Aspekte Zeit und Raum [...]" (von Hinten 1985: 88) kommen. Dies kann nur stattfinden, wenn von Anfang an interdisziplinär gearbeitet wird. Das Ecomusée soll als ein Ausdruck des Menschen, der Natur, der Zeit und der Interpretation des Raumes verstanden werden. Rivière erläuterte dessen Ziele wie folgt:
Der Mensch soll in Wechselbeziehung zu seiner natürlichen Umwelt gesehen und gedeutet werden. Die Entwicklung und Veränderung in diesem Raum sollen thematisch durch Dauerausstellungen über die Vergangenheit und die Zukunft (über Erfahrungen und Analysen zur Entwicklung) dargestellt werden.
Das Ecomusée umfaßt ein bestimmtes Gebiet, dieses wird gedeutet und interpretiert und es soll dabei auf Denkmäler[76] regionaler Selbstdarstellung, soweit vorhanden, zurückgegriffen werden.
Dadurch wird die klassische Beschränkung des Begriffs „Museum" auf Gebäude bzw. Gebäudekomplexe aufgegeben und die Objekte werden nicht nur in ihrer ästhetischen Eigenwertigkeit dargestellt, sondern rückgeführt auf ihre funktionalen Lebens- und Milieuzusammenhänge – somit kommt es zu einer ganzheitlichen Perspektive und die Dinge werden nicht aus ihrem Kontext gerissen. So ein Museum wird zum Spiegel, in dem die Bevölkerung sich selbst und ihre eigene Geschichte sieht. Die Einbeziehung der Bevölkerung ist ein fixer Bestandteil des Ecomusée. Dabei ist sie nicht Objekt, sondern auch Subjekt, indem sie ihre eigenen Erfahrungen und Kenntnisse einbringt und die Möglichkeit hat, Einfluß auf die künftige Entwicklung ihres Gebietes zu nehmen.

[76] Darunter fallen auch Natur- und Industriedenkmäler.

Der dem Konzept des Ecomusée zugrundeliegende Kulturbegriff ist der des „patrimoine“, der „ererbten“ oder „tradierten“ Kultur im weitesten Sinn auffasst, und die verschiedensten Formen der Alltagskultur mit einschließt. Der Vorteil eines solchen Kulturbegriffs liegt darin, daß eine Darstellung von Entwicklung und kultureller Dynamik möglich ist.

Das Neue bzw. das Besondere am Ecomusée (im Vergleich zum Freilichtmuseum) ist laut Wassilia von Hinten (1985):

- Das Ecomusée bezieht sich auf ein größeres Gebiet und es überschreitet das bloße Gebäude. Dadurch kommt es zu einer ganzheitlichen Darstellung eines Natur- und Kulturraumes, zu einem Ansatz für das bessere Verständnis eines Raumes und zur Bereitstellung von Methoden der Erfassung und Entdeckung.
- Dies ist verbunden mit einem eindeutig interdisziplinären Ansatz.
- Es stellt nicht nur den Versuch zur Erforschung und Bewahrung eines Natur- und Kulturraumes dar, sondern will auch in einem hohen Maß zu seiner Entfaltung beitragen. Für beides ist die Beteiligung der Bevölkerung notwendig.

Für mich hat das Ecomusée folgende Vorteile:

- Die Objekte werden dorthin rückgeführt, wo sie im Alltag gebraucht wurden.
- Es kommt im Vergleich zum Freilichtmuseum zu keiner Translokation von Gebäuden, zu keinem künstlichen Dorf, sondern alte, verlassene Dörfer, Gebäude, Kulturdenkmäler werden belebt, rekonstruiert, restauriert und bleiben somit eingebunden in das dazugehörige Öko- und Wirtschaftssystem.
- Es entstehen Chancen für die Wiederbelebung einer Region, auch in bezug auf ihr Selbstwertgefühl – durch ein zentrales Gebäude wird ein Zentrum für die Region geschaffen, das vielfältig genutzt werden kann. So eine Belebung kann auch neue Arbeitsplätze schaffen.
- Dadurch, daß neben der Vergangenheit auch die Gegenwart, die Zukunft und die Probleme einer Region angesprochen werden, ist die Gefahr nicht gegeben, daß eine Region unter einen Glassturz gestellt wird und erstarrt.
- Die Interdisziplinarität, die diesem Konzept zugrunde liegt, ist eine Chance für alle beteiligten Studienrichtungen, voneinander und miteinander zu lernen.

MUSEUM MIT ZUKUNFT?

Wie könnte nun die Zukunft für die Sammlung Salmhofer aussehen? Neben den vier Bereichen, die die Seminarleitung für eine Bearbeitung ausgewählt hat – Viehhandel, Lohnarbeit, Handwerk (Schmiede) und Landwirtschaft –, würden sich anhand der Inventarliste noch folgende anbieten:

Im Bereich Handwerk wären das v. a. jene Bereiche, die für die Gemeinde Burgauberg-Neudauberg besondere Bedeutung hatten: Da die Holzwirtschaft seit langem eine wichtiger Wirtschaftsfaktor ist, könnten die Handwerke des Tischlers, Zimmerers und Fassbinders neben den ebenfalls vorhanden Handwerken – Schuster, Maurer, Brunnenbohrer – gezeigt werden.

Im Bereich Landwirtschaft wären neben dem Anbau von Getreide und Hackfrüchten die Hanferzeugung, Bienenzucht und Viehwirtschaft weitere wichtige Bereiche. Miteinzubeziehen wären unbedingt die vergangenen und rezenten Spezialisierungen des Ortes wie Obstbau und Tabakwirtschaft.

Der häusliche Bereich, der viele Objekte umfaßt, die gerade von den SpezialistInnen der Region stammen – Roma stellten Rastelbinderarbeiten her, die Tonwaren kommen aus dem Töpferort Jabing – könnte einen weiteren Schwerpunkt bilden. Auch Spielwaren und Devotionalien könnten hier zugeordnet werden. Das kommunale Leben der Ortschaft Burgauberg-Neudauberg könnte durch den Bereich Schule genauer aufgearbeitet werden. Ein vollkommen erhaltenes Klassenzimmer könnte hier den Mittelpunkt der Präsentation darstellen.

Für die Darstellungsweise dieser Themen bieten sich mehrere Möglichkeiten an.[77] Im Seminar hat die Gruppe Lohnarbeit bei der Präsentation das Problem gehabt, daß es relativ wenig Objekte zu diesem Thema in der Sammlung gibt. Durch eine **lebensgeschichtliche Präsentation** mit medial aufbereiteten biographischen Interviews (Fotos, Tonbanderzählungen, Video etc.) könnten Einzelschicksale dargestellt werden und so den Mangel an Objekten durch andere Formen der Visualisierung ausgleichen.

---

[77] Vgl. Ideensammlung der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur“, Dezember 1997.

Der Bereich Handwerk würde sich meiner Meinung nach besonders für eine **erlebnisorientierte Darstellung** eignen. Es ist für BesucherInnen immer interessant, wenn sie Gegenstände in ihrer ursprünglichen Funktion „gebrauchen“ können.

Die Themen Viehhandel, Lohnarbeit, Handwerk und Landwirtschaft eignen sich auch für eine **problemorientierte Präsentation.** Hier könnten der Wandel in diesen Berufsgruppen sowie der damit verbundene gesellschaftliche Wandel dargestellt werden – Vorsicht ist dabei allerdings bei der Glorifizierung der „guten, alten Zeit“ geboten.

Durch Leihgaben aus dem völkerkundlichen Bereich könnte das Museum auch den **interkulturellen Aspekt** miteinbeziehen. Objekte aus dem Bereich Handwerk, Landwirtschaft etc. werden von z.B. zwei Kulturen vorgestellt, erklärt und verglichen.

Schließlich kann die Sammlung auch in Form einer Wanderausstellung gezeigt werden. Eine andere Art der **Raumerweiterung** wäre durch die Kombination des Museums mit Natur- bzw. Kulturdenkmälern denkbar. Über zwanzig nicht mehr in Betrieb befindliche Weinkeller, die inmitten von Streuobstwiesen stehen, Tabakhallen die keine Funktion mehr haben – sie könnten in die musealen Überlegungen miteinbezogen werden.

Nach diesen Überlegungen scheint mir die Gründung eines Regionalmuseums auf Basis der Sammlung Salmhofer dann sinnvoll, wenn es sich zu spezialisieren weiß. Eine beliebige Kombination aller Bereiche würde anderen Dauerausstellungen in der Region zu sehr ähneln.

Die in diesem Beitrag diskutierten Akzente von spezialisierter Museumsnische, von regionaler Vernetzung und von BürgerInnenpartizipation à la Ecomusée könnten hingegen eine mögliche Richtung und Variante aufzeigen. Sollte eine Variante gemäß dem Vorbild Ecomusée verwirklicht werden, ist es für das Museum, wie aus den obigen Ausführungen ersichtlich, unerläßlich, aktiv zu werden und sich um weitere Attraktionen zu kümmern. Obwohl die Sammlung Salmhofer auf den ersten Blick unspektakulär wirkt, könnte es eine interessante Herausforderung sein, in einer kulturell vielfältigen Region wie dem Südburgenland ein Museumskonzept zu verwirklichen, das sich auf genau diese Vielfalt als Ausstellungsthema konzentriert.

BIBLIOGRAPHIE

BÜRO FÜR KULTURVERMITTLUNG (Hg.)
1998 Impuls Vermittlung: 4 Modelle zur Vernetzung österreichischer Regionalmuseen. Wien.

FLIEDL, Gottfried (Hg.)
1988 Museum als soziales Gedächtnis? Kritische Beiträge zu Museumswissenschaft und Museumspädagogik (Klagenfurter Beiträge zur bildungswissenschaftlichen Forschung 19). Klagenfurt.

HANREICH, Georg
1995 Aktuelle Museumstrends in Österreich. In: Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau: „Neue Museumskonzepte", 9. Jahrgang. Spittal/-Drau, 13 – 20.

HISTORISCHES MUSEUM FRANKFURT (Hg.)
1982 Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit: Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum. Frankfurt am Main.

HUGGER, Paul (Hg.)
1992 Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Bd. 1. Zürich: Offizin.

KAUS, Karl
1981 Zur Geschichte der Museen, Sammlungen und Ausstellungen im Burgenland. In: Burgenländische Forschungen – Sonderheft VI. Festschrift für Karl Semmelweis. Eisenstadt, 105-116.

KORFF, Gottfried
1982 „Die »Ecomusées« in Frankreich – eine neue Art, die Alltagsgeschichte einzuholen", in: Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit: Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum. Frankfurt am Main, 78 – 88.

OTTENJANN, Helmut (Hg.)
1985 Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum: Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen (Referate der 6. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kunstgeschichtliche Museen" im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum). Cloppenburg.

RATH, Gabriele
1998 Museen für BesucherInnen: eine Studie. Wien.

SCHÄRER, Martin R.
1992 Sammeln – Bearbeiten – Ausstellen: vom musealen Umgang mit Objekten der Volkskultur. In: Hugger, 37 – 56.

SMIDT, Sara
1998 Vernetzte Museen. In: Büro für Kulturvermittlung, 41-49.

VON HINTEN, Wassilia
1985 Zur Konzeption des Ecomusée in Frankreich In: Ottenjann, 88 – 99.

Andere Quellen:

Protokolle der Arbeitsgruppe „Sammlungsstrategien und Musealisierung von Alltagskultur", Dezember 1997.

Schriftverkehr zwischen Dr. Gürtler, Burgenländisches Landesmuseum Eisenstadt und Jeanette Hammer, Mai 1999 bis 15. Dezember 1999.

Schriftverkehr zwischen Hr. AR Karl Lackner, Gemeinde Gerersdorf-Sulz und Jeanette Hammer, 17. Mai 1999 bis 24. November 1999.

TEIL IV: ETHNOGRAPHICA

„... DAMALS WAR GELD VON BEDEUTUNG – ZEIT WAR NEBENSACHE ...“[78]

VIEHZUCHT UND VIEHHANDEL IM SÜDBURGENLAND

Johanna C. Ahrer

Mit dieser Arbeit soll der Versuch unternommen werden, Viehhaltung, Rinderzucht und Rinderhandel im Südburgenland in der Vergangenheit und Gegenwart darzustellen. Als Quellen hierfür dienen Interviews, die während des Feldaufenthaltes im Dezember 1997 von den Mitgliedern der Gruppe „Handel“ mit Landwirten und Viehhändlern geführt wurden. Zahlen und Hintergrundinformationen, entnommen aus diversen Publikationen, sollen den Kontext darstellen und die Thematik vervollständigen.

Unsere Interviewpartner nennen das Südburgenland ihr Zuhause und waren oder sind aktiv in der Landwirtschaft tätig. Zum weiteren Verständnis möchte ich meine vier Hauptgesprächspartner kurz vorstellen:

- Herr G., ca. 60 Jahre, ist Inhaber einer Gastwirtschaft und Betreiber einer kleinen Fleischerei und Viehhändler. Er hat vier Kinder.
- Herr K. ist ca. 70 Jahre und ein pensionierter Landwirt. Sein Sohn führt heute die Landwirtschaft.
- Herr P. ist ca. 45 Jahre alt, wohnt mit Eltern und Familie in einem Haushalt. Er führt seinen Betrieb progressiv und bezeichnet sich als „Unternehmer“.
- Herr S. ist pensionierter Landwirt und ca. 65 Jahre alt. Er bewirtschaftet gemeinsam mit seiner Frau seinen Hof weiter. Die Zukunft der Landwirtschaft hält er für ungewiss.

[78] Vgl. Interview 12.

ZUR SITUATION DER LANDWIRTSCHAFT IM BURGENLAND[79]

Das Burgenland war und ist nach wie vor stark agrarisch geprägt. Der enorme Strukturwandel in den vergangenen Jahrzehnten führte jedoch zu einer Ablöse der Landwirtschaft als dominantem Wirtschaftssektor durch die Industriearbeit und Dienstleistungsbranche.

Desgleichen gilt die Landwirtschaft dieses Bundeslandes als besonders problembehaftet, wie allein schon die Tatsache belegt, dass die Region zu den wenigen österreichischen Ziel 1-Gebieten der Europäischen Union gehört. Die Strukturschwäche der burgenländischen Landwirtschaft lässt sich in folgenden agrarischen Daten darstellen:

Nebenerwerbsbetriebe und kleine Betriebsgrößen kennzeichnen die burgenländische Landwirtschaft. Wurden in Österreich im Jahr 1993 im Durchschnitt 56% aller landwirtschaftlichen Betriebe im Nebenerwerb geführt, so lag der Wert im Burgenland mit 72% deutlich darüber (vgl. Wutschitz 1995:25).

Aus betriebswirtschaftlicher Sicht können Nebenerwerbsbetriebe mit Haupterwerbsbetrieben kaum konkurrieren (vgl. Jandrisits 1995: 63).
Die Skizze zeigt den Anteil der Nebenerwerbsbetriebe an allen landwirtschaftlichen Betrieben Österreichs (1990):

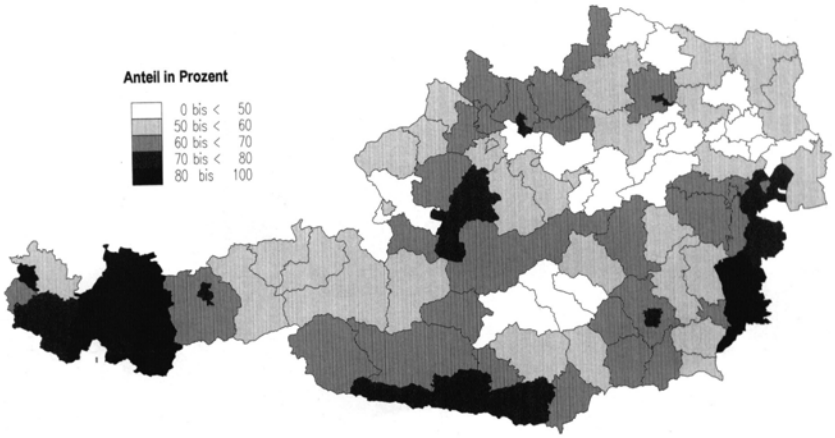


Abb. 12: Bäuerliche Kleinbetriebe und Erwerbskombination

[79] Zur burgenländischen Landwirtschaft vergleiche auch den Artikel von Bauer und Hirnsperger in diesem Band.

Die durchschnittlichen Betriebsgrößen lagen im Burgenland 1990 bei 11,8 ha, der österreichische Durchschnitt betrug im selben Jahr 27,2 ha (vgl. Wutschitz 1995: 25). Die vielen Klein- und Kleinstbetriebe, die deutlich überwiegen, kennzeichnen die Besitzstruktur der burgenländischen Landwirtschaft, welche durch die ständigen Teilungen des Grundbesitzes – eine Folge der Realteilung – entstanden sind (vgl. Dorfmeister 1967: 15).

Praktisch wurde den gewohnheitsrechtlichen Regeln der Realteilung so entsprochen, dass die Grundstücke in immer schmälere Streifen geteilt wurden. Die so entstandenen schmalen, langgezogenen Grundstücke konnten mit modernen Landwirtschaftsmaschinen nur sehr ineffizient bearbeitet werden.

Meinen Interviewpartnern sind diese strukturellen Probleme sehr wohl bewusst, sie wurden in den einzelnen Gesprächen thematisiert und auch über mögliche Lösungsvorschläge wurde diskutiert.

Um die aus den **Streifenfluren resultierenden Nachteile** zu beheben, wird über **Grundzusammenlegungen** diskutiert:

> *„In anderen Regionen sind Grundzusammenlegungen schon gemacht worden. Bei uns im Ort hat ein jeder Angst, diese Variation durchzuchecken. Erst einmal politisch, weil der erste ist der Bürgermeister, der die Initiative dafür ergreifen müsste. Aber dann wird man sagen, die großen, die Bauern kriegen ihren Grund noch dazu. Und zweitens, unser Grund ist viel zu schmal. Wir haben Acker mit 5 oder 7 Meter [Breite]. Früher, wie die Vermesser hier waren, meinte jeder, das gehört mir und das gehört dir. Ob das wirklich stimmte oder nicht, das hat niemand gefragt. Das war so ausgemacht. Und nach 20 Jahren kamen andere Besitzer, z.B. wenn Eltern starben und der Sohn nicht mehr wusste, welcher Acker und welcher Wald zu seinem Grundbesitz zählt.“ (Interview 12).*

Jüngere Landwirte bemühen sich, **EU-Richtlinien entsprechend wettbewerbsfähige, agrarische Produktionsformen** zu initiieren. Herr P. beispielsweise orientiert sich an Betrieben im Ausland und vergleicht deren wirtschaftliche Rahmenbedingungen mit den burgenländischen Voraussetzungen:

> *„Ich versuche regelmäßig, in Kontakt mit europäischen Bauern zu kommen. Wenn ich beobachte, wie Franzosen, Belgier, Holländer und die Deutschen arbeiten, dann denke ich mir, die können auch nicht mehr wie wir, sie hatten nur andere Startbedingungen. Sie arbeiten auch schon sehr viel länger auf dem freien Markt. Dann denke ich mir, warum sollten wir das*

nicht auch schaffen. Weil im Prinzip haben wir die gleichen Rahmenbedingungen. Wir haben sogar in manchen Bereichen bessere Produktionsbedingungen. [...] Letztes Jahr war ich mit 17 Leuten in Norddeutschland. Natürlich ist das auch ein anderes Extrem. Einige waren erschlagen, als sie die Dimensionen sahen. Aber einige zeigten sich auch sehr motiviert. Da gab es eine Initialzündung. Heuer und im letzten Jahr sind um die 14 bis 15 neue Ställe gebaut worden. Und darum denke ich mir, muss da schon was passieren." (Interview 17)

Auch über **Gründungen von Kooperationen** wird gesprochen. Die Nachteile der geringen Betriebsgrößen könnten minimiert werden und mit einer **Teilung von Kosten, Arbeit und Risiken** einhergehen:

„[...] dass sich ein paar zusammenschließen, dass sie einen großen Stall bauen, gemeinsam bewirtschaften und dann könnte bald einer sagen: »Ja ich kann mir ein paar Tage Urlaub leisten«, das wäre eine Möglichkeit [...]" (Interview 13)

Die **Verwirklichung dieser Pläne** gestaltet sich äußerst schwierig, da Herr P. in der Realisierung Probleme durch die österreichische Gesetzgebung erwartet. Er befasst sich bereits seit längerer Zeit mit diesem Thema und erklärt im folgendem genauer:

„Letztes Jahr habe ich einen Spezialberater aus Westfalen angefordert, um in Richtung Kooperation zu gehen. Es wurde aber nichts daraus. Ich hatte mir das so vorgestellt: Wenn in meinem Stall nicht 100 Stück Vieh sind, sondern 200, und das von zwei oder von drei Landwirten zusammen, dann hätte man z.B. jedes zweite Wochenende frei. Man könnte mal auf Urlaub fahren, oder sich bei Krankheit ersetzen. Es ist an der österreichischen Gesetzgebung, glaube ich, gescheitert. Bei der Gemeinschaft [Gesellschaft, Anm. d. Autorin] bürgerlichen Rechts, haftet man auf Verdeih und Verderb gegenseitig. Eine GmbH, eine Kapitalgesellschaft, wäre der einzig gehbare Weg. Nur da ist man sofort aus der Landwirtschaft draußen und sofort im Gewerbe. Und das ist das Problem. Weil mit dem Gewerbe ist man von der Pauschalierung weg, man kommt in andere Steuersätze und dann rechnet sich das alles nicht mehr. In Deutschland wurde ein juristisches Zwischending kreiert. Das nennt sich GbR. Das ist eine Gemeinschaft bürgerlichen Rechts, abgestimmt auf Landwirtschaft. Und das funktioniert bei ihnen sehr gut." (Interview 17)

Mit dieser Aussage wird klar, dass nicht allein die österreichische Gesetzgebung als hinderlich empfunden wird. Risikofaktoren wie die gegenseitige Haftung und die Höhe der Besteuerung gewerblich geführter Betriebe stellen Hemmschwellen dar.

Ein anderes Problem ist die Weitergabe des Hofes an die Kinder und deren Bereitschaft, diesen auch weiter zu bewirtschaften:

> *„Die Kinder wollen nicht mehr. Der Grund ist da. Der Grund kann ja nicht verschwinden. Es wird sehr viel Grund brach liegen gelassen, der nicht bearbeitet und statt dessen als Mischwald oder als Christbaumzucht angepflanzt wird. Man glaubt, dass der Wald auch von selber wächst und nicht viel Zeit abverlangt. Aber die Landschaftspflege, das ist doch wichtig, nicht?“ (Interview 13)*

Nach diesen kurzen Einblicken in die allgemeine Situation der burgenländischen Landwirtschaft, möchte ich auf einen speziellen Bereich eingehen, nämlich auf die

VIEHWIRTSCHAFT

Es werden hier grundsätzlich drei Betriebsformen unterschieden: Zucht-, Mast- und Milchhaltungsbetriebe.
In **Zuchtbetrieben** werden Kälber in möglichst großer Zahl aufgezogen und dann als Einstelltiere, belegte Kalbinnen oder Jungkühe verkauft. In **Mastbetrieben** werden Einstelltiere gekauft, sie werden gemästet und zur Schlachtung wieder verkauft. Zucht und Mast sind in vielen Betrieben vereint.

> *„Die männlichen Kalberln kommen mit sechs bis sieben Wochen zur Versteigerung nach Oberwart zum Fleckviehzuchtverband. Von unserem Betrieb werden sie zu einem großen Prozentsatz von steirischen und Kärntner Züchtern gekauft. Diese ziehen sie groß und bringen sie dann wieder zu einer Versteigerung.“ (Interview 13)*

In manchen Betrieben werden die Tiere über den Sommer „geleast“ (sie sind nicht im Besitz des Landwirtes), und das landwirtschaftliche Einkommen wird aus einem vereinbarten Entgelt für die Mästung der Rinder bezogen.

Die Rindermast ist für viele landwirtschaftlichen Betriebe eine bedeutende Einnahmequelle. Die Aufgabe der Mastbetriebe besteht dabei in der Auffütterung. Das Jungvieh wird im Frühjahr vom Viehhändler oder Schlachthof an die Landwirte geliefert, die Tiere werden während des Jahres gemästet und am Jahresende wieder verkauft.

„Derjenige, der Züchter ist, kauft nicht mehr dazu, der züchtet selber. Es gibt noch manche Bauern, die sich von den großen Viehhändlern oder von großen Schlachthöfen beliefern lassen. Der große Schlachthof sagt, ich stell dir 20 Jungstiere ein, und wenn sie gemästet sind, dann hole ich sie wieder ab. Praktisch, was der Landwirt »auffüttert«, bekommt er ausbezahlt. Die Tiere, die er einstellt, bleiben im Besitz vom Händler oder dem Schlachthof. Die Tiere haben gewisse Preise. Das geht halt immer nach Angebot und Nachfrage.“ (Interview 13)

Milchhaltungsbetriebe sind vorwiegend milchwirtschaftlich ausgerichtet, daneben werden so viele Kälber gezüchtet, wie zur Erhaltung und Erneuerung des Milchkuhbestandes notwendig sind.

Diese Betriebsformen kommen regional mit unterschiedlicher Häufigkeit vor. Im Mittel- und Südburgenland herrschte bis Mitte der sechziger Jahre die Zucht vor, während im Nordburgenland, wo zunächst mehr Milchwirtschaft betrieben wurde, sich die Rindermast durchsetzte (vgl. Steiger 1996: 257). Im Untersuchungsgebiet, dem südlichen Burgenland, wird vom reinen Mastbetrieb Abstand genommen. Die Betriebsformen sind vielmehr eine Kombination von Milchwirtschaft als dominanter Wirtschaftsform und der Aufzucht von Rindern.

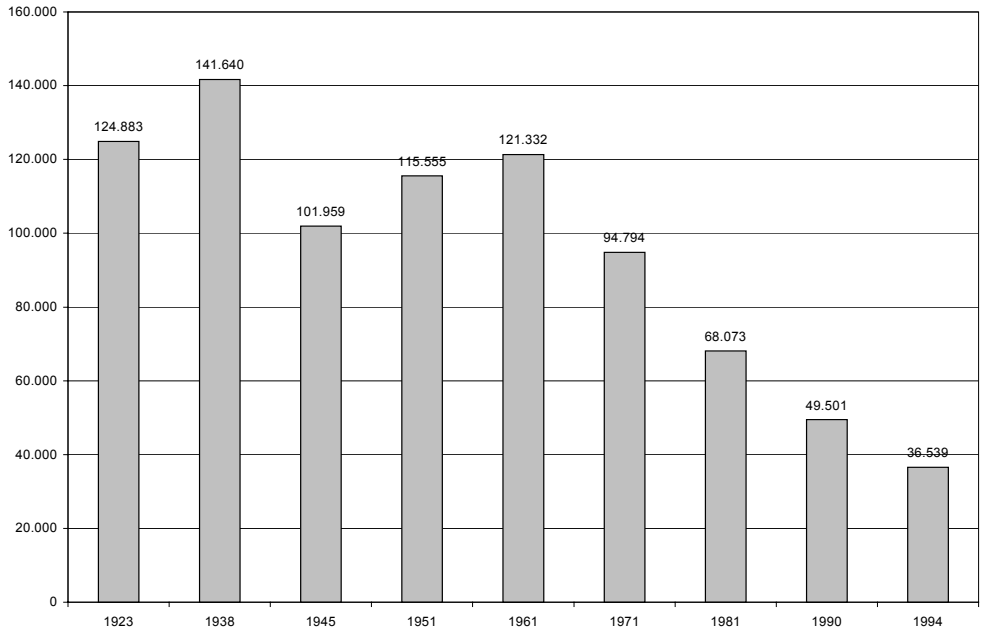
„Mast- und Fleischproduktion ist heute nicht mehr produktiv. Reine Mastställe werden fast überhaupt nicht mehr gebaut. Im Rinderbereich passiert sehr wenig. Die Milchviehställe sind zum Teil soweit kombiniert, dass die Aufzucht dabei ist. Es gibt Betriebe, die machen die Kalbinnenaufzucht mit, und andere, die mästen die Stiere selber, die anfallen.“ (Interview 17)

ZUM RINDERBESTAND

Die zahlenmäßige Entwicklung der Viehwirtschaft der letzten 75 Jahre im Burgenland zeigt eine anhaltende Vermehrung der Rinderbestände von 1923 bis 1939, einen Rückgang bis 1944, rund 30 % Verluste im Jahr 1945, einen allmählichen Aufschwung in der Nachkriegszeit bis 1961 und seither ein sukzessives Sinken der Bestände (vgl. Steiger 1996: 257).

Die folgende Tabelle soll die Entwicklung des Rinderbestandes im Burgenland veranschaulichen (vgl. ebd.: 257):

Stk. Vieh



1921 war der Tierbestand im Burgenland – im Vergleich zur Jahrhundertwende – als Folge der Auswirkungen des 1. Weltkrieges und aufgrund der minimalen Futter- und Stallverhältnisse im Vergleich zum übrigen Österreich unterdurchschnittlich. In der Zwischenkriegszeit lässt sich eine deutliche Zunahme feststellen.
Durch den 2. Weltkrieg, insbesondere durch die Kampfhandlungen im Burgenland selbst, wurden die Viehbestände erneut mengen- und qualitätsmäßig stark dezimiert.

Die durchschnittliche Reduktion des Rinderbestandes im Burgenland während des 2. Weltkrieges wurde mit 33 % angegeben, die regionalen Auswirkungen aber waren sehr unterschiedlich. Sie betrugen im Bezirk Neusiedl 70 %, im Bezirk Oberwart lagen sie nur bei 17,3 % (vgl. ebd.: 263).

1961 erreichte der Viehbestand die Höchstmarke nach dem 2. Weltkrieg; danach ist ein kontinuierlicher und rapider Rückgang festzustellen. Die Auswirkungen des Strukturwandels, damit sind technologische und wirtschaftliche Veränderungen in der Landwirtschaft gemeint, waren prägender, als die Folgen der beiden Weltkriege.

Rinderhaltung und -fütterung

Viehhaltung und -fütterung erfuhren im Laufe des 20. Jahrhunderts ständige Verbesserungen. Noch um die Jahrhundertwende erfolgte die Fütterung in den Wintermonaten fast

ausschließlich mit Heu, Gersten- und Weizenstroh, bis im Frühjahr wieder frisches Grünfutter zur Verfügung stand. Futterzukauf war kaum jemals notwendig, aber aufgrund der wirtschaftlichen Situation der Landwirte auch selten finanzierbar. Bereits 1934 lagen erste Erfahrungen mit Silagefütterungen[80] vor. In den darauf folgenden Jahren wurden zahlreiche Silos errichtet. Die Landwirte stellten fest, dass die Silagefütterung die einzige Möglichkeit war, der Futterknappheit in trockenen Jahren zu begegnen (vgl. Gaál/Bockhorn 1976: 95).

Heute zählt Silagefütterung zu den bewährten Fütterungsarten, die zunehmend technisiert wird. Herr P. beschreibt, wie hier Technik und Computersysteme ihren Einzug finden werden:

> *„Das Modell des Fütterungssystems, das ich jetzt für meinen Laufstall plane, kommt von Holland und basiert darauf, dass mit einem Blockschneider Siloballen hingestellt werden und die Tiere da runterfressen. Wenn die Tiere nicht mehr dazukommen, wird per Knopfdruck der Futterballen elektrisch hingefahren. Das heißt, im Winter füllt man vielleicht für ein Wochenende Futtervorrat an. Man bewegt eigentlich nur den Futterballen hin, und die Tiere können rund um die Uhr Silage fressen. Kraftfutter bekommen sie über einen Transporter, der ist computergesteuert. Die Heuhaufen sind im Freien." (Interview 17)*

Rinderzucht[81]

Vor 1921 wirkten die Vorgaben des ungarischen Landwirtschaftsministeriums sowohl auf die Rinderrasse wie auch auf die Rinderzucht. Nach 1921 und der Gründung des Burgenländischen Fleckviehzuchtverbandes 1925 verlagerten sich die Zielsetzungen, und das Fleckvieh wurde zur zahlenmäßig bedeutendsten Rinderrasse.

1928 wurde vom burgenländischen Fleckviehzuchtverband folgender Idealtyp als Zuchtziel festgelegt: „Ein mittelschweres, mehr gedrungenes Rind mit einem Gewicht von ca. 600 kg, von rotgescheckter, aber nicht brauner Farbe."

Ziel des Fleckviehzuchtverbandes war es, ein Rind mit kombinierter Leistung heran zu züchten. Der geforderte starke Knochenbau war notwendig, da die Arbeitskraft der Tiere ein unverzichtbarer Bestandteil der gesamten bäuerlichen Wirtschaft war.

---

[80] Zu Silagevariationen zählen Siloballen, Hochsilo und Fahrsilo.

[81] Die folgende Passage ist eine Zusammenfassung von: Klanacsky Ing., Josef: In: 50 Jahre burgenländischer Fleckviehzuchtverband. Eisenstadt 1975. S. 13ff.

70% der Kühe wurden vor dem 2. Weltkrieg zur Arbeit benötigt, 1946 weist die Statistik 78,9% Arbeitskühe auf. Aus Mangel an Zugtieren wurden Ochsen und Milchkühe zu verschiedensten landwirtschaftlichen Tätigkeiten als Zugtiere verwendet. Sie wurden vor Fuhrwerke, Pflüge, etc. gespannt.

Durch die Verluste und Schäden des 2. Weltkrieges war der Bedarf an Arbeitskühen wieder gewachsen.

> *„Nach dem Krieg waren Pferde Mangelware, da wurde dann eine Kuh dazugespannt. Oder es waren sogar reine Kuhfuhrwerke." (Interview 13)*

Mit der beginnenden Technisierung der Landwirtschaft verlor das Rind als Arbeitstier seine Bedeutung, was auch auf die Zuchtziele eine Auswirkung hatte. Durch den Wandel der Marktanforderungen hat sich der Burgenländische Fleckviehzuchtverband im Laufe der sechziger Jahre neu orientieren müssen. Ziel war es ein „langlebiges, anpassungsfähiges, frühreifes, mittelschweres Rind mit guter Futterverwertung und zweckmäßigem Körperbau" zu züchten „mit hoher Milchleistungsbereitschaft bei sehr guter Fleischleistung".

Der Tierbestand stieg kontinuierlich, sodass in den 50er Jahren das Vieh im Inland nicht mehr abgesetzt werden konnte und neue Abnehmer gefunden werden mussten. Italien wurde zum wichtigsten Abnehmerland[82] . Zuchtviehlieferungen gingen aber auch an das damalige Jugoslawien, Spanien, Ungarn, Rumänien, Griechenland, Deutschland, Polen, Tschechien, Russland und eine kleine Zahl an Mosambik und Angola.

[82] um den Absatz zu fördern, beteiligte sich der Fleckviehzuchtverband 1964 erstmals an der Messe in Verona

Abb. 13: „Sehr gute Kalbinnen bei der Messe in Verona“

RINDERHANDEL

Im zweiten Teil meines Artikel gehe ich nun auf den Rinderhandel ein, der bereits in der Vergangenheit exportorientiert und international war.
In Ungarn entstand im 15. Jahrhundert eine bedeutende Rinderzucht, die im 16. Jahrhundert zu einem Hauptfaktor des ungarischen Außenhandels wurde. Schon damals trieben die ungarischen Viehtreiber und -händler ihre Tiere nach Venedig und in die Lombardei, nach Mähren und nach Deutschland (vgl. Schubert 1988: 52).

> “The export of beef-cattle has an especially rich history. There are a great many sources from the 14th century up to the 17th century telling about the development of beef-cattle exports. It had three main directions: 1. Italy, 2. Vienna and the South-German towns and 3. Bohemia

and Moravia as well as Silesia. The Hungarian cattle-dealers and drivers were driving big, fattened oxen to the markets of Regensburg, Augsburg and Nürnberg in herds just like those of Venice or Breslau in size. The scale of the trade is indicated by the fact that over one hundred thousand cattle a year were driven through the custom stations in the west." (vgl. Paládie-Kovács: 188)

EUROPAWEITE HANDELSWEGE – EIN HISTORISCHER EXKURS

Die folgende Skizze zeigt Routen, Märkte und Wechselplätze des Viehhandels im 16. Jahrhundert in einem Raum, der sich heute über Staatsgebiete von Österreich, Teile Deutschlands, Ungarns, Sloweniens und Italiens erstreckt.

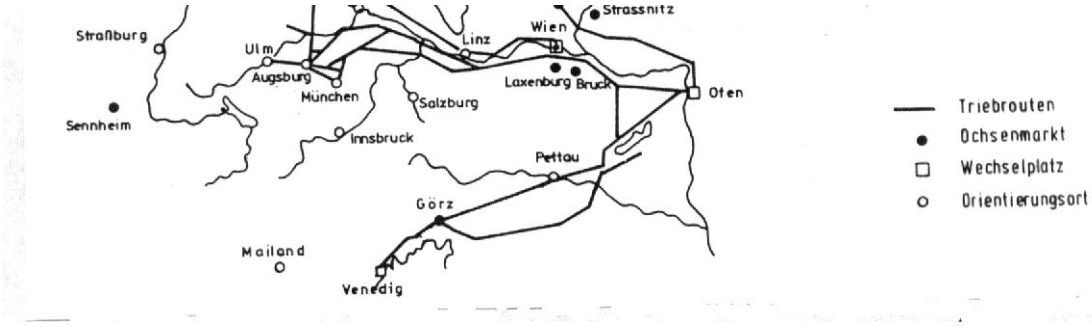


Abb. 14: Routen, Märkte und Wechselplätze

Auch in Westungarn, im heutigen Burgenland, war die Großviehzucht (Rinder und Pferde) von großer Bedeutung, so entwickelte sich der Viehhandel bereits im 17. Jahrhundert (vgl. Hoffmann 1988: 166).

Historisch belegt ist, dass die Landesfürsten an einem überregionalen Viehhandel interessiert waren und diesen auch politisch zu fördern versuchten. Während der Türkenkriege wurden die Grundherrschaften schwer verwüstet und nach dem Sieg über die Türken 1664 bei Mogersdorf und 1683 bei Wien gingen die Landesfürsten neue Wege, um ihre Produkte vermarkten zu können (vgl. Latzer 1992). Die Fürstenfamilie Batthyány siedelte im 17. Jahrhundert gezielt Juden in Güssing an, um deren gute Handelsverbindungen nach Venedig zu nutzen und in weiterer Folge, um u.a. den Rinderhandel zu beleben. Einblick gewährt eine Urkunde des Juden Hirschl von 1765, der das Recht zum Handel mit „Salz,

Heringen, Kerzen, Baumöl (= Olivenöl) und Tabak und das Recht zur Weinausschank und zum Viehhandel“ erhielt (vgl. ebd.).
Die Güssinger Juden, in der Mehrzahl Händler und Handwerker, hatten auch Mautstellen in Pacht.

Das heutige Ostösterreich war aufgrund seiner Lage in Zentraleuropa auch in der Vergangenheit Schnitt- und Knotenpunkt von Handelswegen und -beziehungen von Ost nach West und von Süd nach Nord.

Beim Gütertransport vor dem Zeitalter der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen, der über die „Ochsenstraßen“ erfolgte, war es aus Kostengründen wichtig, dass sich Gegenfuhren ergaben. Seit dem Mittelalter war es üblich, dass zwischen Böhmen und den Donauländern einerseits Salz und Eisen, andererseits Lebensmittel und Bier befördert wurden (vgl. Csoma 1988: 184).
Diese zum Teil bereits lange zurückliegenden Handelsverbindungen sind in der lokalen Bevölkerung durchaus noch präsent:

> *„Ungarn war in der Landwirtschaft weit voraus. Dort wurde eingekauft. Zum Beispiel holte man von der Steiermark Holz und Salz und solche Sachen. Es wurde immer geschaut, dass sich auch ein Gegenfuhrwerk ergab.“ (Interview 16)*

Der auf den sog. „Ochsenstraßen“ abgewickelte Viehtrieb konnte Jahrhunderte hindurch aufrechterhalten werden.
Österreich bezog aus dem Osten und Süden wesentlich größere Mengen an Schlachtvieh, als es in westliche und nördliche Richtung exportierte. Rinder wurden hauptsächlich aus Russland und Südosteuropa eingeführt, noch größere Mengen an Schweinen wurden fast ausschließlich aus den Donauländern, insbesondere aus Serbien importiert.

Ungarische Ochsen bildeten traditionell die Grundlage der Wiener Fleischversorgung. Zum Beispiel wurden im Jahr 1748 61.200 Ochsen über die ungarische Grenze nach Österreich gebracht. 1782 waren es etwa 80.000 Stück und zwischen 1816 und 1827 kamen jährlich etwa 104.000 Stück Hornvieh von Ungarn nach Österreich (vgl. Hoffmann 1978: 255).

Die Handelsrouten gingen einerseits nach Niederösterreich, Wien und andererseits in die Steiermark, nach Kärnten bis Oberitalien. Italien, vor allem Venedig, war schon ab dem 14. Jahrhundert auf ungarisches Schlachtvieh angewiesen. Die Hauptsaison für den Export

ungarischer Rinder nach Venedig war der Herbst. In den Monaten September bis Dezember wurden durchschnittlich 50 bis 65 % der jährlichen Schlachtviehmenge Ungarns durch Innerösterreich getrieben. Es handelte sich hierbei jedenfalls um das auf den Sommerweiden gemästete Vieh (vgl. Pickl 1979: 39).

RINDERHANDEL IM SÜDBURGENLAND DES 20. JAHRHUNDERTS

Kauf und Verkauf von Rindern auf lokaler Ebene erfolgten in den vergangenen 70 Jahren durch meist nebenberufliche Viehhändler. Die berufsspezifischen Kenntnisse und Kontakte wurden dabei oft vom Vater an den Sohn weitergegeben und blieben somit in der Familie. Herr G. erzählt:

> *„Eine spezielle Viehhändlerausbildung gibt es bis jetzt keine. Das war Tradition, die von der Familie weitergegeben wurde. Aber einen Handelsschein musste man haben. Wenn man drei Jahre daheim beim Vater angemeldet war, war das o.k. Sonst hat man nichts benötigt. Die Viehhändler und seine Gehilfen sind mit den Tieren mitgegangen. Man war nirgends angemeldet. Nichts. Man ist 8 Tage mitgegangen und hat 200 Schilling bekommen, das nur als Beispiel. Und das hat vollkommen genügt. Man hatte Essen und mit dem war man sehr zufrieden." (Interview 12)*

Dieser Beruf war früher weit mehr verbreitet. Nach dem 2. Weltkrieg waren in Stinatz 20 bis 30 Viehhändler tätig. Heute sind es nur noch sechs.[83]

Bevorzugte Orte des Handels waren bis in die 70er Jahre regionale Wochenmärkte und Viehversteigerungen. Für das gesamte Südburgenland erfüllt der Markt in Oberwart diese Funktion.

In Oberwart wurden Wein, Weizen, Pferde, Rinder und Schweine aus dem Osten und Bauholz, Obst, Industrieprodukte, Rohstoffe und Salz aus der Steiermark und dem südlichen Niederösterreich gehandelt. Der Viehmarkt in Oberwart förderte die Beziehungen zwischen den verschiedenen Regionen. Die Rindermärkte von Oberwart waren besonders bekannt. Händler aus der Steiermark und Niederösterreich fuhren nach Oberwart, um Tiere aufzukaufen und sie dann nach Westen oder Norden zu treiben. Vor allem Kroaten aus Stinatz und Ungarn aus Unterwart waren ebenfalls auf den Viehhandel spezialisiert (vgl. Csoma 1988: 184f.)

---

[83] Vgl. Interview 12.

Mein Interviewpartner Herr G. erzählt, wie die Tiere zum Viehmarkt getrieben wurden:

> *„Bis zum 45er/50er Jahr, wie die Infrastruktur noch nicht so ausgebaut war wie heute, ist bis zu 90 % alles zu Fuß getrieben worden. Immer stufenweise, am ersten Tag bis zu 20 – 30 km. Am zweiten Tag wieder. Und das war so, dass damals Zeit keine Rolle spielte. Damals war Geld von Bedeutung, Zeit war Nebensache.“ (Interview 12)*

Die folgende Skizze zeigt das weitreichende Einzugs- und Handelsgebiet des Oberwarter Viehmarktes im Vergleich zu den anderen Märkten der Umgebung:

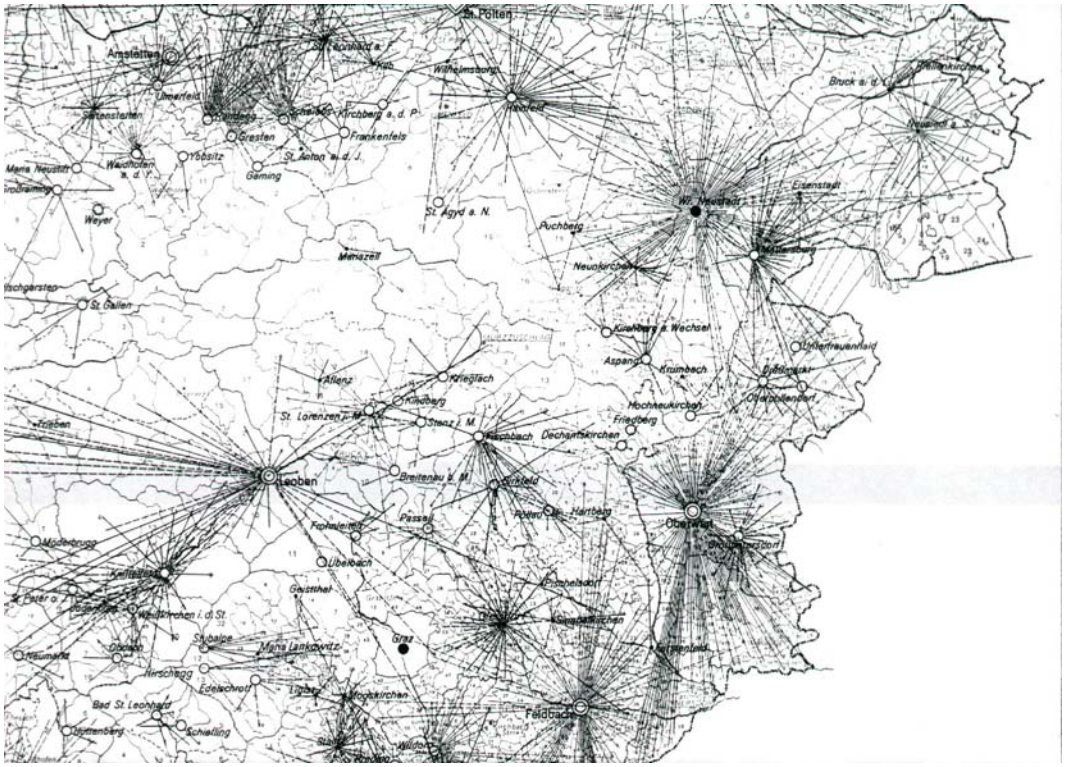


Abb. 15: Viehmärkte

Am Oberwarter Marktplatz gab es um die Jahrhundertwende einfache Marktgebäude. Es existierte zum Beispiel kein Gebäude für den Schweineauftrieb, dieses wurde erst nach dem ersten Weltkrieg gebaut. Auch die Pferdeställe und Futterspeicher um den Platz herum fehlten. Die alten Markthallen in Oberwart haben den Anforderungen nach den beiden Weltkriegen keineswegs mehr entsprochen und es musste ein völlig neues Konzept entworfen werden. 1952 erfolgte der Beschluss zur Errichtung einer Versteigerungshalle, die noch im selben Jahr fertiggestellt wurde. In den darauffolgenden Jahren wurden Einstellstallungen für 310 Großtiere gebaut (vgl. Klanacsky 1975: 13ff.).

„Die Versteigerungshalle in Oberwart wurde kurz nach dem Krieg errichtet. Es war schon sehr abenteuerlich am Anfang. Die Tiere sind mit einem alten LKW nach Oberwart transportiert worden. Dort wurden sie am Vortag klassifiziert. Für die Nacht sind sie dann auf verschiedene Stallungen in der Gegend verteilt worden, die Bauern schliefen im Heukorb, und am nächsten Tag war die Versteigerung. Oft kamen Bauern von Italien und haben Tiere ersteigert, die wurden zu Fuß zum Oberwarter Bahnhof getrieben und dort verladen, [...] ja, so hat das eigentlich angefangen." (Interview 16)

Die schon am Tag vor dem Markt aufgetriebenen Tiere wurden in eigenen oder gemieteten Ställen untergebracht. Wegen des großen Stallbedarfs in Marktzeiten wurden sogar die Ställe des Gemeindehauses und der Kirchen vermietet. Im Mietpreis war die Versorgung der Tiere (Futter und Wasser) mit eingeschlossen (vgl. Csoma 1988: 184ff.).

Kauf und Verkauf[84] gingen nach bestimmten „Marktgesetzen" vor sich: Zwischenhändler, sogenannte „Rinderkupec" und „Pferdezensoren", die über den Tierbestand und die laufenden Preise sehr gut informiert waren, vermittelten zwischen Käufern und Verkäufern.
Je nach Qualität der angebotenen Tiere wurden die Preise innerhalb einer bestimmten Bandbreite ausverhandelt. Das Verhandeln zog sich oft in die Länge und währenddessen schlug man sich immer wieder in die Hände. Diese Handschläge vor der Abmachung wurden „Prakkulás" genannt. Je nach der Tierart, um die gehandelt wurde, nannte man die Zwischenhändler „Kuhpracker" oder „Schweinepracker".
Nachdem sich Käufer und Verkäufer auf den Preis geeinigt hatten, gaben sie sich die Hand, und der Käufer zahlte entweder den ganzen Preis sofort oder gab, wenn er auf dem Markt noch weiterhandeln wollte, eine Anzahlung. Diese machte ein Zehntel oder ein Fünftel des Verkaufspreises aus, erreichte aber nie ein Viertel des Preises. Wenn der Käufer das Tier, für das er eine Anzahlung geleistet hatte, letzten Endes nicht kaufte, musste er als Ersatz das Doppelte der Anzahlung erstatten. Nach dem erfolgreichen Kauf bzw. Verkauf wurde der Kauftrunk getrunken, den die Steirer „Leichkauf" nannten. Dieser bestand im allgemeinen aus 1 bis 2 Litern Wein, den die Verhandlungspartner kaufen mussten. Diese Gewohnheit wurde für so wichtig gehalten, dass manche Besitzer ohne den Kauftrunk nichts verkauften.
Die offizielle Bescheinigung für das erstandene Tier war der sogenannte „Rinderbrief" oder „Pass". Dieses Dokument stellte der Gemeindeschreiber des Ortes im „Überschreibungshaus" aus.

[84] Die nachfolgende Beschreibung des Marktgeschehens ist eine Zusammenfassung von Csoma 1988: 184-187.

Viehhändlern wird auch heute noch – wie in der Figur des „Rosstäuschers“ – eine gewisse Schläue, wenn nicht betrügerische Absicht in der Manipulation des Werts der Tiere, mit denen sie handeln, unterstellt. Auch meine Interviewpartner wussten von solchen Tricks zu berichten. So wurde in der Vergangenheit beispielsweise versucht, kurzfristig das Gewicht der Tiere zu erhöhen:

> *„Alle möglichen Tricks gab es da. Wenn das Tier in der Früh ankam, war es noch extrem aufgefüttert. So ein Tier frisst ja an die 40 kg, wenn es richtig gefüttert wurde. Dann wog auch das Viech bis zu 40 kg mehr. Die Händler haben gegen dieses Vorgehen natürlich Einspruch erhoben und schlugen vor, das Tier nach der Verhandlung noch einmal zu wiegen. Nachdem die Tiere zwei Tage dort waren, bekam die Kuh am ersten Tag nichts zu Fressen und am darauf folgenden Morgen auch nicht. Kurz vor der Versteigerung war sie dann durstig und hungrig und hatte daher am ersten Tag mehr Gewicht wie am letzten!“ (Interview 17)*

Heutzutage gibt es kaum noch Möglichkeiten, solche „Tricks“ anzuwenden, um bei Versteigerungen höhere Preise als die dem tatsächlichen Wert der Tiere entsprechenden zu erlangen. Bestimmte Kontrollmaßnahmen wurden eingeführt, um diesen „Tricks“ entgegenzuwirken: Alle Stiere, die für die Versteigerung bestimmt sind, werden im Alter von einem Jahr in Anwesenheit eines Kontrollassistenten gewogen, und bei der Körung (Bewertung der Tiere vor der Versteigerung/Verkauf) wird neuerlich das Lebendgewicht festgestellt. Das Abwiegen bei Vollendung des ersten Lebensjahres hat den Sinn zu erreichen, dass die Tiere schon ab diesem Zeitpunkt kontrolliert gefüttert werden und nicht erst 2 bis 3 Monate vor dem Körtermin mit der Mast eingesetzt wird. Die Folgen unrichtiger Jungstieraufzucht zeigen sich generell in Reklamationen wegen Sprunguntauglichkeit, Blähungen, fettiger Leberdegenerationen usw. Diese Mängel können durch eine kontrollierte Aufzucht und Mast verhindert werden (vgl. Hofbauer 1975: 23f.).

SCHLUSSWORT

Die Probleme der Landwirtschaft in ganz Österreich sind verschieden, und es kann ihnen daher nicht mit Paradelösungen begegnet werden. Diverse Strukturbedingungen, unterschiedlichste historische Entwicklungen und regionale Ausformungen prägen die Regionen und erfordern aufgrund ihrer Divergenz individuell, innovativ, wie auch kreativ geführte Betriebe. Im Südburgenland sind verschiedene Tendenzen zu bemerken. Neben Stagnation und Expansion, Beharren auf traditionellen Werten und Propagieren neuer Modelle finden Landwirte auch neue Nischen, die ihnen eine Zukunft ermöglichten.

BIBLIOGRAPHIE

BERGER, A./LANG, A.
1995 Landwirtschaft im Burgenland. Klosterneuburg.

CSOMA, Zsigomond
1988 Märkte in Oberwart: ihre Bedeutung für den Warenaustausch und Warentransport. In: Lukács, 184f.

DORFMEISTER, Josef
1967 Die Bundesländer Österreichs. Burgenland. Wien.

GAÁL, Károly/BOCKHORN, Olaf
1976 Tadten. Eisenstadt.

HOFBAUER, Erwin
1975 Fördermaßnahmen in der Rinderzucht. In: 50 Jahre burgenländischer Fleckviehzuchtverband. Eisenstadt, 23f.

HOFFMANN, Alfred
1978 Österreich-Ungarn als Agrarstaat. Wien.

HOFFMANN, Tamás
1988 Die Marktflecken in Ungarn – ein kulturelles Phänomen. In: Lukács, 165f.

JANDRISITS, Wolfgang
1995 Die burgenländische Landwirtschaft und der EU-Binnenmarkt. In: Berger/Lang, 63.

KLANACSKY Ing., Josef
1975 In: 50 Jahre burgenländischer Fleckviehzuchtverband. Eisenstadt, 13ff.

LATZER, Ingrid
1992 Die jüdische Gemeinde zu Güssing. Güssing: Unveröffentlichtes Manuskript zu einem Vortrag.

LUKÁCS, László
1988 Märkte und Warenaustausch im pannonischen Raum. Székesfehérvár.

PALÁDIE-KOVÁCS, Attila
1988 The ethnography of the markets and the exchange of goods in central transdanubia. In: Lukács, 188.

PICKL, Othmar
1979 Der Viehhandel von Ungarn nach Oberitalien vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. In: Westermann, 39.

SCHUBERT, Gabriella
1988 Ungarische Einflüsse im Handelswesen der Nachbarvölker. In: Lukács, 52.

STEIGER, Denise
1996 Burgenland. Eisenstadt.

WESTERMANN, Ekkehard
1979 Internationaler Ochsenhandel (1350-1750). Stuttgart.

WUTSCHITZ, Christian
1995 Entwicklung und Bedeutung der Landwirtschaft im Burgenland. In: Berger/Lang, Landwirtschaft im Burgenland. Klosterneuburg.

„WAS I WOASS, BITTE, JEDER HAT ANDERST G'OABAT. OANA SO, OANA SO."[85]

GETREIDEERNTE UND ERNTEGERÄTE IN DER GEMEINDE BURGAUBERG–NEUDAUBERG UND UMGEBUNG / BEZIRK GÜSSING

Stefan Bauer und Markus Hirnsperger

Bei der Auseinandersetzung mit Gegenständen besteht die Tendenz, Form, Verarbeitung, Kategorisierungen oder einfache Verwendungsschemata – unter Bedingung „xy" nahm man Gerät „z" – in den Vordergrund zu rücken. Das klingt plausibel und wirkt wissenschaftlich, sofern man in hinreichender Weise jene zitiert, welche die diversen Typisierungen vornahmen, und sich natürlich in der korrekten Zuordnung nicht irrt. Wir nahmen uns aber vor, mittels alter Geräte etwas über die Menschen zu erfahren, die sie benutzten, und noch vorhandenes Wissen festzuhalten.

Diese objektzentrierte Erhebung bedeutete, dass wir Geräte aus der Sammlung Salmhofer unseren InterviewpartnerInnen vorlegten und mit ihnen deren Handhabung, Funktionsweise und Verwendung besprachen[86].
Die arbeitstechnischen Methoden und deren unterschiedliche Anwendungen wurden uns dabei erklärt. Die Interviewten beschrieben, oft in zunehmend narrativer Form, den Ernteablauf.[87] Durch diese Art der Befragung war es uns möglich, Verbindungen zwischen den Gegenständen und den Menschen, die sie verwendet haben herzustellen, sie zu kontextualisieren. Die Befragten kommen in der Folge durch Zitate selbst zu Wort und beschreiben Sachverhalte somit aus ihrer Sicht. Alle InformantInnen kommen aus der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg und den umliegenden Gemeinden und besitzen selbst eine Landwirtschaft oder arbeiteten längere Zeit in landwirtschaftlichen Betrieben.[88]

---

[85] „Meines Wissens arbeitete jeder anders. Einer so, der andere so." (Interview 7: 6)

[86] Wir möchten uns an dieser Stelle bei unserer Kollegin Gisela Fürtauer, die an den Erhebungen vor Ort beteiligt war, bedanken.

[87] Bei den meist mehrstündigen Interviews waren zwei InterviewerInnen sowie eine oder mehrere Interviewte anwesend. Die objektzentrierten qualitativen Interviews hatten die Befragung mittels eines ausgearbeiteten Leitfadens zu Erntegeräten und deren Anwendung bei der Getreideernte zum Inhalt. Es wurden 14 Personen (fünf männlich, neun weiblich) im Alter zwischen 55 und 90 Jahren interviewt. Diese Gespräche bilden die Grundlage für die Objektbeschreibung und Objektverwendung.

[88] Vgl. Lamnek: 1993.

Einleitend wollen wir ganz kurz die Entwicklung der Landwirtschaft, und im besonderen des Ackerbaus während der letzten 80 Jahre umreißen, wobei wir regional vom Burgenland ausgehen und uns immer mehr auf das unmittelbare Erhebungsgebiet konzentrieren. Im Hauptteil wird neben der Beschreibung einiger Getreideerntegeräte und des Ernteverlaufs versucht herauszuarbeiten, welche Gründe für die Entscheidung zwischen funktionell ähnlichen Alternativen maßgebend waren. Aus welchen Gründen die einen dem „Pracker“, die anderen dem „Kerndlrechen" den Vorzug gaben, oder ob dies einfach grundlos war, weil „jeder anderst goabat [hat]. Oana so, oana so.“

LANDWIRTSCHAFT IM SÜDBURGENLAND: GEMEINDE BURGAUBERG-NEUDAUBERG

Die landwirtschaftlichen Betriebe im Südburgenland sind, was ihre flächenmäßige Ausstattung betrifft, im gesamtösterreichischen Vergleich relativ klein (Wutschitz 1995: 26). Der Hauptgrund dafür liegt in der seit dem 19. Jahrhundert üblichen Realerbteilung. Dabei wird Grund und Boden auf alle Erben aufgeteilt[89], was zu einer starken Zersplitterung des Landbesitzes und somit zu vielen Klein- und Kleinstbetrieben führt.

Während 1990 die durchschnittliche Betriebsgröße in Österreich 27,2 ha betrug, lag sie im Burgenland bei nur 11,8 ha (Wutschitz 1995: 26). Aufgrund von Betriebsauflösungen stiegen diese Werte bis 1995 im Burgenland auf 13,7 ha, Österreichweit auf 29,2 ha an (ÖSTAT 1995a).
Im Bezirk Güssing lagen 1995 34,5% und in der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg 45% der Betriebe in der Größenordnung zwischen 2 bis unter 5 ha. In die Kategorie von 5 bis unter 10 ha fielen 23% der Landwirtschaften Burgauberg-Neudaubergs. Diese große Zahl an kleinen Landwirtschaften korreliert mit einem sehr hohen Anteil an Nebenerwerbsbetrieben (1990: 91,5%/ 1995: 90%) (Marktgemeinde Burgau / Gemeinde Burgauberg – Neudauberg 1995: 269 und ÖSTAT 1992 sowie 1995a).

Die Industrialisierung der burgenländischen Landwirtschaft und die Angliederung an Österreich (vgl. Jandrisits/Pratscher: 1991 und Ritter: 1992) im Jahre 1921 sowie der damit einhergehende Verlust von urbanen Zentren wie Sopron (Ödenburg) und Szombathely

[89] Die Aufteilung der Erbmasse erfolgt nicht immer zu gleichen Teilen auf alle Erben. Unterschiede gibt es hinsichtlich Geschlecht und Alter der Erben sowie der Art und Weise, wie mit unteilbaren Gütern (Haus, etc.) umgegangen wird; vgl.Pachler 1994.

(Steinamanger) hatte eine Neustrukturierung der Wirtschaft zur Folge (vgl. Tirnitz 1992: 45f.). Die Bevölkerung orientierte sich fortan verstärkt am Arbeitsmarkt anderer Bundesländer (Niederösterreich, Steiermark, Wien), da im ruralen Burgenland wenige Industriebetriebe ansässig waren. Migration vom und zum Arbeitsort (vgl. Schmidt 1995: 237) führten langfristig zu einer Veränderung der Gesellschaftsstruktur des einst landwirtschaftlich dominierten Burgenlandes.

In der Zwischenkriegszeit standen den bäuerlichen Betrieben nur wenige motorisierte Hilfsmittel zur Verfügung. Damals wurde vor allem auf (familiäre) Arbeitskraft sowie auf den Einsatz von Zugtieren gesetzt. Bedeutende technische Veränderungen fanden erst nach dem 2. Weltkrieg, insbesondere nach dem Abzug der sowjetischen Truppen 1955 statt. Motorisierung der Landwirtschaft einerseits und die verstärkte Hinwendung zur Lohnarbeit andererseits waren die Folge. Unsere InformantInnen sehen insbesondere in den 50er und 60er Jahren eine Zäsur. Der technologische Wandel bedeutete vor allem eine Änderung der einzelnen landwirtschaftlichen Arbeitsprozesse von „arbeitskraftintensiven zu (einem) technologieintensiven Arbeitsabläuf(en)“ (Seiser 1995: 5). Aus den Interviews geht beispielsweise hervor, dass zwischen 1950 und 1970 die Sense zuerst durch die Mähmaschine, dann durch den Mähdrescher ersetzt wurde.

Durch die Rationalisierung und den hohen Investitionsaufwand in der Landwirtschaft nahm die Anzahl der bäuerlichen Betriebe ab, die Produktionskapazität der Verbleibenden steigerte sich. Die fortschreitende Technisierung zwang die freiwerdenden Arbeitskräfte einer Beschäftigung außerhalb der Landwirtschaft nachzugehen. Der Großteil der Betriebe wird heute wie früher im Nebenerwerb geführt, allein die Erwerbskombinationen waren einem Wandel unterworfen. Noch in den 50er Jahren benötigten beispielsweise die meisten der dörflichen Handwerker (Schmiede[90], Schuhmacher, etc.) kleine Landwirtschaften zur Aufbesserung ihres Einkommens. Ein bedeutender Zuerwerb für Kleinlandwirtschaften hingegen bestand zur selben Zeit in der saisonalen Arbeitsmigration zu den niederösterreichischen „cash crop“-Produzenten (Zuckerrüben, Getreide). Heute werden Landwirtschaften primär mit verschiedensten Formen von Lohnarbeit, vorwiegend *außerhalb* des Wohnortes, kombiniert. Ein kleiner Teil der Bauern wechselte in den Haupterwerb – der größere Nutzflächen und den Einsatz von Maschinen erforderte –, um ein ökonomisches Bestehen zu sichern.

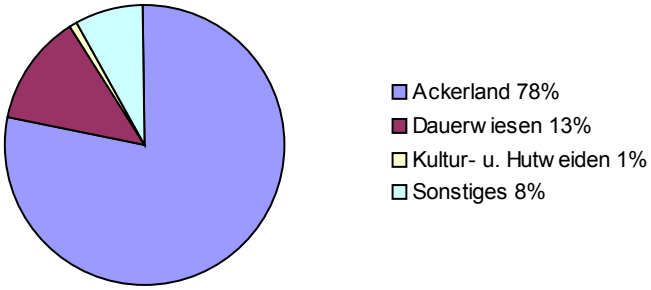
[90] Vgl. Lidauer in diesem Band.

Arbeitsmigration und Pendeln wurden zu Charakteristika des Burgenlandes (vgl. Karner 1991). Auf das gesamte Bundesland bezogen waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts laut einer Studie des österreichischen Institutes für politische Bildung noch mehr als 75% *aller* Berufstätigen in der Land- u. Forstwirtschaft beschäftigt. Insbesondere zwischen 1951 und 1971 ging die Zahl der in der Land- u. Forstwirtschaft Tätigen von 63% auf 26% zurück (Amt der bgld. Landesregierung, Abt. VI o.J.: 242). 1961 lag diese Kennzahl, die gerne als Indikator für „Entwicklung" genommen wird, im Burgenland bei 33%, in Österreich nur noch bei 16% (Wutschitz 1995: 29). Der Anteil der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft ist in der Folge stärker zurückgegangen als im österreichischen Schnitt. 1990 waren im Burgenland 6% der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, in Österreich ca. 5%. Diese Werte zeigen eine kontinuierliche Angleichung des Anteils der in der Landwirtschaft Beschäftigten an die gesamtösterreichische Situation.
Die Quote der Nebenerwerbsbetriebe liegt allerdings mit 72% (1993) weit über dem österreichischen Durchschnitt von 56% (1993) (ebd.: 28). Die Nebenerwerbslandwirtschaften konzentrieren sich auf den Ackerbau; Mischwirtschaften (Viehhaltung und Getreideanbau) sind – wohl aus arbeitsökonomischen Gründen – seltener.

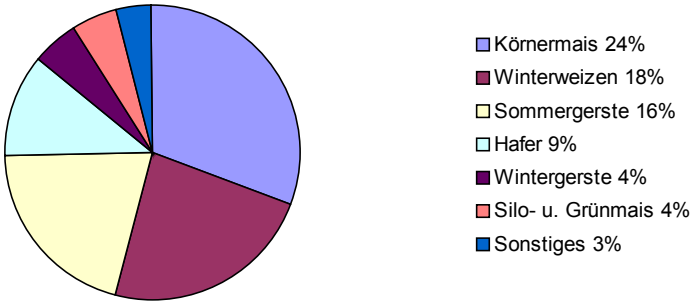
Um den Kontext zu verdeutlichen, in dem die in der Folge von uns beschriebenen Erntegeräte verwendet wurden, erscheint es uns als notwendig, auf die Entwicklung des Ackerbaus während des Zeitraums, auf den sich die Interviews beziehen, genauer einzugehen.
Im südburgenländisch-oststeirischen Grenzraum ist in den letzten fünfzig Jahren eine deutliche Abnahme von Brotgetreide (Roggen, etc.) Kartoffeln und Flachs feststellbar. Futterpflanzen wie Luzerne und Futterrübe wurden durch Futtergetreide (Gerste) und Körnermais (Silofutter) abgelöst. Buchweizen nimmt insgesamt eine Randstellung ein. Die Maisanbaufläche ist im Bezirk Güssing von 8,6% im Jahre 1959 auf über 28% 1990 gestiegen (ÖSTAT 1992).
1990 betrug die Grünlandnutzung im Bezirk Güssing nur mehr ein Drittel des Wertes von 1959. Der Rinderbestand, der auch Einfluß auf die Grünlandbewirtschaftung hat, ist besonders stark zurückgegangen.[91] Insgesamt kam es zu einer drastischen Reduktion von tierhaltenden Betrieben. Die Viehbestände pro Betrieb vergrößerten sich statistisch, liegen aber noch immer unter dem österreichischen Durchschnitt.
Die Ackerflächen nahmen von den 50er Jahren bis zum Ende der 70er Jahre zu. Seit den 80er Jahren bleibt der Wert für die genutzten Ackerflächen weitgehend konstant. In der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg – ebenso wie im Bezirk Güssing – ist der Großteil der

[91] Von 1951 bis 1995 ging der Bestand um 2/3 auf ca. 35.000 Tiere (Burgenland, gesamt) zurück. Vgl. ÖSTAT 1995a sowie den Beitrag von Johanna Ahrer in diesem Band.

Landwirtschaften auf den Ackerbau spezialisiert. 78% der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Bezirk Güssing werden ausschließlich für den Ackerbau genutzt. In der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg liegt dieser Wert geringfügig darunter.
Landnutzung im Bezirk Güssing 1990 (in % der Fläche) (ÖSTAT: 1995a):



Anbau auf dem Ackerland, Bezirk Güssing, 1990 (in %; einschließlich nicht mehr genutzter Flächen) (ÖSTAT: 1995a):



In der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg dominieren Weizen, Gerste, Mais, Sojabohne und Roggen. Hülsenfrüchte und Raps nehmen eine Randstellung ein. Zuckerrüben und Sonnenblumen wurden 1995 nicht mehr angebaut (ÖSTAT 1995b). Die Fläche des Rapsanbaus stieg allerdings von 1990 bis 1995 an, bei allen anderen Nutzpflanzen sank die Anbaufläche.

GETREIDESCHNITTGERÄTE UND IHR GEBRAUCH

Bevor wir uns mit der Getreideernte als solcher beschäftigen, möchten wir die dabei bis in die 60er Jahre und teilweise sogar länger verwendeten Geräte vorstellen. Es handelt sich um

verschiedene Sensen- und Sichelarten, deren Gebrauchsweisen wir in unserer Erhebung genauer herausfinden wollten.

SENSEN

Die Sense ist seit der frühen Neuzeit in Europa belegt (Lühning 1951: 309ff) und kann – je nach Region – als *das* wichtigste Erntegerät bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Das Erntegerät „Sense“ hat unterschiedliche Formen und wird zudem, je nach beabsichtigter Verwendung, mit Zusatzgeräten ausgestattet. Das Anwendungsspektrum reicht vom Grasschnitt bis zur Getreideernte.

In der Gemeinde Burgauberg-Neudauberg kamen im Erhebungszeitraum sowohl Sensen ohne als auch solche mit verschiedenen Umlegevorrichtungen, wie Bogenfächer („Pracker“) (Moser 1978: 18)[92] und Mahdrechen („Kerndlrechen“) (ebd.)[93], zum Einsatz. Die Umlegevorrichtung ist eine Zusatzkonstruktion, die an der Sense angebracht wird. Sie ermöglicht das bündelweise Legen der geschnittenen Halme.

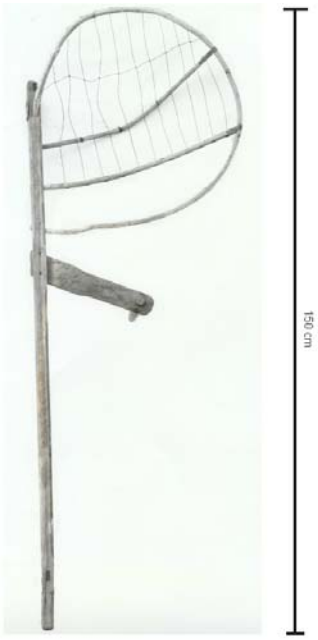


Abb. 16: „Pracker“ (Sensenblatt fehlt)

Abb. 17: „Kerndlrechen“ (Sensenblatt fehlt)

[92] Nach der Terminologie von Moser (1978) handelt es sich bei den im Südburgenland vorkommenden „Prackern“ um Bogenfächer. Vgl. auch der „Pracker“ auf einer Zeichnung von Simon 1981: 293.

[93] Vgl. auch „Fruchtsense“, „Sengstrechen“ bei Simon 1981: 294f.

Die zweite Art des Mähens besteht darin, das Getreide mit dem „Pracker“ an die noch stehende Frucht „zu pracken“[94], also anzulehnen. Diese verschiedenen Mähtechniken erschweren oder erleichtern das Aufheben (Aufklauben) der geschnittenen Halme. Im Erhebungsgebiet sind beide Techniken bekannt und waren früher gleichermaßen in Verwendung.

Die Sense selbst besteht aus dem Sensenblatt und dem Sensenstiel, an dem einer oder zwei Haltegriffe befestigt sind.
Die Sensenblätter waren in verschiedenen Größen über den Kleinhandel erhältlich. Der Sensenstiel sowie die Zusatzgeräte / Umlegevorrichtungen („Pracker“ und „Kerndlrechen“) wurden von ortsansässigen Personen gefertigt.

„PRACKER“

Bei der Sense mit „Pracker“ besteht die Umlegevorrichtung aus einem fast runden oder ovalen Rahmen, der an der Sense, annähernd im rechten Winkel zum Sensenblatt, angebracht ist. Der Rahmen des „Prackers“ wird aus leichtem, biegbaren Holz wie Weide oder Haselnuss (ebd.: 24 und 26) hergestellt. Im Gegensatz dazu waren Sensenstiel und Griffe aus härteren Holzarten wie Kirsche oder Esche.
Innerhalb des Rahmens befinden sich Querstreben aus Holz in verschiedenen Abständen. Zwischen den Querstreben wird in manchen Fällen ein Gitter angebracht. Für dieses Gitter werden Materialien wie Draht oder Holz verwendet.
In einem Interview wird auf den getreidesortenabhängigen Einsatz von „Prackern“ mit unterschiedlichen Gitterkonstruktionen hingewiesen. So wäre Objekt Nr. 186 (Abb. 18), dessen „Pracker“ mit einem „engeren“ Gitter ausgestattet ist, für Gerste und Hafer verwendet worden, Objekt Nr. 187 (Abb. 19), dessen „Pracker“ ein sehr grobes Holzgitter besitzt, hingegen für Roggen und Weizen.

„Pracker“ wurden auch mit Leinen oder Jute überzogen, um ein Durcheinanderfallen der Ähren zu verhindern.[95]

---

[94] Nach Moser (1978: 27) sind Bezeichnungen für Bogenfächer meist funktionsorientiert, dazu gehört auch der Begriff „Pracker“ im Südburgenland.

[95] Diese Form des "Prackers" wird in der Weststeiermark als „Wadl“ bezeichnet. Vgl. Wagner 1995: 136.

Abb. 18: „Pracker“ (Sensenblatt fehlt)

Abb. 19: „Pracker“ (Sensenblatt fehlt)

„KERNDLRECHEN“

Der zweite in der Region vorkommende Sensentyp mit Umlegevorrichtung ist der „Kerndlrechen“ (ebd.: 35) [96] Bei dieser Art ist an den Sensenstiel ein „Rechen“ mit mehreren Zinken montiert. Die Zinken verlaufen parallel zum Sensenblatt, und sind von fast gleicher Länge wie das Sensenblatt (ebd.: 34 und Simon 1981: 295). Oft kann der Winkel der Zinken mit Stellschrauben verändert werden, da die Zinken des Rechens nur jene Halme erreichen dürfen, die in Bodennähe auch tatsächlich vom Sensenblatt erfasst und abgeschnitten werden.

DIE VERWENDUNG VON „PRACKER“ UND „KERNDLRECHEN“ IM VERGLEICH

Da beide Arten in der untersuchten Gemeinde für dieselbe Zeit belegt sind, befragten wir unsere InterviewpartnerInnen nach etwaigen Unterschieden im Gebrauch:

Wurden für verschiedene Getreidesorten Sensen mit unterschiedlichen Umlegevorrichtungen verwendet?

Gab es persönliche Präferenzen unabhängig von der Getreidesorte?

Korrelierte die Umlegevorrichtung mit der Mähtechnik?

Gab es einen Zusammenhang zwischen der verwendeten Umlegevorrichtung und der Person (Geschlecht, Alter, etc), die sie benützte, oder dem Kontext („Lohnschnitt“ bei Großgrundbesitzern versus eigener Hof), in dem sie zum Einsatz gelangte?

---

[96] Der Mahdrechen ist nach Moser besonders charakteristisch für das Südburgenland und Westungarn.

Die von uns interviewten Personen brachten im Laufe der Interviews diverse Verwendungszusammenhänge zur Sprache, neigten aber auch dazu, verschiedene Gebrauchsweisen in einer praktischen Abwägung von „Vor- und Nachteilen“ zu diskutieren. Dadurch ist es uns schwer möglich, aus den Interviews generelle Anwendungsmuster herauszufiltern.
Ein gutes Beispiel dafür ist die Frage nach der Sensenwahl bei der Buchweizenmahd: Sowohl „Kerndlrechen“ als auch „Pracker“ würden bei der Mahd von Buchweizen (Haidn) benützt. Andere argumentieren mit dem niedrigeren Wuchs von Buchweizen und deuten daher im Verhältnis zur Weizenmahd eine vermehrte Verwendung von „Kerndlrechen“ an.
Folgende Diskussion zweier Befragter veranschaulicht die Problematik bei der Interpretation der Daten:

„Informant A: Habn’s an Haidn [Buchweizen, Anm. d. Autoren] nit mitm Rechen gmaht?

Informantin B: Nein, was i mi erinnern kann [nicht, Anm. d. Autoren] ...

Informant A: [unterbrechend, Anm. d. Autoren] ja wenns ‘n zubigmaht hamm, aber wenns ‘n wegghebt homm [...]

Informantin B: [unterbrechend, Anm. d. Autoren] Der war zu kurz, [...]

Informant A: Der war ja, was i woaß der [Mäher, Anm. d. Autoren] hat er ‘n weggmaht, net zubigmaht und dann hat er n a so hinglegt, an Mahd.

Informantin B: Des is a Buchweizen.

Informant A: Was i woaß, bitte jeder hat anderst goabat. Oana so, oana so.

InterviewerIn: Und warum hat ma den [den „Kerndlrechen“] fürn Buchweizen gnommen? [...]

Informantin B: Der is net so groß, der is niederer.“

(Interview 7: 6) [97]

[97] Die Zitate aus verschiedenen Interviews sind lautlich unterschiedlich transkribiert.

Die Mähtechnik, genauer das gewünschte Ergebnis des Mähprozesses, die „Mahd“, sowie die Getreideart und deren Eigenschaften, wie die Strohlänge, sind Gründe für die Wahl des Erntegerätes.
Einige interviewte Personen bevorzugen aber den „Kerndlrechen“ bzw. den „Pracker“ für *alle* Getreidesorten.

> *„Informantin A: Ja sehr viele, da unsre Nachbarn [...] die ham alls mitn Pracker gschniedn. Und wir habm nur mit dem Kendlrechn [...].“*
>
> *(Interview 52: 8)*

Diese Aussage ist ein Hinweis auf die Verwendung von bestimmten Erntegeräten für *alle* Getreidesorten in einer Familie.
Der „Pracker“ wird von den von uns interviewten Personen insgesamt aber als das häufiger gebrauchte Erntegerät angegeben. [98]

Weitere Einblicke in die Verwendung der Sense mit verschiedenen Umlegevorrichtungen ergeben sich durch die unterschiedlichen Positionierungen der InterviewpartnerInnen in der und zur Arbeitsorganisation am Feld.
Im folgenden Interviewzitat beschreibt eine Informantin die Vor- und Nachteile von „Pracker“ und „Kerndlrechen“ in einer Gegenüberstellung aus dem Erfahrungshintergrund der „Aufklauberin“:

> *„Informantin A: Wie soll i sang, es is mitn Pracker, is die Frucht so hart zum aufheben gwesen. Die is zuwiprackt gwesn, zu der anderen Frucht und des is so hart wegnehmen gwesn, für die Aufklauber [gwen]. Oder mit n Kerndlrechn, des is amoi ibergmaht wordn und is a bissl a Ruck gmacht wordn, jeds mal, jetzt is des von der steherden Frucht a wengerl weg gwen und da is des viel leichter aufnehmen, mit der Sichel, hama des dann aufgnommen. Des is leichter mitn Kerndlrechn, mitn Pracker is sehr hart aufnehmen. Weil des is, wia ma sagt Pracker, zu der steherden Frucht zuwiprackt wordn. Mit dem Kerndlrechn amoi übergmaht wordn dann is a klana Ruck gmacht wordn jetzt is a von der stehendn Frucht weg gwen. Und da hat ma mit der Sichel so viel schen einekennen aufhebn.“*
>
> *(Interview 52: 9)*

[98] Zu weiteren Formen und Anwendungsbereichen von Sensen mit Umlegevorrichtung, sowie deren Verbreitung in Europa vgl. Bockhorn (1986) und Moser (1978).

Bei Verwendung des „Prackers“ wird das Geschnittene stärker an das noch stehende Getreide „geworfen“. Das Aufklauben mit der Sichel ist in diesem Fall schwieriger, da das abgeschnittene Getreide von der stehenden Frucht (weg-)genommen werden muss.
Bei Verwendung des „Kerndlrechens“ wird das Getreide von der stehenden Frucht „weggemäht“. Die Halme werden in der Folge von der Aufklauberin meist mit dem Fuß zusammengeschoben um sie leichter mit der Sichel aufnehmen zu können. Kommt der „Pracker“ zur Anwendung, ist das nicht möglich.
In einem anderen Interview wird darauf hingewiesen, dass die Verwendung des „Prackers“ wiederum vorteilhafter ist, weil er „das Getreide besser zsammzogen hat“ (Interview 7: 5).
Individuelle Präferenzen in der Verwendung von Sensen mit verschiedenen Umlegevorrichtungen werden hier einerseits deutlich artikuliert, erscheinen aber andererseits gebrochen durch strukturelle Faktoren. Das Geschlechterverhältnis und die damit einhergehenden Machtstrukturen am Feld als einer dieser Faktoren wurden im obigen Zitat allein schon dadurch indirekt angesprochen, dass die Informantin perspektivisch Vor- und Nachteile der Handhabung eines primär von Männern eingesetzten Gerätes, auf das sie selbst wenig Einfluss hat, auf ihre eigene nachfolgende Tätigkeit beschreibt: So hat die „Wahl“ eines bestimmten Erntegerätes durch die vorwiegend männlichen Mäher erschwerende oder erleichternde Auswirkungen auf die Arbeit der nachfolgenden Aufklauberinnen.

SICHEL UND „HACKER“

Der Stiel oder Griff besteht fast immer aus Holz, das gerade oder winklig angesetzte, gekrümmte Sichelblatt aus Stahl (vgl. Hirschberg/Janata 1986: 264). Die Schneide ist auf der Innenseite des gekrümmten Blattes. In unseren Interviews werden zwei Formen der „Sichel“ unterschieden: „Sichel“ und „Hacker“.

Abb. 20: „Sichel“

Abb. 21: „Hacker“

Der Unterschied zwischen den beiden besteht darin, dass der Hacker generell größer und sein Blatt weniger stark und auch anders gekrümmt ist. Seine Morphologie weist in Relation zur Sichel auf rationellere Schnitteigenschaften hin. Gleichzeitig ist er bereits dem Augenschein nach weniger gut zum Aufheben und Bündeln von Halmen geeignet.
Dies bestätigen auch InformantInnen:

„Informant A: Jo do wia deis, mit dei Sichln, mit dei großn, mit dei Hocka hom dei g'hoaßn, die großn. Hocka. Wie ma mehr g'hockt hot damit. Und mit dei [Sicheln, Anm. d. Autoren] is so aufklaubt wordn. So z'sammzogn und Bandln g'mocht und bundn."

(Interview 1: 5)

„Informantin A: [...] Zun Aufklauben homma, homma andere ghabt, göl [als den Hacker, Anm. d. Autoren].

(an Informant B)

Informant B: A[uch, Anm. d. Autoren] Sichel.

Informantin A: Ja, Sichel homma gsagt. [...] Mia ham nur [mit der, Anm. d. Autoren] aufklaubt."

(Interview 5: 4)

Die Sichel verwendete man in der von uns untersuchten Periode (1930er bis 1970er) nicht zum Getreideschnitt. Sichel und „Hacker" wurden und werden bis heute vor allem in Nutz- und Ziergärten, an unzugänglichen Stellen der Felder und zum Abhacken von Maishalmen nach der Ernte benutzt. Bei der Getreideernte selbst kam die Sichel beim „Aufklauben" des geschnittenen Getreides zum Einsatz. Der „Hacker" wurde unter anderem für den Schnitt der Maishalme benutzt.[99]

[99] Vgl. 5: 7 und 3: 17, Hammer 1969: 213; Simon (1981: 290) bildet eine „Sichel zum Getreideschneiden" ab, die den in der Sammlung vorhandenen Geräten, die von unseren InterviewpartnerInnen als „Hacker" identifiziert wurden, in Form und Grösse entspricht.

ARBEITSTEILUNG UND ARBEITSGÄNGE BEI DER GETREIDEERNTE

An der Getreideernte waren Frauen, Männer und Kinder beteiligt. Der Schnitt mit der Sense wurde meist von den Männern übernommen. Frauen mähten verstärkt während des 2. Weltkrieges sowie in der Saisonarbeit. Sie verwiesen in den Interviews mit Stolz auf ihre Mähfähigkeiten:

„Informantin A: Ja [die Männer, Anm. d. Autoren] ham gmaht alls. Wiesn mahn, alls mit der Sengst, ham a alls händisch miassn machen. I hab mit 13 Mahderer [Mäher, Anm. d. Autoren] amoi gmaht. I hab mi net abhängen lassn, i hab guat gmaht."

(Interview 52: 4)

„Informantin A: Gros mahn?! I hob's jo guid kenna, wos glaubst wos i g'mahd hob ... i hob iberoi g'mahd.

Informantin B: De is wia a Monsbüd g'wen.

Informantin A: Jo i bin eh wia a Monsbüd g'wen. Mia hom koa Monsbüd net zruckstön.

Informantin C: ... Jo friacha hom jo [...] die Frauen miassn mitgehn mähn! Das Gros obmähn auf der Wiesn."

(Interview 6: 17)

Im Gegensatz zur Mahd des Getreides war das Grasmähen keine geschlechtsspezifische Tätigkeit. Bei der Getreideernte hingegen ist geschlechtliche Arbeitsteilung festzustellen. Frauen berichten über einzelne Tätigkeiten bei der Ernte aus ihrer Perspektive, und bringen zum Ausdruck, dass das Aufheben des Strohs und Binden der Garben zu ihren Aufgaben zählten. Männer waren für den Getreideschnitt zuständig.

„Informantin A: ... De Frauen hom aufklaubt und de Männer hom g'maht.

Informantin B: Die Männer hom vor jeder [Frau, Anm. d. Autoren], ... hinteranond, ... hom's des g'mocht. Wieviel Männer, sovü Frauen woan, [...]."

(Interview 6: 8)

Die mit der Sichel „aufgeklaubten" Kornbüschel wurden auf „Bandln" gelegt und zu Garben gebunden. Die „Bandln" bestehen aus einem kleinen Büschel Stroh und wurden am Feld gefertigt. Diese Arbeit wurde meist von Kindern verrichtet, die am Ernteprozess beteiligt und gleichzeitig unter Aufsicht Erwachsener waren.

„Informant B: Die Kinder haben müssen die Bandln machen für die Garben.

Informantin A: Die haben mit dem selben Stroh zerst zusammengebunden, damit man was zum Binden gehabt hat.

InterviewerIn: Wie hat des genau funktioniert, dieses Bandl machen?

Informantin A: Da is eine handvoll Stroh genommen worden, und oben wo das Korn und die Ähren waren, dort hat man es zusammengebunden [...] De haben so g'schickte Hände gehabt, de haben das ineinander gelegt, herumgeschlungen und des hat schon gehalten. Weil des war notwendig zum Z'sammbinden von einem Garben".

(Interview: 3: 14)

Um die Garben fest zu binden[100], verwendete man sogenannte Knebel („Knewl")[101]. Knebel sind etwa 30 – 50 cm lange, spitz zulaufende, meist gedrechselte Holzstücke, die zwischen „Bandl" und Garbe geschoben und gedreht werden. Durch die Hebelwirkung können die Garben fester zusammengezogen und gebunden werden.

[100] Vgl. Interview 3: 14, 4: 8, 7: 3 und 52: 11.

[101] Vgl. Gaál 1969: 108 und Simon 1981: 300.

„A: Des san die Knewl. Mit dem homma die Garben, wie muss i eich des jetzt erklären, da hat ma den, hommas zsammbunden, hat ma a so a Schleifen [um die Garbe herum] gmacht und des habm ma da eini gebm, dann hammas rundherum draht und dann wieder einigsteckt, des is dann ganz fest gwesen."

(Interview 7: 3)

Die Garben werden zum Trocknen zu sogenannten „Mandln" zusammengestellt. Je nach Getreidesorte werden „Mandln" zu acht Garben (z. B. bei Weizen) oder zu zehn Garben zusammengestellt. Eine Garbe wird „aufgefächert" und auf die Spitze des „Mandls" als Regenschutz (Hut) „aufgesetzt".[102]
Die „Mandln" werden dann auf dem Feld in Reihen zum Trocknen aufgestellt.
Bei Schlechtwetter verzögert sich der Trocknungsprozess. Das Getreide beginnt zu keimen. Um das Austrocknen zu ermöglichen, werden die „Mandln" wieder auseinandergenommen und ausgebreitet.[103]
Erst wenn das Getreide vollständig getrocknet ist, kann mit dem Einbringen der Ernte begonnen werden.

SAISONARBEIT[104] UND HERRSCHAFT

Saisonarbeit in der Landwirtschaft[105] war für die Bevölkerung eine wichtige Einnahmequelle (Karner 1991: 163). Die SaisonarbeiterInnen wurden in den Dörfern von sogenannten Partieführern (diese hatten die Funktion eines Vorarbeiters), die oft aus dem selben Dorf oder der näheren Umgebung waren, angeworben. InformantInnen sehen diese Beschäftigungsform einerseits als eine anstrengende Tätigkeit und andererseits als eine der wenigen Verdienstmöglichkeiten für die landwirtschaftliche Bevölkerung.
Die Saisonarbeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts war, bedingt durch die Bodenverhältnisse und Besitzstrukturen, eine ökonomische Notwendigkeit (Schmidt 1995: 237).

---

[102] Vgl. Interview 5: 12 und 6: 7.

[103] Vgl. Interview 5: 12.

[104] Vgl. den Beitrag von Augsburger und Dekrout in diesem Band.

[105] Zur untersuchten Zeit vorwiegend „Grünarbeit" auf den niederösterreichischen Zuckerrübenfeldern und Lohnschnitt, d.h. entlohnte Erntearbeit ausserhalb des eigenen Bundeslandes für die Zeit der Ernte.

In einem Interview erzählte eine Frau von ihrer Tätigkeit als Vorarbeiterin während der Sommersaison in einem niederösterreichischen Landwirtschaftsbetrieb. Insbesondere interessierten uns die verwendeten Erntegeräte.

„InterviewerIn: Und, sagen wir, haben Sie da Ihre eigenen Sensen gehabt, und, und Sicheln..?

Informantin A: Jo, jo.

InterviewerIn: Die haben Sie mitgehabt.

Informantin B: ... A jeder hot sei Sengsn mitg'nomman, die Männer.

InterviewerIn: Also, das hat die Herrschaft nicht zur Verfügung gestellt?

Informantin C: Na, die Sengst net! Wei, do hot sie's schon jeder g'richt, des wos guat geht und leicht geht, nen."

(Interview 6: 12)

Die Sensen der Schnitter sind persönlich angepasste Arbeitsgeräte, die auf die Körpergröße abgestimmt sind. Dadurch kann effizienter und dementsprechend länger gearbeitet werden als mit einem „fremden" Gerät. Die verwendeten Erntegeräte unterscheiden sich bei Saisonarbeit wie Herrschaft nicht von denen in der eigenen Landwirtschaft.

Informantin A: Mei Vater hat an zleicht gnuma der da er hat net viel zmachn gwisst [mit dem Pracker, Anm. d. Autoren]. Er war Zimmermann. Er is im die Zimmerei gangen. I und Mutter ham garbeit. Und dann wia i gheirat hab, is mei Mann herkemma, und der hat alls, der war a Herrschaftsmahder, der hat scha mim Kerndlrechn, seit dem hama immer min Kerndlrechn, und dann is a halt a arbeitn gangn der Mann und da Vater a in die Zimmerei. San halt i und Mutter allanig gwen.

(Interview 52: 3)

Diese Interviewpassage könnte man so interpretieren, dass für den Vater, der Zimmermann war und deshalb weniger gemäht hat, die Entscheidung für „Pracker“ oder „Kerndlrechen“ von sekundärer Bedeutung gewesen ist. Der Mann hingegen, von Beruf Mäher auf den Herrschaftsgütern, arbeitete mit dem „Kerndlrechen“. Er brachte diesen sozusagen als Innovation in den kleinbäuerlichen Betrieb ein.
Die in Saisonarbeit wie Herrschaft verwendeten Erntegeräte beeinflussten so die Wahl des Erntegerätes in der eigenen Landwirtschaft.

Mit Arbeit in der „Herrschaft“ meinen unsere InterviewpartnerInnen einerseits die Arbeit auf Herrschaftsbetrieben vor Ort, wie zum Beispiel auf den Gütern des Grafen Kottulinsky. Andererseits werden auch die Landwirtschaften von „Großgrundbesitzern“ in Niederösterreich oder in der Steiermark als „Herrschaften“ bezeichnet.
Die adeligen Großgrundbesitzer (Batthyány, Esterházy) waren im früheren Westungarn wichtige Arbeitgeber für die Menschen dieser Region. [106] Als solche verloren sie zwar in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark an Bedeutung, spielten aber im Vergleich zu anderen Bundesländern nach wie vor eine Rolle. [107]

RESÜMEE

Die technischen Neuerungen und arbeitserleichternden Maschinen haben die früher arbeitsintensive Ernte individualisiert. Gemeinschaftliches Arbeiten am Feld ist heute nicht mehr notwendig, da der Einsatz von Traktoren, Mähdreschern etc. ein Minimum an menschlichen Ressourcen erfordert.
Die in den Interviews erwähnte differenzierte Verwendung von „traditionellen“ Erntegeräten spielt heute keine Rolle mehr.
Zur Frage wie diese früher verwendet worden sind, lassen sich aus unseren Daten folgende Ergebnisse zusammenfassen.

Die Entscheidung ob „Pracker“ oder „Kerndlrechen“ war von mehreren Faktoren abhängig: Die Getreidesorte und die Mähtechnik haben sich in unserer Erhebung als bedeutend für die Wahl des Erntegerätes herausgestellt. Für den Buchweizenschnitt wurde zum Beispiel

---

[106] Detaillierter zur Herrschaft Burgaus vgl. Kolb: 1995.

[107] Allein die Besitzungen der Familie Esterházy im Burgenland zeugen auch heute noch von dem gesellschaftspolitischem Einfluss dieser Familie. Dieses Adelsgeschlecht war bis 1945 auch der größte Grundbesitzer in Ungarn sowie im Staats- und Militärdienst der damaligen Monarchie aktiv.

tendenziell häufiger der „Kerndlrechen“ verwendet. Daneben konnten aber viele andere Momente entscheidungsrelevant werden. Denn welches Gerät einer Person zur Verfügung stand, die individuelle Beschaffenheit der Umlegevorrichtungen (Gitterkonstruktionen) und der „traditionelle“ Gebrauch eines Erntegerättyps innerhalb einer Familie beeinflussten ebenso die Wahl des Erntegerätes. Eindeutige Hinweise, ob die Beschaffenheit der Gitter von Umlegevorrichtungen als bestimmender Faktor bei der Wahl zum tragen kommt, konnten wir in unseren Interviews nicht finden.

Zur Saisonarbeit benutzte man die eigenen Erntegeräte. Es gibt Hinweise in den Interviews, wonach die Entscheidungskriterien ob „Pracker“ oder „Kerndlrechen“ bei der Arbeit auf den Herrschaftsgütern wie auch in der Saisonarbeit (also bei einem professionelleren Einsatz) andere waren als in den kleinen (Nebenerwerbs-) Landwirtschaften.

Auf Basis des von uns bearbeiteten Datenmaterials lassen sich aber keine allgemeinen Schlüsse auf eine *schematische, monokausale* Anwendung von Erntegeräten ziehen. Die Verwendung wird nur in ihrem sozio-ökonomischen Kontext nachvollziehbar und so entsteht von der Erntearbeit ein heterogenes Bild.

BIBLIOGRAPHIE

AMT DER BURGENLÄNDISCHEN LANDESREGIERUNG, Abt. VI (Hg.)
o.J. Die Bevölkerungsentwicklung im Burgenland zwischen 1923 u. 1971.

BERGER, Andrea/LANG, Alfred (Hg.)
1995 Landwirtschaft im Burgenland: Strukturen Probleme Perspektiven. Klosterneuburg: Österreichischer Agrarverlag.

BOCKHORN, Olaf
1986 Beiträge zur Landwirtschaftsgeschichte im oö. Zentralraum. In: Holter, Kurt (Hg.) Stadtmuseum Wels: Katalog (2): Sammlung Landwirtschaftsgeschichte, 49-69.

BURGENLÄNDISCHES LANDESMUSEUM (Hg.)
1969 Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42. Bericht über die Feldforschung 1965/66: Wolfau: Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly Gaál. Eisenstadt.

DEINHOFER, Elisabeth/HORVATH, Traude (Hg.)
1991 Grenzfall Burgenland 1921 – 1991. Grosswarasdorf, Eisenstadt: Kanica-Veliki Borištof.

GAÁL, Károly
1969 Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. Und 20. Jahrhundert: Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkskundlichen Museologie. Wien: Hermann Böhlau Nachf.

HAMMER, Elisabeth
1969 Erntearbeiten in Wolfau. In: Bericht über die Feldforschung 1965/66: Wolfau: Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly Gaál. In: Burgenländisches Landesmuseum (Hg.): Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42, 212 – 230. Eisenstadt.

HIRSCHBERG, Walter/JANATA, Alfred (Hg.)
1986[1980] (3. Auflage) Technologie und Ergologie in der Völkerkunde. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

HOLTER, Kurt (Hg.)
1986 Stadtmuseum Wels: Katalog (2): Sammlung Landwirtschaftsgeschichte.

HORVATH, Traude/MÜLLNER, Eva (Hg.)
1992 Hart an der Grenze: Burgenland und Westungarn. Burgenländische Forschungsgesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

JANDRISITS, Wolfgang/PRATSCHER, Kurt
1991 Tendenz: Fallend. Die wirtschaftliche Entwicklung des Burgenlandes. In: Deinhofer/ Horvath, 137-160.

KARNER, Günter
1991 Zugvögel: Burgenländische Wanderbewegungen. In: Deinhofer/Horvath, 169-174.

KOLB, Anton M.
1995 Aus der Geschichte der Herrschaft Burgau. In: Marktgemeinde Burgau / Gemeinde Burgauberg – Neudauberg, 44 – 57.

LÜHNING, Arnold
1951 Die schneidenden Erntegeräte. Technologie, Entwicklung und Verbreitung unter besonderer Berücksichtigung Nordwestdeutschlands. Diss. Göttingen.

MARKTGEMEINDE Burgau / Gemeinde Burgauberg – Neudauberg (Hg.)
1995 Labonča – Lafnitz: Leben an einer der ältesten Grenzen Europas. Güssing

MOSER, Oskar
1978 Die Getreidesense – Formen der Umlegevorrichtung. Kommentar zum Österreichischen Volkskundeatlas. Bl. 81.

Österreichisches Statistisches Zentralamt – ÖSTAT (Hg.)
1992 Land- und forstwirtschaftliche Betriebszählung 1990: Länderheft Burgenland. Beiträge zur österreichischen Statistik, 1.060/ 1.Heft. Wien
1995a Übersicht der Betriebe und Flächen. Nicht publizierte Auswertungen aus dem Österreichischen Statistischen Zentralamt.
1995b Agrarstrukturerhebung 1995, endgültiges Ergebnis.

PACHLER, Margarete
1994 Aspekte eines Strukturwandels: Die Modernisierung der Landwirtschaft im Burgenland 1950 – 1980 speziell in Steinbrunn, Zillingtal und Oslip. Diplomarbeit, Wien.

RITTER, Heinz
1992 „Die Österreicher kommen!“, Lutzmannsburg und Zsira. In: Horvath/Müllner 1993: 65-69.

SEISER, Gertraud
1995 „Schniddan“: Zum Roggenanbau im Mühlviertel. Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation 1920 – 1994 im Kontext einer lokalen bäuerlichen Gesellschaft. Diplomarbeit, Wien.

SIMON, Franz
1981 Bäuerliche Bauten und Geräte Südburgenland und Grenzegebiete. Oberschützen: Selbstverlag des Autors.

SCHMIDT, Adam
1995 Landwirtschaftliche Saisonwanderung. In: Marktgemeinde Burgau / Gemeinde Burgauberg – Neudauberg, 237.

TIRNITZ, József
1992 Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Grenzziehung 1921 auf die Stadt Sopron/ Ödenburg. In: Horvath/Müllner, 45-54.

WAGNER, Armin
1995 Die Landwirtschaft vor dem technischen Zeitalter: Die Entwicklung bis 1850. In: Marktgemeinde Burgau / Gemeinde Burgauberg – Neudauberg, 237.

WUTSCHITZ, Christian
1995 Entwicklung und Bedeutung der Landwirtschaft im Burgenland: Strukturen der burgenländischen Landwirtschaft. In: Berger/Lang, 25-46.

PENDELN ZWISCHEN ZWEI WELTEN – LEBEN IN ZWEI WELTEN

BURGENLÄNDISCHE PENDLERINNEN UND IHRE RÄUMLICHE UND SOZIALE TEILUNG DER (KALENDER-)WOCHE

Christina Augsburger und Bettina Dekrout

Weshalb PendlerInnen? Im Rahmen des Seminars „Ethnologische Feldforschung: Konzepte, Methoden, Praxis (Burgenland)“ konnten die Studierenden zwischen den Themengruppen Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Lohnarbeit wählen. Wir hatten uns für die Themengruppe „Lohnarbeit“ entschieden und uns an der Entwicklung eines Interviewleitfadens beteiligt, der die Bereiche Arbeitsweg, Freizeit, soziale Kontakte usw. abdeckte.[108] So entstand die Idee, PendlerInnen aus dem südlichen Burgenland, die in Wien arbeiten, nach dem zuvor entworfenen Interviewleitfaden zu befragen. Das Problem, InterviewpartnerInnen zu finden, konnte mit Hilfe von unerwarteter Seite gelöst werden. Bekannte vermittelten uns Kontakte zu ihrem Freundeskreis aus dem südlichen Burgenland, aus Ortschaften in den Bezirken Güssing und Jennersdorf. Allen InterviewpartnerInnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt für ihr Entgegenkommen, ihre Offenheit und ihre Zeit, die sie uns kurzfristig zur Verfügung stellten.[109]

Wir führten vier Einzelinterviews mit einem und einer Bankangestellten, mit einem Baupolier und mit einem technischen Angestellten und ein Interview mit einer Gruppe, bestehend aus zwei Steuerberaterinnen, einem Steuerberater und zwei kaufmännischen Angestellten. Die Wahl des Ortes überließen wir unseren GesprächspartnerInnen, daher fanden die Gespräche in unterschiedlicher Umgebung, in Wohnungen (einmal bei einer Interviewpartnerin und einmal bei einer Interviewerin zu Hause) sowie in öffentlichen Lokalen in Wien statt. Wer sind nun diese Menschen, die uns einen Einblick in ihr Leben gewährten? Alle InformantInnen waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 25 und 36 Jahre jung, ledig/verlobt, kinderlos (bis auf einen Informanten, welcher verheiratet und Vater zweier Kinder war) und verfügten über eine qualifizierte/berufsspezifische Ausbildung. Bei Heirat und/oder mit Kindern würden die PendlerInnen ihren Angaben nach andere Entscheidungen ihre Lebensgewohnheiten betreffend fällen. Der in diesem Artikel beschriebene Lebensstil trifft hauptsächlich auf unverheiratete, kinderlose Personen zu. Allen GesprächspartnerInnen

---

[108] Wegen Krankheit konnte eine von uns am Feldforschungsaufenthalt nicht teilnehmen.

[109] Wir danken Stefan Pohlmann für Anregungen zu diesem Artikel.

ist gemein, dass sie als WochenendpendlerInnen zwischen Wien und dem Burgenland verkehren.

Der Präsentation und Analyse der Interviews, die den Hauptteil des folgenden Artikels ausmachen werden, möchten wir einen kurzen historischen Abriß der Pendelwanderung im Burgenland voranstellen. Die Darstellung der Geschichte und sozialen Rahmenbedingungen dieser Form der Arbeitsmigration soll jenen Teil, in dem den persönlichen Erfahrungen der PendlerInnen breiter Raum geboten wird, in einen größeren Kontext einbetten. Durch diese zwei Zugänge sollen PendlerInnen selbst zu Wort kommen und gleichermaßen eine Verständnisgrundlage für ihr Denken und Handeln geschaffen werden.

Die räumliche Mobilität im Burgenland hat eine lange Geschichte. Im 19. Jahrhundert sind viele BewohnerInnen Westungarns Kleinbauern und -bäuerinnen gewesen. Durch die vorherrschende agrarische Struktur, welche die Großgrundbesitzer den Klein- und Kleinstbauern gegenüberstellte (vgl. Dujmovits 1992: 20), wurde für Letztere landwirtschaftliche Saisonarbeit zur ökonomischen Notwendigkeit. Um ihre Existenz zu sichern, „arbeiteten die Burgenländer als landwirtschaftliche Hilfskräfte während der Ernte in Innerungarn“ (Horvath 1996: 549). Diese Art von Arbeit war nicht nur räumlich, sondern auch saisonal bedingt und wurde von „einem großen Teil der Bevölkerung vor allem im Süden des heutigen Burgenlandes praktiziert“ (ebd.).
Nach der Bauernbefreiung Mitte des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die Lage für die BewohnerInnen nicht wesentlich. Auf Äckern, die oft zu klein waren bzw. Böden minderer Qualität aufwiesen, konnten viele Bauern und Bäuerinnen keine existenzsichernde Landwirtschaft betreiben (vgl. Dujmovits 1992: 15 und Karner 1991: 162).
Zudem trat in dieser Zeit auch ein starkes Bevölkerungswachstum (Dujmovits 1992: 15) auf, welches in Kombination mit dem damaligen Erbrecht zur Zersplitterung des Grundbesitzes führte. Von der Hoffnung getragen, Kapital zu gewinnen und dadurch ihre Lage zu verbessern, versuchten sich viele BurgenländerInnen während der Wirtschaftskrise der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts als LohnarbeiterInnen. In dieser Zeit richtete sich diese landwirtschaftliche Arbeitswanderung hauptsächlich nach Ungarn (vgl. Karner 1991: 162). Aufgrund der wirtschaftlichen Not kam es auch zu beträchtlichen Abwanderungen auf Dauer.
Beginnend um die Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in den 1880er Jahren eine rege Auswanderungsbewegung der BurgenländerInnen mit dem Ziel Nordamerika. Besonders stark von dieser Emigration war der Bezirk Güssing im Südburgenland betroffen (vgl. Horvath 1996: 549).

Die unerträgliche Situation, ausgelöst sowohl durch agrarische Strukturprobleme als auch durch eine steigende Übervölkerung in Verbindung mit den weit entfernten Industriegebieten, führte in vielen Fällen zu einer langfristigen Arbeitsmigration (vgl. Dujmovits 1992: 20 und Horvath 1996: 549).

Schon vor dem ersten Weltkrieg suchten BurgenländerInnen in der Nähe von Wien Arbeit, zum Beispiel im Wiener Becken, als Bauhilfsarbeiter (Wiental-Regulierung) oder SaisonarbeiterInnen. Aber erst nach dem Anschluß des Burgenlands an Österreich 1921 war Ungarn nicht mehr das Hauptziel der Arbeitsuchenden. Ein Teil der ArbeiterInnen entschloß sich, sich in Wien niederzulassen und dort eine neue Existenz aufzubauen. Da die TagespendlerInnen nicht mehr ohne weiteres nach Ungarn pendeln konnten, mußten sie ihre Beschäftigung anderswo suchen, wie zum Beispiel in den Produktionsbetrieben in Burgau oder Neudau (vgl. Dujmovits 1992: 16).

Das Ausmaß der Arbeitslosigkeit stieg durch die Angliederung des Burgenlandes an Österreich. Die politische Abkoppelung von Ungarn brachte den Verlust von traditionellen Agglomerationszentren, was zusätzlich durch die rückständige Wirtschaftsstruktur und unzureichende Verkehrsinfrastruktur verschärft wurde.

Von der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929 war das Burgenland weniger stark als andere österreichische Bundesländer betroffen. Einerseits, weil es dort noch eine Dominanz des Agrarsektors gab, und andererseits auch wegen der geringen Industrialisierung und starren Wirtschaftsstruktur. Die Folge waren aber wiederum verringerte Möglichkeiten in der Pendelwanderung (vgl. Jandrisits/Pratscher 1991: 142f). Dieser Umstand wurde verschärft durch strengere Einwanderungsgesetze (vgl. Horvath1996: 550 und Kröpfl 1993:143) der bis dahin traditionellen Aufnahmeländer der Auswanderinnen und Auswanderer. Der Höhepunkt der Arbeitslosigkeit fiel mit dem Tiefpunkt der Überseewanderung zusammen (vgl. Jandrisits/ Pratscher 1991: 143).

In den 1930er Jahren mußten viele BurgenländerInnen harter körperlicher Arbeit an Gutshöfen im Wiener Becken oder in Niederösterreich nachgehen. Sie waren oft in Partien organisiert, kamen aus demselben Ort und wurden von einem Partieführer geleitet. Eine Partie bestand hauptsächlich aus GrünarbeiterInnen, welche „auf die Rüben“ (Rübenernte) gingen, im Schnitt oder in der Weinlese oder als "Halterbuben" (Viehhirten) arbeiteten. (vgl. Dujmovits 1992: 16f. und Karner 1991: 163) Dies ermöglichte ihnen, genug Geld zu verdienen, um ihre Familien für ein Jahr zu erhalten. Manche nahmen das Angebot an, saisonal oder auf Dauer ins Ausland zu migrieren, zum Beispiel nach Deutschland, in die Schweiz oder nach Frankreich. Es waren schwierige Zeiten für die BurgenländerInnen – die Familien wurden geteilt, manchmal blieben die Kinder mit den Großeltern am Wohnort oder die Frauen mußten alleine die Bewirtschaftung zu Hause führen.

In der NS-Zeit war das Burgenland auf den Gau Niederdonau im Norden und den Gau Steiermark im Süden aufgeteilt. Dadurch wie auch durch zeitweise kriegswirtschaftliche Nutzung industrieller Anlagen und durch Kriegsereignisse wurde ein Nord-Süd-Gefälle der burgenländischen Wirtschaft verursacht (vgl. Jandrisits/Pratscher 1991: 144 f.). In der Nachkriegszeit wurden wieder SaisonarbeiterInnen aufgenommen (vgl. Karner 1991:163), aber es kam vermehrt zu einer großen Dauerabwanderung nach Wien, die bis in die 1960er Jahre andauerte. Da das Burgenland unter sowjetischer Verwaltung stand, waren finanzielle Unterstützungen im Rahmen des Marshallplanes äußerst gering (bis 1954: 0,33% der gesamtösterreichischen Mittel) (vgl. Horvath 1996: 551). Die Zahl der Arbeitslosen stieg von 1945 – 1949 ständig an. Ab 1955 wurden in den Programmen, die für den Wiederaufbau bestimmt waren, die vorhandenen Mittel der Bundesregierung für bereits vor dem Krieg industrialisierte Regionen benutzt, also lag das Burgenland wieder im Nachteil. Mit der Geldwertstabilisierung im Jahre 1952 kam eine deflationistische Wirtschaftspolitik des Bundes zu tragen, welche von weniger Produktionstätigkeit und einer steigenden Arbeitslosigkeit gekennzeichnet war (vgl. Jandrisits/Pratscher: 146). Das Burgenland wurde weiterhin von einem Mangel an Dauerarbeitsplätzen, einer hohen Pendelwanderung und saisonalen Schwankungen am Arbeitsmarkt geplagt (vgl. ebd.: 147). 1956 gab es den Versuch einer Forcierung der Industrialisierung, welche aber nicht den gewünschten Erfolg brachte. Die zunehmende Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte, niedrige Angestelltenquoten und ein geringer FacharbeiterInnenanteil in diesem Zeitraum hingegen indizierten, dass Arbeitsplätze vor allem nur in Niedriglohnbranchen vorhanden waren. Die sinkende Arbeitslosigkeit war zum Teil durch steigende PendlerInnenzahlen mit verursacht. Obwohl die Landwirtschaft wegen des großen Überschusses an Arbeitskräften nur zaghaft modernisiert wurde, setzte sich die Mechanisierung durch, was zur Folge hatte, dass noch mehr Arbeitskräfte ohne Beschäftigung waren (vgl. ebd.: 153). Die Zeiten, in denen man seine Existenz als GrünarbeiterIn sichern konnte, waren vorbei. Der Strukturwandel setzte sich fort, die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten sank weiter, alternative Arbeitsaussichten blieben aber rar.
Nachdem Ende der 60er Jahre die Betriebsansiedlungstätigkeit gesunken war, gab es auf landespolitischer Ebene erneute Versuche von Betriebsansiedelungen, um im Burgenland neue Arbeitsplätze zu schaffen. Trotzdem blieb die Pendelwanderung hoch, da trotz aller Bemühungen von öffentlicher Seite weder qualitativ noch quantitativ zufriedenstellende Beschäftigungsmöglichkeiten für die BewohnerInnen erreicht werden konnten (Jandrisits/ Pratscher: 152). Mit dem Ausbau des öffentlichen Straßennetzes setzte sich die Saisonarbeit in der Pendelwanderung fort. Im Burgenland bestand und besteht ein Defizit an primären, internen Arbeitsmärkten mit relativ sicheren Arbeitsplätzen, was zu Ab- und Pendel-

wanderungen auch von jüngeren, teilweise höher qualifizierten Arbeitskräftegruppen führte bzw. führt.
Was versteht man heute unter PendlerInnen? Die statistische Abteilung des Amtes der Burgenländischen Landesregierung definierte sie folgendermaßen: "Unter Pendlern versteht man solche Personen, die außerhalb des Wohnortes einer Beschäftigung nachgehen.“ (Geographisches Jahrbuch Burgenland 1977: 127) Zu unterscheiden ist je nach der Häufigkeit der Pendelbewegung, zwischen Tages- und Nicht-TagespendlerInnen, womit Wochen-, Monats- und Saisonpendler gemeint sind. TagespendlerInnen fahren täglich vom Wohnort zum Arbeitsplatz (vgl. Korpitsch 1980: 2). Wedral (1992: 20) definiert Nicht-Tages-pendlerInnen folgendermaßen: „[...] das sind jene Pendler, die nicht täglich von ihrer Arbeitsstätte nach Hause kommen und daher eine Unterkunft am Arbeitsort oder in der Nähe der Arbeitsstätte benötigen“. Hier zeigt sich ein Hauptmerkmal der Wochenpendler, nämlich die Zugehörigkeit zu mindestens zwei Haushalten, wobei diese sich an zwei verschiedenen Orten befinden, in Arbeitsplatznähe und in der Heimatgemeinde.

Was veranlasst nun ArbeitnehmerInnen, einer Beschäftigung ca. 180 Kilometer von ihrer Heimatgemeinde entfernt nachzugehen? Faßmann nennt vier Faktoren, von denen die räumliche Mobilität, die er als Überbegriff für Migration und Pendelwanderung versteht, abhängig ist:

1. das politische System bzw. die rechtlichen Grundlagen für Migration,
2. regionale Disparitäten (Ungleichheiten),
3. die Entwicklung des Verkehrssystems und
4. eine soziokulturelle Komponente
(vgl. Faßmann 1992: 8)

Da in Österreich jeder Staatsbürger / jede Staatsbürgerin seinen / ihren Wohnort frei bestimmen kann, betrifft der erste Punkt die PendlerInnen aus dem Burgenland insofern, da sie ihren Arbeitsort unbeeinflusst von politischen und rechtlichen Beschränkungen (wohl aber beeinflusst von weiteren Faktoren) wählen können.

Zu regionalen Disparitäten gehören nach Faßmann Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt, unterschiedliche Lohnniveaus und unterschiedliche Lebensqualität. Der Autor verabsäumt leider, Lebensqualität näher zu definieren und zu erklären. Wie weiter unten noch angeführt wird, weist das Verständnis unserer InterviewpartnerInnen von Lebensqualität einen starken Bezug zur der Vorstellung auf, in einer "grünen" Umgebung zu leben.

Der Mangel an Arbeitsplätzen am burgenländischen Arbeitsmarkt erklärt sich durch die periphere Lage des Bundeslandes innerhalb Österreichs. Faßmann weist darauf hin, dass der Begriff "peripher" sowohl eine geographische als auch eine ökonomische Dimension beinhaltet (vgl. Faßmann und Pröll 1990: 10). Das überregionale Zentrum für die InterviewpartnerInnen ist die Bundeshauptstadt Wien. Dort finden sie die Voraussetzungen für einen ihrer Ausbildung entsprechenden Arbeitsplatz.

Das Amt der burgenländischen Landesregierung bezieht sich auf die Ergebnisse der Volkszählung aus der Großzählungsrunde 1991 des Österreichischen Statistischen Zentralamts und teilt die Beschäftigten des Burgenlandes in drei gleich große Gruppen von ArbeitnehmerInnen. Ein Drittel hat seinen Arbeitsplatz außerhalb des Bundeslandes (37.458 Personen). Ein weiteres ist im Burgenland beschäftigt, überschreitet aber die Gemeindegrenze, um zur Arbeit zu kommen (36.122). Das dritte Drittel arbeitet in seiner Wohngemeinde (41.884). Von den 73.580 GemeindeauspendlerInnen (dies sind alle Personen, welche außerhalb der Wohngemeinde einer Beschäftigung nachgehen) verlassen 75,7% täglich ihre Wohngemeinde, 23,3%, also jede/r Vierte verläßt sie länger als einen Tag. Von diesen 17.895 Nicht-TagespendlerInnen haben zwei Drittel ihren Arbeitsort in Wien. Aufgrund der Entfernungs- und Verkehrssituation sind „WienpendlerInnen“ im Südburgenland nur zu 10 % TagespendlerInnen.[110]

Diese Zahlen weisen darauf hin, dass zwei Drittel große Mobilität aufbringen müssen, um zu ihrem Arbeitsplatz zu gelangen. Nur ein Drittel der Berufstätigen ist in der Lage, in seiner / ihrer Wohngemeinde einer Beschäftigung nachzugehen. Von staatlicher Seite wird versucht, diesem Phänomen entgegenzusteuern.

Durch den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union 1995 wurde das Burgenland als Ziel 1-Gebiet ausgewiesen, um einen wirtschaftlichen Aufholprozess zu initiieren. Der erste Schritt in der Umsetzung der Ziel 1-Förderungspolitik bestand darin, „[...] unmittelbar notwendige infrastrukturelle Maßnahmen zu setzen, um historisch gewachsene Standortnachteile des Burgenlandes gegenüber dem europäischen Durchschnitt auszugleichen. Diese Basisinvestitionen in Infrastruktur und Leitprojekte sollen den Grundstein für eine nachhaltig positive strukturelle Veränderung darstellen. In einem nächsten Schritt - der die zweite Ziel 1-Periode 2000 – 2006 dominieren soll – wird angestrebt, die neue Standortqualität des Burgenlandes für forcierte Betriebsansiedelungen und -gründungen zu nutzen." (Amt der Burgenländischen Landesregierung 1999) Die Verbesserung der Infrastruktur mittels Förderungen seitens der EU und die damit einhergehende Erhöhung der Standortqualität für mögliche Betriebe sollen unter anderem Arbeitsplätze in der Region schaffen und

[110] Ergebnisse der Großzählrunde vom 15. Mai 1991.

der Pendelwanderung vorbeugen. Im Zeitraum von 1995 – 1998 zeigen sich erste Ergebnisse dieser Maßnahmen in der Zunahme der unselbständigen Beschäftigten um 2,5 %. (vgl. ebd.) Wie diese gezielte Förderungspolitik sich weiterhin auf die Arbeitsmarktsituation im Burgenland auswirkt, wird die nächste Volkszählung belegen.

Auch die Unterschiede im Lohnniveau zwischen der Bundeshauptstadt Wien und dem Burgenland wirken sich auf die Beweggründe der einzelnen Personen aus. Faßmann weist darauf hin, dass die Einkommensdiskriminierung mit der Qualifikation ansteigt und bei höheren männlichen Angestellten immerhin 20% (gemessen am erzielbaren Einkommen im Zentralraum Wien) beträgt, bei höheren weiblichen Angestellten sogar 25% (vgl. Faßmann 1990: 18).

Da alle InformantInnen eine berufsspezifische Qualifikation aufweisen, sind sie ebenfalls mit diesen Gegebenheiten wie Arbeitsplatzmangel und geringerer Bezahlung konfrontiert. Bestrebungen nach einem sicheren Arbeitsplatz und besserem Verdienst können aufgrund der wenigen vorhandenen Arbeitsplätze im Burgenland nur selten eingelöst werden. Eine junge Informantin erklärt ihre Motivation:

> *„Wannst von uns unten bist, bist angewiesen auf das Pendeln, net, also es gibt wirklich nicht viele Jobs unten, es ist eben so. I hab' gesagt, ich geh' jetzt [...] nicht in eine Schule mit Matura, mach' eine Ausbildung und nimm' dann irgend einen Job an und geh' irgendwo in die Fabrik oder was ... das, hab' ich gesagt, mach' ich sicher nicht, ich meine, ich will eine Ausbildung, ich will einen Job haben dementsprechend, aber das war von vornherein klar, dass ich eben weg muss von unten.“ (Interview 27)*

Dieser Kommentar macht deutlich, dass die jungen berufstätigen Menschen den Wunsch hegen, einer ihrer Ausbildung entsprechenden Tätigkeit nachzugehen. Sie sind daher auch bereit, ein Leben als WochenpendlerInnen in Kauf zu nehmen. Einzelne PendlerInnen würden das Pendeln schnell aufgeben, wenn das Angebot an adäquaten Arbeitsplätzen in der Region stiege:

> *„[...] zufällig eine ist jetzt runterkommen, die hat in Wien gearbeitet, die hat einen Job gefunden, die ist dann auch zurückgangen.“ (Interview 27)*

Lebensqualität, die Möglichkeit, den erlernten Beruf auszuüben und Entlohnung werden von den betroffenen Personen gegeneinander abgewogen:

> *„Ich bin ein Mensch, [der] sehr viel Wert auf Lebensqualität [legt] und ich finde das in der Stadt nicht so sehr gegeben, da ist alles grau und schiach, grad im Winter. Ich finde das nicht so toll und ich fühle mich wohl, wenn ich aus dem Haus rausgehen kann und da ist ein Wald, oder ich gehe Laufen oder Radfahren [...] und das ist mir eigentlich sehr viel wert. Naja, Jobaussichten am Land sind nicht so rosig, man muss sich da einen Mittelweg finden." (Interview 38)*

Einig waren sich die GesprächspartnerInnen, dass im Burgenland die bessere Lebensqualität zu finden ist:

> *„Aber die Leute, die nur am Land leben, die wissen es auch nicht zu schätzen, bin ich draufgekommen, die sind sich eigentlich gar nicht bewusst, welche Lebensqualität sie haben. Das merkt man erst, wenn man einige Jahre in Wien gewohnt hat. Dann lernt man das erst richtig zu schätzen, dann sieht man erst, dass Bäume weiß blühen im Mai, die Apfelbäume, das sieht man vorher nicht. Ich habe das auch nicht geglaubt." (ebd.)*

Die Interviewpassagen schreiben dem Burgenland eindeutig die bessere Lebensqualität zu. Das Verständnis von Lebensqualität bezieht sich fast ausschließlich auf die Umwelt und beschränkt sich hierbei im Besonderen auf den „Zugang zur Natur". Die städtische Umgebung wird als grau beschrieben, während das Burgenland mit blühenden Apfelbäumen in Verbindung gebracht wird. Einem Arbeitsplatz im Bundesland schreiben die InformantInnen ebenfalls bessere Lebensqualität zu. Wenn nun die Möglichkeit bestünde, in der Heimatgemeinde oder deren Umgebung einer Beschäftigung nachzugehen, würden manche ArbeitnehmerInnen dieser den Vorzug geben, auch wenn diese geringe finanzielle Einbußen mit sich brächte.

Pendeln wird trotzdem nicht als vorübergehend gesehen – es gilt als selbstverständlich, außerhalb des Wohnorts Arbeit zu suchen. Ein Interviewpartner erzählt:

> *„Na, meine Eltern waren überhaupt keine Pendler, die haben einen Bauernhof im südlichen Burgenland, [...] haben das eigentlich ihr Leben lang gemacht, [...] haben mit dem Pendlertum [...] nix zu tun. Allerdings meine zwei älteren Brüder, die haben allerdings schon in den 70er Jahren zum Pendeln angefangen, daher ist das in der Familie bei uns absolut nix Fremdes, wie die damals schon aufgrund mangelnder Arbeitsplätze im südlichen Burgenland auch*

ausgereist sind, und hauptsächlich in Wien dann gearbeitet haben, die machen am Bau ihr Geld, weil eben nix unten war, und sie sind [...] nach wie vor alle zwei, einer ist in Wien und einer ist in Wiener Neustadt." (Interview 28)

Das Pendeln kann für mehrere Generationen innerhalb einer Familie zur Tradition werden. Ein Baupolier beschreibt dies mit folgenden Worten:

„[...] der Großvater väterlicherseits […], der hat schon nach Wien gependelt, [dann] hat mein Vater angefangen, dann bin ich gekommen." (Interview 30)

Für ihn ist das Pendeln schon seit dem 15. Lebensjahr Realität, und dadurch „[...] bin ich das so gewohnt." (ebd.)

Immer mehr junge Menschen verfügen über eine berufsspezifische Ausbildung. Aufgrund mangelnder adäquater Stellenangebote ist nach Faßmann für insgesamt zwei Drittel der Bevölkerung des Burgenlandes Pendeln, trotz Gegenmaßnahmen seitens des Landes und der EU, ein fixer Bestandteil ihres Lebens (vgl. Faßmann 1990: 12).

Verkehrsinfrastruktur und Verkehrsmittel sind von großer Bedeutung, regeln sie doch nach Faßmann die Pendelwanderung durch das Kriterium der Erreichbarkeit von Arbeitsplätzen: „Distanz ist dabei keine metrische Größe, sondern das Äquivalent aus Zeit, Kosten und Mühe, welche erforderlich sind, um von einem Ort (z. B. Wohnort) zu einem andern (z. B. Arbeitsort) zu gelangen." (Faßmann 1992: 9) Besonders im Südburgenland, wo das öffentliche Verkehrsnetz nur unzureichend ausgebaut ist, sind viele Betroffene auf ihr eigenes Auto angewiesen. Ein 36-jähriger technischer Angestellter beschreibt die Verbesserung der Verkehrsbedingungen, welche mit der Verlängerung / dem Ausbau der Südautobahn einher ging:

„Es hat sich viel geändert mit der Qualität der Straße. Also ich bin ja ... noch über die Wechselbundesstraße gefahren. Da war noch nicht die Südautobahn über den Wechsel ... da sind wir, weil die [Wechselbundesstraße] ist so überlastet, über Hochegg gefahren. Das war eine enge Straße, ganz enge Serpentinen, und [es] sind auch viele Unfälle passiert, sind auch viele Kreuze am Weg gestanden. Die Autobahn war wie ein Segen. Nicht nur, dass man ... schneller und viel ermüdungsfreier in Wien ist ... früher war das wirklich ein Abenteuer, ja, über den Wechsel hat man müssen fahren. Erstens war immer Nebel, Schlechtwetter, ermüdend, die Autos waren auch nicht a so [modern]. Das war echt immer ein Abenteuer, das Wien-Fahren." (Interview 29)

Die nervliche Belastung bleibt bestehen, oft verursacht durch lange Fahrzeiten und Verkehrstaus am Sonntag abends auf den Einfallstraßen Richtung Wien. Eine junge Bankangestellte klagt:

> *„Ich meine, mich ärgert nur oft der Verkehr, das ist eben der Stau oft. Wenn man am Sonntag am Abend reinfährt, ... da ist man meistens schon k.o. und dann muss man dann stehen und warten und dann, wenn ein Unfall passiert, ich meine, ich wünsche das niemanden, aber es ist schrecklich, dann muss man warten oft bis weggeräumt ist ... das Längste, das ich bis jetzt gefahren bin, dreieinhalb Stunden ... das zieht sich dann schon [dauert lange], wenn man dann aussteigt, ist man k.o., da ist man wirklich fertig [müde], das ist eigentlich das, was mich am meisten stört.“ (Interview 27)*

Die Annahme, eine Fahrgemeinschaft erleichtere die Strapazen, wurde durch die geführten Interviews widerlegt. Wir haben erfahren, dass Fahrgemeinschaften oft verweigert werden, hauptsächlich, weil PendlerInnen ihren eigenen Arbeitsrhythmus bestimmen und sich auch in der Heimatgemeinde unabhängig von anderen Personen bewegen wollen. Eine junge Pendlerin erzählt:

> *„Das war schon immer so, dass ich gesagt habe, Auto bedeutet für mich irgendwie Freiheit. Das heißt, ich kann überall hinkommen. Ich hätte immer mit den Autos meiner Eltern fahren können, nur wäre es dann schon immer: Jetzt brauche ich es, jetzt brauchst du es, jetzt kannst nicht, wie du willst. Dann hätte ich wieder schauen müssen, wer fährt, mit wem kann ich mitfahren ... mir hat das nicht taugt [gefallen]. Es ist genauso, wenn ich mit einer Freundin mitfahre, man muss sich dann an sie anpassen. Man muss jetzt warten, bis wie lang arbeitet sie, weil wenn es wirklich krass [extrem] ist, ich arbeite meistens freitags immer, ich meine, ich habe Gleitzeit, ich kann es dementsprechend einteilen [...] Oder eine andere arbeitet bis halb eins, ... die will dann auch nicht warten. Man ist irgendwie gebunden [...]." (Interview 27)*

Das Fortbewegungsmittel Auto ist von großer Bedeutung. Gewährleistet es doch dem/r BesitzerIn Entscheidungsfreiheit über die persönliche Zeiteinteilung, und die von anderen unabhängige Mobilität. Es verwundert nicht, dass die Anzahl der Autos im Burgenland die erste Stelle im österreichischen Durchschnitt einnimmt. In diesem Zusammenhang stellen für manche die Vorausplanung und Vorbereitung für den Wochenendaufenthalt im Burgenland vor dem Fahrantritt Belastungen anderer Art dar. Eine junge Frau, die derzeit in Wien arbeitet und jedes Wochenende ins Burgenland fährt, beschreibt ihre Situation:

> *„Aber das Schlimmste für mich am Pendeln ist nicht die Zeit für das Hin- und Herfahren, sondern das Schlimmste für mich ist das Einpacken – Auspacken. Man muss sich zum Beispiel am Donnerstag am Abend oder Freitag in der Früh überlegen, was man am Samstag am Abend anzieht, wenn man weggeht. ... also ich mache das so, dass ich die schönen Sachen, die ich jetzt ständig anziehe, mitschleppe mit mir, und man muss wirklich wissen, was ziehe ich am Sonntag an, wo gehe ich hin, brauche ich ein schönes Gewand, wird es kalt, wird es warm. Also das ist, was mich am meisten stört. Man verbringt eigentlich den ganzen Freitag Abend nur mit Einpacken und den Sonntag Abend mit Auspacken.“ (Interview 38)*

Auch die Zeit, welche für Vorbereitungen aufgebracht wird, wird manchmal als belastend und mühevoll empfunden. Die ausschließliche Betrachtung der Fahrzeit und Infrastruktur blendet die nervliche Belastung und den Aufwand, welcher betrieben wird, aus.

Unter der soziokulturellen Komponente versteht Faßmann (1992: 9) Antworten auf Fragen, wie zum Beispiel: "Wieweit ist räumliche Mobilität in unserer Gesellschaft ein allgemein akzeptierter Vorgang? Wird Mobilität als probates Instrument zur Verbesserung der individuellen Lebenssituation gesehen?" In Bezug auf das Burgenland kann man beide Fragen aufgrund der Literatur und der Interviews bejahen. Wie oben erwähnt, sind zwei Drittel der BurgenländerInnen GemeindeauspendlerInnen. Auch die Interviewauszüge bestätigen, dass Pendeln nicht nur als ein allgemein akzeptierter Vorgang aufgrund der Arbeitsmarktsituation von den Betroffenen betrachtet, sondern als Selbstverständlichkeit bzw. Notwendigkeit verstanden wird. Die Aussage einer Informantin mag nochmals sehr eindringlich wiedergeben, wie gesellschaftliche Auswirkungen aussehen, welche mit der Pendelwanderung einhergehen:

> *„Das [Pendeln] hat sich von Anfang an so eingebürgert, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, eingependelt, dass ich eben unter der Woche draußen war und am Wochenende runtergefahrn bin, weil des eigentlich alle gemacht haben, alle meine Freunde und meine Bekannten und alle, die ich gekannt hab, und eigentlich alle machen die Pendlerei.“ (Interview 27)*

Die sozialen Auswirkungen der starken Pendelwanderung der BurgenländerInnen sind so vielfältig wie die Motive, die zu einer solchen führen. Für die PendlerInnen selbst kommt es zu gesellschaftlichen Folgewirkungen durch ihre Zugehörigkeit zu unterschiedlichen räumlichen und sozialen Strukturen. Im Rahmen der geführten Interviews war dies besonders deutlich anhand der Einteilung der Woche in Arbeitszeit und Freizeit durch unsere GesprächspartnerInnen bemerkbar. Auf die allgemeine Frage „Wie verbringst Du deine

Freizeit?“ wurde ausschließlich auf das Wochenende im Burgenland verwiesen. Andererseits offenbaren die Antworten auf die Frage „Wie läuft dein Arbeitsalltag ab?“ auch Freizeitaktivitäten während der Woche von Montag bis Freitag in Wien. Die Antworten erscheinen auf den ersten Blick widersprüchlich, da die PendlerInnen ihre Freizeitaktivitäten während der Woche nicht als solche betrachten. Doch im folgenden soll aufgezeigt werden, weshalb die InterviewpartnerInnen diese Zuordnung treffen. Lamprecht und Stamm (1994: 40) schreiben dazu:

> „... dass sie [die Akteure] die Verknüpfung [von wichtigen Ereignissen, Prozessen, Rollen, Situationen oder Bereichen in ihrem Alltag [in unserem Beispiel Arbeitszeit und Freizeit] unbewusst vornehmen und, da sie diese nicht zum Gegenstand ihrer Reflexion machen, eine Trennung zwischen Arbeits- und Privatperson postulieren, die aber so nicht existiert. Aus dieser Sicht ist wohl eine subjektive Trennung in Arbeits- und Freizeitmenschen durchaus möglich, von außen gesehen ist sie aber von vorhinein unsinnig.“

Es stellt sich nun die Frage nach der Definition von Freizeit. Geht man von Schmitz-Scherzers Verständnis von Freizeit aus, so versteht man darunter diejenige Zeit, die nach Abzug von Schlaf, Hygiene, Wegzeiten, Wartezeiten, Berufs- und Hausarbeit verbleibt (vgl. Schmitz-Scherzer 1994: 34). Ausgehend davon soll hier eine Erweiterung des Begriffs aufgrund der besonderen Situation der PendlerInnen vorgenommen werden. Diese Definition wurde gewählt, da sie als Erweiterung einer negativen Begriffsbestimmung nach Lamprecht und Stamm (Freizeit ist Restzeit, die nach der Arbeit noch verbleibt) der emischen Sicht der PendlerInnen am nächsten kommt (vgl. Lamprecht und Stamm 1994: 33). Eine Steuerberaterin schildert dies folgendermaßen:

> *„Also speziell bei uns Wochenpendlern würde ich gerne anmerken, dass wir eigentlich zwei Leben leben: Wir leben das Berufsleben in Wien, begründet dadurch, dass halt berufliche Chancen nach einem Studium in Wien in besserer Form gegeben sind, und unser Freizeitleben am Wochenende, wo wir soziale Kontakte betreuen und einfach versuchen, zu alten Freunden und vor allem zur Familie Kontakt zu haben. Es ist nicht immer einfach, aber immer noch einfacher, als jeden Tag zu pendeln.“ (Interview 38)*

Die Teilung der Woche in Arbeitszeit und Freizeit hat eine räumliche und eine soziale Dimension. Der Arbeitsplatz und die Großstadt Wien werden gedanklich der Arbeitszeit zugeordnet, während Familie, Freunde und die Ortschaft, in der man groß geworden ist, der Freizeit zugeschrieben werden. Die Sozialisation und gesellschaftliche Struktur in einem dörflichen Umfeld, in dem die GesprächspartnerInnen aufgewachsen sind, prägen bestimmte Werte und Vorstellungen, zum Beispiel wie Freizeit verbracht oder gestaltet wird. Daher

greift das Anlegen städtischer Maßstäbe von Freizeitangeboten und -gestaltung zu kurz. Anne König, die sich mit dem Thema Kultur und Freizeit im Dorf näher auseinandersetzte, stellt folgende These auf:

> „Während städtische Kultur[111] durch die breitgefächerte Anzahl an Freizeitbeschäftigungen und -möglichkeiten besticht, zeichnet sich dörflicher Lebensstil durch die besondere Qualität des von Sozialkontakten begleiteten Freizeitlebens und der Sozialkontakte in der Freizeit selbst aus." (König 1982: 106)

König weist darauf hin, dass nicht die Art der gepflegten Interessen entscheidend ist, sondern die sozialintegrative Aufgabe, welche diese Aktivitäten in der Dorfgemeinschaft erfüllen. So lenkt sie die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Vereinswesen für die Freizeit. Ländliche Vereine unterscheiden sich jedoch laut König von Vereinen in der Stadt. Im Dorf verleihen sie einem lokalen Engagement Ausdruck (Brauchtum, Schützenverein usw.), in das jede/r Bewohner/in die eigene Person als Mittler/in der eigenen Interessen einbringt (vgl. König 1982: 113). Die Vereine stellen somit einen wichtigen Rahmen für die Sozialkontakte im ländlichen Raum dar. Im Rahmen dieser gesellschaftlichen Struktur können Beziehungen gepflegt und aufrecht erhalten werden. Ein Gesprächspartner schildert dies sehr anschaulich:

> *„Ja, im Burgenland ist es so ... Ich bin bei einigen Vereinen dabei, das heißt [beim] Sportverein, Feuerwehr, Jugend[112], und da gibt es so verschiedene Aktivitäten. ... Wenn der Sportverein irgendwas organisiert, war ich eigentlich immer einer der Federführenden, und wir haben dann immer irgendwelche Hallenfeste veranstaltet, Zeltfeste, und die von der Jugend aus haben ein Dorffest gemacht bei uns, des is recht lustig im Sommer. Dann machen wir immer einen Dorfausflug ... Da war ich immer dabei beim Organisieren, und es gibt da eigentlich immer was zu tun, wenn man runter [Burgenland] fährt, weil ja doch in der Jugend einige immer drauf schauen, dass irgendwas passiert, dass irgendwas gemacht wird, weil unter der Woche ist eigentlich eh recht wenig los unten, und so erstreckt sich das auf das Wochenende, das gesellschaftliche Leben, ... es gibt sehr viele Zeltfeste am Wochenende, wenn man da ab und zu hingeht. Oder sonst, am Sonntag am Vormittag fahre ich dann wohin und gehe dann frühschoppen ...In letzter Zeit hat sich das so eingebürgert, dass man wirklich am Sonntag Vormittag ins Gasthaus geht, das ist immer recht lustig, ein bisschen tratschen, was die ganze Woche so los war, da trifft sich halt die ganze Dorfbevölkerung und die ganzen*

---

[111] Unter Kultur versteht Anne König (1982: 6; zit. nach Mühlmann) „die Gesamtheit der typischen Lebensformen einer Bevölkerung einschließlich der sie tragenden Geistesverfassung, besonders der Werteinstellungen".

[112] Unter Jugend wird hier der Zusammenschluß einer Gruppe aller nicht verheirateten Frauen und Männer bis zum Alter von ca. 30 Jahren verstanden. Die Jugend unternimmt zusammen Ausflüge, organisiert Feste und gestaltet bei Hochzeiten ihrer Mitglieder den 'Prüfungsteil'.

Freunde ... Dann gehe ich radlfahren oder vielleicht Fußball spielen, Tennisspielen .... Je nachdem, wie es sich halt grad ausgeht in den zwei Tagen. Ja [es] spielt sich das ganze Freizeitgestalten dann eigentlich in den Vereinen und in der Jugend ab.“ (Interview 28)

Ein weiterer Informant, der mit seiner Familie pendelt und aus diesem Grund weniger Zeit in sein Engagement in Vereinen investieren kann, erzählt:

„Na ja, ich bin natürlich beim Sportverein dabei und bin Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr seit meinem achtzehnten Lebensjahr ... Aber damals ist jeder zur Feuerwehr gegangen, ... man muss Kurse machen, Winterkurse, Sommerkurse, den Meldekurs, Maschinenkurs, Kommandantenkurs ... Irgendwann hörst du auf und andere machen das weiter, weil sie sich eben mehr auf das spezialisieren, und dann bist du nur mehr Mitglied, das nur zwei mal im Jahr ein Feuerwehrgewand anhat, ja und nicht einmal dann mehr, weil man sich natürlich körperlich weiterentwickelt, und dann passt man nicht mehr so rein ... Meine Feuerwehrfunktion schaut im Moment so aus, wenn ein Begräbnis am Wochenende ist, da ist es halt so bei uns in einem kleinen Ort üblich, dass die Feuerwehr ausrückt, dass der Sarg getragen wird, dass eine Ehrengarde dasteht, und das schaut halt immer gut aus, wenn viele Feuerwehrleute da sind, und da versuche ich mitzumachen, da kann man sich ein Gewand ausborgen, und wenn wirklich ein großes Fest ist, da hilft man natürlich mit beim Aufbau, beim Abbau, wenn es sich zeitlich ausgeht. Aber das, was dann Insider machen bei der Feuerwehr, dass sie zur Weiterbildung gehen ... da kannst dann nicht mehr mitmachen ... ich gehöre auch nicht richtig dazu ... weil ich natürlich in Wien bin und überhaupt kein aktiver Feuerwehrmann sein kann [...]." (Interview 29)

Eine der InformantInnen beschreibt die Veränderung ihres persönlichen Einsatzes in einer Volkstanzgruppe:

„Also ich muss sagen, ich war früher viel bei Vereinen dabei, ich bin jetzt noch bei der Volkstanzgruppe dabei, aber nicht mehr so aktiv wie früher, ganz einfach weil auch die Proben unter der Woche sind, und wenn sie auch am Wochenende sind, bin ich mit meinem Partner zusammen oder mit dem Freundeskreis, mit dem man jetzt, zusammen ist. Aber offiziell, wie gesagt, bin ich noch dabei und irgendwie gehe ich auch hin, aber nicht mehr aktiv, das hört sich auch irgendwie auf." (Interview 38)

Diese Schilderungen zeigen, dass PendlerInnen mittels vollständiger oder eingeschränkter aktiver und/oder formaler Mitgliedschaft bei Vereinen versuchen, die Freundschaften und Bekanntschaften weiterhin zu pflegen und aufrecht zu erhalten. Durch Vereinsmitglied-

schaften, Freundeskreise und Kontakt zu Verwandten bleibt der Bezug zur Heimatgemeinde erhalten. Die Freizeitaktivitäten am Wochenende müssen sich aber nicht ausschließlich auf das Engagement in Vereinen erstrecken. Eine Interviewpartnerin beschreibt dies folgendermaßen:

> *„Also wir verbringen es [das Wochenende] hauptsächlich mit Sport, mit Tennis im Sommer, im Winter gehen wir sehr oft in die Therme nach Loipersdorf, weil die gleich neben Jennersdorf ist. Das ist klare Sache, das Wochenende wird hauptsächlich ver-gessen [viel gegessen] ... und ver-trunken ... wir verbringen sehr viel Zeit mit Kindern, weil ich habe gottseidank vier Neffen und Nichten, mit denen verbringen wir sehr viel Freizeit, allerdings nur am Wochenende." (ebd.)*

Kontakte zur Familie und/oder zum Freundeskreis nehmen ebenfalls einen hohen Stellenwert ein. Der oben nach Lamprecht und Stamm definierte negative Freizeitbegriff verbunden mit dörflichem Lebensstil greift daher zu kurz: Die Teilnahme an diversen Freizeitaktivitäten in der Gruppe dient nicht nur dem Vergnügen der einzelnen TeilnehmerInnen, sie dient auch der sozialen Integration im Burgenland.

Karner hebt ein weiteres Phänomen hervor, nämlich die geringe gesellschaftliche Integration am Arbeitsort. PendlerInnen haben – über den Arbeitsplatz hinausgehend – meist nur zu Verwandten und anderen PendlerInnen Kontakt (vgl. Karner 1992: 38). Auch in den Interviews haben GesprächspartnerInnen erwähnt, dass ihre Freunde am Arbeitsort nicht nur, aber oft aus dem Burgenland kommen, manchmal sogar aus ihrem Bezirk. Eine Pendlerin erzählt:

> *„Aber meine Freunde sind eigentlich alle aus dem Burgenland, meine Arbeitskollegen halt auch [...].“ (Interview 27)*

Der Freundeskreis eines Bankangestellten erweiterte sich durch die Freundin in Wien:

> *„[...] durch die B. hab' i eigentlich sehr viele andere Freunde auch kennen gelernt und de verstreun' se von der Steiermark bis Oberösterreich, Wiener und natürlich auch viele Burgenländer, weil wir ja doch no arbeiten und demgemäß sehr viele da sind und man trifft si natürlich auch mit denen bunt gemischt auch.“ (Interview 28)*

Der enge Kontakt zu BurgenländerInnen am Arbeitsort muss also nicht auf diese beschränkt sein. Das Leben in der Stadt kann sowohl zum Knüpfen von neuen Bekanntschaften als auch zur Nutzung der Freizeitangebote der Stadt während der arbeitsungebundenen Zeit führen. Ein Gesprächspartner beschreibt seine Aktivitäten:

> *„In Wien ... ich wohne bei meiner Freundin und wir gehen eigentlich ins Kino ...Unter der Woche [sind wir] des öfteren zu Hause, bzw. sonst gehe ich mit irgendwelchen Freunden weg, wir gehen auch des öfteren Badminton spielen, laufen ab und zu ... Eigentlich bin ich zu faul, aber ein Mal in der Woche sollte es sich ausgehen, und ab und zu gehen wir ins Theater, so alle vierzehn Tage, drei Wochen einmal, je nachdem, wie es sich gerade ausgeht [...]." (Interview 28)*

Die Aufzählung der vielfältigen Aktivitäten wird von der Aussage "*und sonst nix besonders*" relativiert und ist ein weiteres Indiz dafür, dass der am Arbeitsort ausgeübten Freizeitbeschäftigungen wenig Gewicht innerhalb des Denkmodells Freizeit zugeschrieben wird.

Die Vorstellung der PendlerInnen von Freizeit in Verbindung mit dem Wochenende ist also von mehreren Faktoren beeinflusst. Ausgehend von der erweiterten Negativ-Definition – unter Freizeit versteht man diejenige Zeit, die nach Abzug von Schlaf, Hygiene, Wegzeiten, Wartezeiten, Berufs- und Hausarbeit verbleibt – muss auch das Umfeld, in dem ein Mensch aufwächst, berücksichtigt werden. Das soziale Umfeld in der Kindheit und damit einhergehende geteilte Wertvorstellungen beeinflussen ebenfalls die Auffassung von Freizeit. Daher können das Verständnis von Freizeit und ihre ausschließliche Zuordnung zum Wochenende für Außenstehende widersinnig erscheinen. Die Pflege und Aufrechterhaltung von sozialen Kontakten ist eine von allen InterviewpartnerInnen geteilte Wertvorstellung. Die Familie und Vereine bilden den Rahmen und dienen in weiterer Folge der Verankerung der PendlerInnen in ihrem Heimatort, trotzdem sie den Großteil der Woche am Arbeitsort verbringen.

Das Leben zwischen zwei Welten birgt positive und negative Aspekte. Diejenigen, die es schaffen, die Schwierigkeiten zu meistern, sind in der Lage, von den Vorteilen beider Welten zu profitieren. Zu den Vorteilen der Stadt wird das breitere Warenangebot gezählt. Eine Informantin erzählt:

> *„Aber das meiste kaufe ich eigentlich in Wien, auch Bücher, CDs, du hast einfach eine größere Auswahl in Wien. Ich habe zwar genauso einen Libro unten [Burgenland], wie ich einen Libro in Wien habe ... aber du findest beim Libro in Güssing nicht die gleichen Sachen wie beim*

Libro in Wien ... Wenn ich wohin gehe und ich sage, ich weiß nicht genau, was ich will, aber ich möchte eine entsprechende [Auswahl] haben, dann bleibe ich am Freitag oft länger in Wien, damit ich einkaufen kann ... dann fahre ich erst am Abend runter [Burgenland], aber das meiste kaufe ich in Wien.“ (Interview)

Manche Aspekte lassen sich nicht eindeutig als Vor- oder Nachteile einordnen. Sie werden je nach Situation als angenehm oder als störend empfunden. Vorteile können sich auch in ihr Gegenteil umkehren. Durch das Pendeln gehören die GesprächspartnerInnen mindestens zwei sozialen Welten an. In jedem dieser gesellschaftlichen Umfelder gelten andere Regeln des Zusammenlebens. Die dadurch frei werdenden Emotionen "pendeln" ebenfalls zwischen diesen beiden auch geographisch voneinander getrennten Lebensbereichen. Städtische und ländliche Lebensweise werden daher ambivalent erlebt. Die selbe Interviewpartnerin beschreibt ihre gemischten Gefühle auf sehr anschauliche Weise:

„Was mir halt taugt [gefällt] unten [Burgenland]: Jeder kennt jeden ... du fühlst dich nicht so alleine ... Also ich bin auch nicht einsam ... Aber es ist einfach so, egal wo du hin gehst, du wirst sicher jemand treffen, dass du sagst, o.k., jetzt kenne ich jemanden, manchmal ist es sogar zu viel, manchmal bin ich froh, wenn ich sagen kann, gottseidank jetzt komme ich nach Wien ... es gibt einen gewissen Dorftratsch, ich wohne in einem Dorf mit dreihundert Einwohnern und wenn da jeder jeden kennt ... also mir ist das manchmal zu viel ... mich macht das dann oft so wütend, weil ich mir oft denke, was geht die [Dorfbewohner] das eigentlich an, was ich mache, dann bin ich schon froh, dass ich sagen kann, jetzt fliehe ich wieder ein bisschen in die Stadt. Aber dann, wenn du so durch die Straße gehst und so, und da kennst du niemanden und du mußt da durch, dann denke ich mir schon, na ja, unten [Burgenland] tätest jetzt schon »Hi« sagen, und »Hallo« und »Hab' d'Ehre« und »Wie geht's da«, und da [Stadt] schaut dich nicht einmal jemand an, das ist halt, was mi scho manchmal abschreckt, und ich war total fasziniert.“ (Interview 27)

Die überschaubare dörfliche Gemeinschaft wird nicht nur als Ort der Geborgenheit empfunden. Sie kann auch in Form der sozialen Kontrolle als Belastung wahrgenommen werden. Das Eintauchen in die Anonymität der Großstadt ist deshalb willkommen. Obwohl sich die GesprächspartnerInnen nicht einsam fühlen, vermissen sie engere soziale Beziehungen, wie sie in ihrer Ortschaft üblich sind. Dann wird die zuvor als beengend betrachtete dörfliche Gemeinschaft zu einem willkommenen Ausgleich. Ein anderer Gesprächspartner beschreibt seine ambivalenten Gefühle mit sehr drastischen Worten:

„Ich würde es am Land die ganze Zeit nicht aushalten ... Ich fahre am Wochenende auf s Land, würde ich jetzt eine Woche lang am Land sein, dann denke ich mir, da liegt ja der Hund begraben. Da tut sich überhaupt nichts. Das ist also was, [was man], wenn man sich aufregt, nicht bedenkt, dass man jetzt einpacken, auspacken, hin- und herfahren muss. Ja, man hat Abwechslung, und das macht es im Leben aus eigentlich. Das sind zwei Welten und man würde es in keiner ganz aushalten und man kann da irgendwie fliehen oder flüchten, wenn es einem da nicht gefällt, da hat man etwas ganz was anderes, kann die Sorgen vergessen, und wenn es dann nicht mehr [in Ordnung] ist, fährt man wieder dorthin [Stadt]. Wenn es mir nicht taugt [gefällt] runter [Burgenland] zu fahren, dann bleibe ich halt da in Wien.“ (Interview 38)

Da sich das soziale Leben im Dorf größtenteils am Wochenende abspielt, wird die Vorstellung, während der Woche im Ort zu wohnen, mit Langweile verbunden. Die mit dem Pendeln verbundenen Mühen werden durch die positiven Aspekte der Abwechslung und Fluchtmöglichkeit ausgeglichen. Einerseits bieten die zwei Lebenswelten Ausweichgelegenheiten, andererseits darf nicht vergessen werden, dass die Fahrt vom Burgenland zum Arbeitsort immer angetreten werden muss, während sie im umgekehrten Fall unterlassen werden kann.

Die Pendelwanderung wird nicht nur als Lösung bei der Suche nach einem Arbeitsplatz mit adäquater Bezahlung gesehen. Die PendlerInnen selbst füllen diese Lebensweise mit Bedeutungen. Das Leben in zwei Welten bietet auch die Chance, das Pendeln mit den positiven Aspekten des jeweiligen anderen Lebensbereiches zu verknüpfen.

BIBLIOGRAPHIE

AMT DER BURGENLÄNDISCHEN LANDESREGIERUNG
1994 Landesamtsdirektion – Raumordnung Landesstatistik. Wohnbevölkerung Beschäftigte Pendler des Burgenlandes. Eisenstadt.
1999 Landesamtsdirektion – Stabstelle Europabüro und Statistik. Umsetzung der Strukturfondsförderung im Burgenland. 5. Bericht der Burgenländischen Landesregierung an den Landtag. Eisenstadt.

DEINHOFER, Elisabeth/HORVATH, Traude (Hg.)
1991 Grenzfall Burgenland 1921 – 1991. Großwarasdorf, Eisenstadt: Kanica.

EMERT, Karl
1982 Kultur im Dorf – Dorfkultur. Probleme und Perspektiven einer Kulturarbeit im Ländlichen Raum. Rehburg: Loccum.

FASSMANN, Heinz
1990 Arbeitsmärkte in der Peripherie. In: Faßmann/Pröll (Hg.), 6 – 22.
1992 Migration und Arbeitsmarkt. Theoretische Konzepte und Kritik. In: Horvath/Münz, 4 – 17.

FASSMANN, Heinz/PRÖLL, Ulrike (Hg.)
1990 Standort Burgenland. Probleme und Entwicklungschancen der Peripherie. Eisenstadt: Prugg.

GAÁL, Zoltán
1993 Nyugat-Magyarország és Kelet-Ausztria. Westungarn und Ostösterreich. Györ.

GEOGRAPHISCHES JAHRBUCH BURGENLAND 1997. Eisenstadt.

HORVATH, Traude
1996 „... I bin Amerikaner ... oba fühlen tua i wia ein Österreicher.“ Burgenländische Auswanderung nach 1945. In: Horvath/Neyer, 549 – 568.

HORVATH, Traude/MÜNZ, Rainer (Hg.)
1992 Migration und Arbeitsmarkt. Eisenstadt: Prugg.

HORVATH, Traude/NEYER, Gerda (Hg.)
1996 Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien: Böhlau.

JANDRISITS, Wolfgang/PRATSCHER, Kurt
1991 Ostöffnung: Burgenlands Chance oder ...? In: Deinhofer/Horvath.

KARNER, Günter
1991 Zugvögel. Burgenländische Wanderungsbewegungen. In: Deinhofer/Horvath, 161 – 174.
1992 Pendeln: Schicksal oder Chance? Soziale und kulturelle Aspekte der Arbeitsmigration. In: Horvath/Münz, 34 – 44.

KRÖPFL, Franz
1993 Wirtschaftsleben in Burgenland. In: Gaál, 142 – 145.

KÖNIG, Anne
1982 Kultur und Freizeit auf dem Dorf. In: Emert, 105-115.

KORPITSCH, Martin
1980 Die Situation der burgenländischen Pendler. Wien: Diplomarbeit.

LAMPRECHT, Markus/STAMM, Hanspeter (Hg.)
1994 Die soziale Ordnung der Freizeit. Soziale Unterschiede im Freizeitverhalten der schweizer Wohnbevölkerung. Zürich: Seismo Verlag.

SCHMITZ-SCHERZER
1994 In: Lamprecht/Stamm.

WEDRAL, Heinrich
1992 Pendelwanderung, Abwanderung und die Situation auf dem burgenländischen Arbeitsmarkt. In: Horvath/Münz, 18 – 33.

MIT FEUER UND EISEN

SCHMIEDEHANDWERK IM SÜDBURGENLAND

Michael Lidauer

VORBEMERKUNGEN

Der universitäre Feldaufenthalt im Südburgenland im Winter 1997 war – mit der Sammlung Salmhofer als Angelpunkt – auf die vier Berufssparten Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Lohnarbeit hin ausgerichtet. Die Gruppe „Handwerk", bestehend aus sieben Studierenden[113], konzentrierte sich dabei von Anfang an auf Schmiede. Während sich die Kolleginnen in ihrer Arbeit vor allem objekt-bezogenen Fragen sowie Sammlungs- und Präsentationskonzepten widmeten, war es meine Aufgabe, gemeinsam mit Jasmine Böhm, „Interviews zum regionalen Kontext" zu führen. Unsere Fragestellungen waren nur zu einem kleinen Teil auf die Verwendung bestimmter Gerätschaften fokussiert; sie waren viel weiter gesteckt. Wir gingen nach einem Leitfaden vor, den wir im Laufe unserer Tage vor Ort auch verändern und verfeinern mussten. Dieser Leitfaden erstreckte sich auf die Bereiche Arbeitsprozesse, Werkstatt, Werkzeug, Rohmaterialien und Produkte, Ausbildung, multiethnische Arbeitssituation, Religion, Mythen und Geschichten, sowie Arbeitsalltag. In besonderen Gesprächsmomenten hakten wir nach und gingen mit unseren Fragen in die Tiefe, wenn wir etwas nicht verstanden hatten oder genauer wissen wollten.

In einem teilweise lebensgeschichtlichen Rahmen erfuhren wir von unseren InformantInnen[114] Geschichten aus dem Berufsfeld der Schmiede. Uns wurden (versteckte) Wertvorstellungen vermittelt, Berufsweisheiten und Arbeitstechniken erklärt, Witze erzählt, und – verbunden mit bestimmten Erinnerungen – auch Tränen gezeigt. Häufig hatten wir den Eindruck, dass es unseren GesprächspartnerInnen selbst Freude bereitete, aus ihrem Erfahrungsschatz zu berichten, interessierten jungen Menschen Teile ihres Wissens weiterzugeben und – oftmals – von einem „Damals" zu erzählen. Dementsprechend groß war auch der Enthusiasmus auf Seiten der Studierenden. Für viele von uns bot das „Burgauberg-

---

[113] Jasmine Böhm, Gabriele Grunt, Irene Katzensteiner, Michael Lidauer, Gertraud Schmekal, Andrea Strasser und Anna Streissler

[114] Im Folgenden wird die gender-offene Schreibweise *-Innen* nur mehr eingesetzt, wenn tatsächlich beide Geschlechter gemeint sind. Beim Schmiedehandwerk handelt/e es sich um ein eindeutig männerdominiertes Gewerbe.

Seminar“ die erste Möglichkeit, praktisch „im Feld“ zu arbeiten. Allen unseren InformantInnen gebührt an dieser Stelle unser aufrichtiger Dank.

In diesem Artikel soll ein wohl lückenhaftes, der historischen / gegenwärtigen Wirklichkeit hoffentlich aber nahe kommendes Bild vom Berufsfeld der Schmiede in einem agrarisch dominierten, dörflichen Kontext – der peripheren Region Südburgenland – gezeichnet werden. Zum Erstellen dieses Bildes stehen mir zehn Interviews und meine persönlichen Erinnerungen an die geführten Gespräche zur Verfügung. Bis auf eine sind alle der von uns interviewten Personen heute pensioniert. Sechs von ihnen haben das Schmiedehandwerk erlernt, ein siebter ist als Schlosser ausgebildet worden. Einer der Informanten war Landwirt, ein anderer Wagner. Die einzige Frau, mit der wir ein Gespräch führten, ist in einer Schmiedefamilie aufgewachsen. Nur zwei der Informanten haben das Schmiedehandwerk ohne Unterbrechung bis zu ihrer Pensionierung und darüber hinaus ausgeübt. Soweit dies möglich ist, ergänze ich die durch die Interviews erhobene Information durch Sekundärliteratur; die Narration[115] unserer Gesprächspartner steht als sowohl beschreibendes als auch erklärendes Medium aber im Vordergrund dieses Textes.
Wenn der räumliche Kontext mit dem agrarisch dominierten Raum Südburgenland festgelegt wird, so kann der zeitliche Rahmen des untersuchten Feldes – berücksichtigt man das Alter des Gros unserer Informanten – ungefähr auf die Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und den frühen sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts festgelegt werden. Teilweise wurde in den Berichten zwar auf die Erzählungen des Vaters oder Großvaters zurückgegriffen; Kernbereiche der im folgenden beschriebenen Tätigkeiten sind bestimmt um einige Jahrhunderte älter als der genannte Zeitraum, und vereinzelt reicht die Ausübung des traditionellen Schmiedehandwerks bis in die neunziger Jahre. Hier zählt jedoch nicht nur der lebensgeschichtliche Rahmen unserer InformantInnen. Große technische und soziale Veränderungen ab den frühen fünfziger Jahren – im Handwerk des Schmiedes zum einen und im agrarischen Kontext zum anderen – zeichnen das Ende, oder zumindest eine große Verschiebung in der Ausübung des Berufes.

Zu Beginn erläutere ich das dörfliche Feld, in das eingebettet ich das Schmiedehandwerk beschreibe, und das von den Beziehungsnetzen zwischen Bauern und Handwerkern dominiert wird. Dann sollen die wichtigsten Arbeitstechniken und Materialen, die zu einem

[115] Unterschiedliche Transkriptionsweisen der Interviews sind zum einen auf zum Teil beträchtliche Variationen im Dialekt, zum anderen auf die Handhabung der jeweiligen Studierenden zurückzuführen, die das Gespräch von der Tonaufnahme zu Papier gebracht haben.

großen Teil auch das Selbstverständnis der von uns interviewten Handwerker ausmachen, sowie ihr Arbeitsplatz – die Schmiede – veranschaulicht werden.
Der längere Teil des Beitrags widmet sich den Tätigkeitsbereichen des Berufes. Diesbezügliche Fragen nahmen auch den größten Teil unserer Interviews ein. Die wesentlichsten Tätigkeiten von Dorfschmieden im Südburgenland waren Hufbeschlag und –pflege, die Produktion von landwirtschaftlichen Geräten sowie Reparaturarbeiten.
Die Einordnung der Rastelbinder und Kesselflicker (meist Roma-Schmiede) in das Themenfeld gestaltet sich schwierig. Roma hatten aufgrund ihrer marginalisierten sozialen Rolle ganz selten die Position eines Dorfschmiedes inne oder waren bei einem solchen in Ausbildung. Dennoch waren ihre metallverarbeitenden Tätigkeiten bis vor der NS-Zeit aus dem dörflichen Alltag nicht wegzudenken. Aufgrund seiner Komplexität ist dem Thema ein eigener Beitrag in diesem Band gewidmet.[116]
In einem kurzen Abschnitt werden mit dem Beruf des Schmiedes einhergehende gesundheitliche Aspekte erläutert.
Das Thema der Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen und deren Verhältnis zum Arbeitsplatz und zur Familie des Meisters ist im Artikel nur bruchstückhaft dokumentiert. Zum einen, weil uns dafür nicht ausreichend Material zur Verfügung steht, zum anderen weil die zeitliche Einordnung der Informationen innerhalb der erhobenen Daten teilweise nur schwer möglich ist.
Zum Abschluss des Textes gehe ich auf den Wandel des Berufsfeldes und verschiedene „Folgeberufe“ des Schmiedes ein.

An dieser Stelle bleibt noch, den KollegInnen für das freudvolle gemeinsame Tun sowie den LeiterInnen der Lehrveranstaltung für ihre geduldige Betreuung während des Aufenthalts und bei der Arbeit an diesem Text zu danken.

HANDWERK IM DÖRFLICHEN KONTEXT

Während sich in urbanen Zentren wie Wien, Eisenstadt oder Budapest das Schmiedehandwerk vom Mittelalter bis zur Neuzeit oft mannigfach differenzierte[117], entwickelten sich in der peripheren Region Südburgenland drei wesentliche Pfade des Schmiedehandwerks, die aber allesamt vom Dorfschmied (mit seinen Gehilfen) an derselben Werkstätte ausgeführt

[116] Siehe die detaillierte Darstellung von Böhm und Strasser: „Schmied oder Schmiedl?“ in diesem Band.

[117] Hufschmied, Waffenschmied, Messerschmied, Kettenschmied, Schlüsselschmied, etc.

wurden. Dies sind Hufbeschlag und –pflege, die Produktion von Wägen und Anhängern gemeinsam mit dem Wagner, sowie die Produktion und Reparatur von landwirtschaftlichen Geräten. Kunstgewerbliches Schmiedehandwerk hat sich im Südburgenland nicht als eigenständiger Zweig entwickelt.
In herrschaftlichen Schmieden (wie jener in Güssing) waren die Tätigkeiten der Handwerker durch adelige Aufraggeber und deren Bedarfe bestimmt. Im dörflichen Kontext hingegen wurde das Berufsfeld hauptsächlich durch das Beziehungsgeflecht Schmied – Bauer geprägt. So waren die Produkte der Dorfschmiede vor allem auf die Bedarfe der Landwirtschaft hin ausgerichtet.

> *„Ja, die Bauern, [der] Schmied war hauptsächlich da für die Bauern, Huf beschlagn, Wagn beschlagn, Eggen, die Pflüge hamma hergricht." (Interview 40: 10)*

Zahlreiche Erfindungen und Spezialanfertigungen belegen ein hohes Maß an Kreativität, mit der die Handwerker dem lokalen Bedarf gerecht wurden: Kartoffelanhäufler[118], Quetsch[119]- und Schrotmühlen[120], ein Hack- und Häufelpflug[121], ein horizontaler Wendepflug[122], Rübenzerkleinerer[123], Düngerstreuer, Setzmaschinen[124]. Einige dieser Gerätschaften waren sogar als Patente angemeldet.

Die Bezahlung der Schmiedearbeiten erfolgte häufig in Naturalien[125], seltener in Bargeld. Es war nicht immer leicht, ausstehende Schulden einzutreiben, denn

> *„[...] gleich hat keiner zahlt. Die kleinen Bauern, die haben zu Neujahr zahlt. Wenn [sie] dann Weihnachten kommen sind, da haben's ihr Getreide verkauft, ein Viech verkauft, und dann sind's kommen und haben den Schmied bezahlt. Die größeren Bauern, was mehr braucht haben, sind alle zwei, drei Monat kommen zahlen." (Interview 48: 18)*

Da konnte es schon vorkommen, dass sich so mancher Landwirt nicht an die eine oder andere Dienstleistung des Schmiedes erinnern konnte und dem Eintrag auf dessen Liste

---

[118] Vgl. Interview 45: 3.

[119] Vgl. Interview 45: 3.

[120] Vgl. Interview 48: 9.

[121] Vgl. Interview 49: 31.

[122] Vgl. Interview 39: 1f.

[123] Vgl. Interview 44: 34f. und Interview 48: 9.

[124] Vgl. Interview 48: 2.

[125] Vgl. Interview 41: 16: „*Und da Baua hot uns dafür dawei an Schunkn gebm oda a Gsöchts oda a Schmoiz gebn, a Fettn gebn a*."

keinen glauben schenkte – und der Betrag blieb offen.[126]
Zu einer Nahrungsknappheit für Handwerker kam es aber selten. Die Inhaber der Schmiedebetriebe waren meist auch Nebenerwerbsbauern:

> *„Und dos, wos ma zum Essn braucht ham, is ongebaut wurn. Zwa, drei Kühe ghobt und no a poa Schweindln, mit den hot ma donn eigentlich [...] fortgelebt. Oiso, wos da Schmied sogma zum Essn braucht hot, des hot a sich nebenbei vadient." (Interview 41: 16)*

Schmiedemeister bekleideten oftmals sozial hochstehende Positionen wie das Amt des Bürgermeisters, hatten einen Platz im Gemeinderat, konnten Feuerwehrhauptmann sein und hatten bei der sonntäglichen Messe einen eigenen Platz in der Dorfkirche.[127]

ARBEITSVORGÄNGE, WERKZEUGE UND ARBEITSPLATZ

Ein charakteristisches Merkmal der Schmiedearbeit ist die Verformung von Eisen in warmem Zustand. Die wichtigsten Werkzeuge dazu sind Hämmer, Zangen und Amboss. Ein guter Schmied sollte an der Farbe des Feuers[128] und an der Farbe des Eisens[129] die Temperatur des Metalls erkennen. Wird das Werkstück mit einer Feuerzange aus der Esse auf den Amboss gelegt, muss die Temperatur des Eisens durch den richtigen Hammerschlag, je nach beabsichtigtem Produkt, erhalten bleiben.[130]
Der Sohn eines vor und nach dem Zweiten Weltkrieg sehr bekannten Schmiedemeisters in der Region, selbst gelernter Schmied und später im Stahlbau tätig, beschreibt diese Arbeit als kreativen Prozess:

> *„Schmieden is jo [...] was Wunderbores, man kann Formen gestalten, man kann was bewegen, net, Eisen is jo so ein interessantes Produkt, Eisen, wenn man's erhitzt, kann man's miteinander verbinden, also man kann zwei Eisenstücke auf ewig zamm verbinden." (Interview 49: 3)*

---

[126] Vgl. Interview 48: 18.

[127] Vgl. Interview 39:16, Interview 41: 6 und Interview 45: 6.

Hier ist wichtig anzumerken, dass dieser Beitrag allerdings nicht nur von Schmiede*meistern* spricht, sondern von Personen, die diesen Beruf erlernt haben oder ihm zumindest nahe stehen. Nicht alle als Schmiede ausgebildete Männer stiegen zu sozialen Helden auf, obwohl sie (soweit die Aussagen unserer InformantInnen) auch bei einem späteren Berufswechsel verhältnismäßig erfolgreich waren.

[128] Vgl. Interview 49: 20.

[129] Vgl. Interview 44: 19.

[130] Vgl. Interview 44: 19.

Einige unserer Informanten bezeichnen das *Feuer Schweißen* (im Gegensatz zum Autogenen Schweißen [schon vor dem Zweiten Weltkrieg], dem Elektronischen Schweißen [ab den fünfziger Jahren] und dem CO2-Schweißen) als eigentliches Charakteristikum des Schmiedehandwerks: „*[D]a Voda und da Großvoda. De warn nur mit Feuer, wia da Schmied gwen is.*“[131]

Abb. 22: Amboss mit Werkzeugen

Die „Kunst der Feuererhaltung“[132] ist demnach für dieses Handwerk ebenso wesentlich wie die Arbeit am Amboss.

Es war eine der ersten Tätigkeiten des Tages, meist die eines Lehrlings, am Morgen die Esse einzuheizen.[133] Dafür wurde, konnte der Werkstattinhaber es sich leisten, besondere Schmiedekohle verwendet, kleine, etwa gleich große Stücke, die als Glut zusammenschmelzen und „einen schönen Kuchen“ bilden. Damit das Feuer nicht zu groß wurde, also nicht zuviel Energie verloren ging, wurde die Glut immer wieder mit dem Bartwisch aus dem Wasserbecken besprenkelt[134] oder der Glutstock mit einem nassen Tuch abgedämpft.[135] Weniger bemittelte Handwerker, die sich die Schmiedekohle nicht leisten konnten, verwen-

[131] Vgl. Interview 44: 1.

[132] Vgl. Interview 49: 20.

[133] Vgl. Interview 40: 13 und Interview 49: 14.

[134] Vgl. Interview 49: 19ff.

[135] Vgl. Interview 44: 20.

deten Koks, die ein Lehrling in Arbeitspausen zu zerkleinern hatte.[136] Auch in einer großen Schmiede war man in Krisenzeiten wie während des Zweiten Weltkriegs auf Notbehelfe angewiesen: Im Hof bei einer Werkstatt wurden Buchenscheiter verkohlt, was aber nur ein mangelhaftes Ergebnis bot. Die großen Holzkohlenstücke schmolzen nicht gut zusammen, verbrannten schneller, und die Verletzungsgefahr stieg. Kleine Glutteile sprangen immer wieder ab, konnten Haut und Haar verbrennen.[137]

Amboss und Esse waren unabdingbare Elemente der Schmiedewerkstätte, die oft als ein vom Russ geschwärzter Raum beschrieben wird.[138] Charakteristisch, besonders für ältere Werkstätten waren Lehmböden.[139] Bei schlechtem Wetter (Niederdruck) konnte es vorkommen, dass der ganze Raum mit Rauch gefüllt war und so die Arbeit erheblich erschwert wurde.[140] Der Blasebalg oder das elektronisch betriebene Gebläse, der/das dem Erhalt der Glut in der Esse diente, konnte sich in einem neben oder über der Schmiede liegenden Raum befinden. Durch Rohre wurde die frische Luft zur Esse geleitet.[141]
Das Treten des Blasebalges galt als eine anstrengende Tätigkeit, die vom Schmied selbst, von einem Lehrburschen[142] oder auch von einem Bauern erledigt werden konnte, der etwa den Hufbeschlag seines Pferdes abwarten musste. In der Schmiede waren weiters Werkbänke sowie Lager für Werkzeuge, Arbeitsteile und fertiggestellte Produkte zu finden. Bei manchen Werkstätten gab es einen zweiten großen, nach außen offenen Raum, in dem die Pferde beschlagen wurden.[143]

---

[136] Vgl. Interview 40: 14.

[137] Vgl. Interview 49: 20.

[138] Vgl. Interview 44: 33 und Interview 45: 3.

[139] Vgl. Interview 44: 4.

[140] Vgl. Interview 44: 33.

[141] Vgl. Interview 44: 15.

[142] Vgl. Interview 40: 12f.

[143] Vgl. Interview 44: 4f. und Interview 45: 2.

TÄTIGKEITSBEREICHE

HUFBESCHLAG[144]

Es ließ sich nicht genau eruieren, ab wann in den Schmieden der südburgenländischen Peripherie industriell gefertigte Hufnägel und Hufeisen verwendet wurden; die wenigsten der Informanten haben diese noch selbst regelmäßig geschmiedet.[145] Die in verschiedenen Größen gekauften Eisen mussten aber auf jeden Huf individuell angepasst werden. Als wichtigste Werkzeuge für Hufbeschlag und Pflege galten verschiedene Messer zum Reinigen und Beschneiden des Hufes und der Weichteile (vgl. Hugger: 16 und Kuntz: 114f.), ein Hammer, drei Zangen, darunter eine Beißzange zum Abziehen der alten Nägel, eine Raspel und eventuell ein Holzbock, auf den der Huf aufgelegt wurde.[146] Zuerst wurde das alte Eisen abgenommen (vgl. Kuntz: 114), dann reinigte und beschnitt der Schmied den Huf und die Weichteile. An das neue Eisen schmiedete er Stollen an, die das Abrutschen des Tieres auf lehmigem Boden sowie auf Asphalt, Beton oder Eis verhindern sollten.[147] Dann wurde das erhitzte Hufeisen aufgebrannt, um es ideal an den Huf anzupassen.[148]
Der Geruch nach versengtem Huf blieb einer Informantin als besondere Kindheitserinnerung haften.[149]
Beim eigentlichen Beschlag musste der Schmied oder der Gehilfe besonders vorsichtig sein und darauf achten, den Hufnagel (mit rechteckigem Kopf) richtig anzusetzen, damit er nicht „ins Leben“[150] trifft. Abschließend wurden die Nägel außen umgebogen und Huf und Eisen

---

[144] Gesamter Hufbeschlag vgl. Hugger (1967: 16-20) sowie Kuntz (1990: 114f.).

[145] *„[W]ie die schlechten Zeiten war´n [die Wirtschaftskrise während der 30er Jahre; Anm. d. Autors], da haben wir von zwei alte Hufeisen ein neues g´macht. Die sind im Schmiedfeuer z´amm g´schweißt worden. Die sind z´samm g´legt worden und einmal eine Seite erhitzt g´worden und z´samm g´schlagen worden. Und dann die andere Seiten und dann vorn der Griff drauf. Und mit dreimal einhalten [ist] das Hufeisen von zwei alten ein Neues worden.“* (Vgl. Interview 48:18)

[146] Vgl. Interview 48: 16.

[147] Vgl. Interview 44: 7 und 24f. und Interview 46: 15.

[148] Vgl. Interview 40: 3.

[149] Vgl. Interview 45: 9.

[150] Dieser Punkt wurde von vielen Informanten besonders betont. Dabei verwendeten die Handwerker immer den selben Terminus: „*ins* / *aufs Leben*“, d.h. ins mit Nerven durchsetzte Gewebe (vgl. Interview 40: 5, Interview 44: 7, Interview 48: 2).

rundherum abgeraspelt.[151] Ein Schmied konnte sich daran erinnern, dass für manche Bauern die Hufe ihrer Tiere auch noch lackiert wurden:

> *„Der ganze Huf schwarz augstrichn, hot's guat ausgschaut ... oft rot ... wie wer [...] hot hobn wolln." (Interview 44: 7)*

Um einer etwaigen Verletzungsgefahr durch Ausschlagen des Pferdes vorzubeugen, wurden bei störrischen Tieren Vorkehrungen zum Hufbeschlag getroffen. In einer Schmiede waren Gehilfen dafür zuständig, das Pferd durch einen metallenen Ring in der Nase oder, etwas sanfter, mit einer in Wein getränkten Semmel ruhig zu halten und das Bein mit Seilen hochzuziehen.[152] Sowohl für die Schmiede als auch für die Bauern konnten Hufbeschlagtage (die dem Schmied meist vorher angekündigt wurden[153]) wichtige soziale Ereignisse sein. Wenn die Bauern nicht selbst den Huf hochhielten (vgl. Hugger 1967: 20), gingen sie derweil ins Wirtshaus und kehrten manchmal später nach Hause zurück als ihre Pferde:

> *„Für de Bauern war des mehr oder weniger a großer Tog, wenn sie zum Schmied g'foan [sind] Hufbeschlogn. Des is imma vabundn gwordn mit an Wirtshausgaung, de Pferdl san eingspaunt wordn wieda am Wogn, und wenn's dem Pferd zu bunt g'wordn is, san de allanich hamgaungen in Stoll." (Interview 44: 13f.)*

VETERINÄRMEDIZINISCHES WISSEN

Die Schmiede waren nicht nur dafür zuständig, die Hufe der in der Landwirtschaft eingesetzten Zugtiere regelmäßig zu beschlagen, sondern sie auch zu pflegen und ihr im Laufe der Jahre erworbenes medizinisches Wissen hier einzusetzen:

> *„Des hamma im Gefühl schon ghobt wann ma hingriffn ham, hamma gwusst von [der] Fessel hinunter da Huaf, der hat uns ghört."*[154]

War ein Huf durch das Eintreten eines Fremdkörpers eitrig geworden, wurde der Eiterherd mit dem Messer geöffnet, das Eiter entfernt und die Wunde dann mit Holzteer oder

---

[151] Vgl. Interview 48: 2f.

[152] Vgl. Interview 44: 5.

[153] Vgl. Interview 49: 12.

[154] Vgl. Interview 40: 18.

Klauensäure[155], mit Jod[156] oder mit Kupfervitriol[157] versorgt, einem Mittel, das aus dem regionalen Weinbau auch als Insektizid bekannt war. Des öfteren fertigten die Hufschmiede auch Spezialanpassungen an kranke Hufe[158], oder setzten für ein bis zwei Wochen ein Metallblatt in das Hufeisen ein, um eine Wunde zu schonen.[159]
Manche Handwerker wurden zu richtiggehend tierärztlichen Einsätzen wie einem Kaiserschnitt (sic!) bei Rindern herangezogen:

> *„... und so wie bei der Kuah der Gebärmuttersack aussignommen wird, Kaibl aussi und dann wird wieda zuagnäht, is ganz das selbe, nur arbeit ma beim Mensch halt viel reiner." (Interview 40: 4)*

Operationen dieser Art standen freilich nicht an der Tagesordnung. Von einem Schmied wissen wir, dass er zwei Mal im Jahr die umliegenden Bauernhöfe zur Hufbeschau besuchte.[160] Im Notfall konnte ein Schmied auch zu einem verletzten Tier geholt werden[161], in der Regel kamen die Bauern oder Händler aber mit ihren Tieren zu dessen Werkstätte.
Beschlagen und durch Schmiede betreut wurden im südlichen Burgenland nicht nur Pferde, sondern auch Ochsen und Kühe[162] (manche Bauern setzten für die Ackerwirtschaft überhaupt nur Kühe ein[163]). Pferde waren auch im regionalen Transportwesen[164] und überregionalen Handel von großer Bedeutung.

PRODUKTION VON WÄGEN UND ANHÄNGERN

Neben dem Hufbeschlag und der Hufpflege bestand (und besteht vereinzelt noch) ein weiteres großes Tätigkeitsfeld der Schmiede in der Produktion und Reparatur von Werkzeugen und Geräten aus Metall für landwirtschaftliche Betriebe. Im Wesentlichen wurden

---

[155] Vgl. Interview 48: 15.

[156] Vgl. Interview 44: 10.

[157] Vgl. Interview 40: 19, Interview 48: 15 und Interview 49: 13.

[158] Vgl. Interview 44: 24f.; auch *Wintereisen*: vgl. Interview 46: 15.

[159] Vgl. Interview 40: 2, Interview 44: 10 und Interview 49: 13.

[160] Vgl. Interview 48:15.

[161] Vgl. Interview 49: 13.

[162] Vgl. Interview 39: 1, Interview 40: 3 und Interview 42: 1; vgl. den Beitrag von Ahrer in diesem Band.

[163] Vgl. Interview 42: 1.

[164] Vgl. Interview 39: 6.

Holzgeräte durch Metall ergänzt[165]: Die oben erwähnte Zusammenarbeit zwischen Wagner und Schmied war dabei für beide Gewerbe unabdingbar.

> *„... die Zusammenarbeit über diese Berufs- also diese Berufe, die ich vorher schon erwähnt habe [...] sind ja unbedingt notwendig, weil ja der Schmied diese Beschlagung oder Verstärkung des Holzes vollziehen hat müssen, also das Holz alleine hätt ja nicht gehalten ..." (Interview 43: 10)*

Besonders nach dem Zweiten Weltkrieg bestand ein großer Bedarf an Wägen unter der bäuerlichen Bevölkerung, da diese in großer Zahl von russischen Militärs beschlagnahmt worden waren.[166]
Das Beschlagen der Wagenräder war ein besonders markanter Arbeitsprozess: Der Reifenumfang wurde abgemessen, das Metallband am Amboss geschmiedet und dann im Feuer erhitzt. Durch die Erwärmung dehnte sich das Material, und der Schmied konnte den Reifen gut an das Rad anpassen. Nach der raschen Abkühlung mit Wasser wurde das Rad sicher und stabil.[167]

REPARATURARBEITEN

An Schmiedewerkstätten wurden nicht nur neu angefertigte Produkte verkauft, sondern auch Reparaturarbeiten machten einen Großteil der Arbeit aus. Das Schärfen von Pflugeisen als wichtigen Arbeitsvorgang erwähnten die Informanten immer wieder:

> *„... in dieser Flamme ist ja sehr viel geschehen, da wurde zurechtgeklopft, zurechtgehämmert, vor allem, und das war eine der wichtigsten Arbeiten die Pflugeisen, die Pfluieisen san dort g'spitzt wordn [...] da wurde es dann heiß gemacht in der Esse und dann auf dem Amboss geklopft, eine feine Klinge daraus gemacht." (Interview 45: 2)*

Sensen waren zwar industriell gefertigt und wurden vom Bauer selbst geschärft, der Schmied aber reparierte das Werkzeug, wenn es „gerissen" war.[168]

Weiters gab die dörfliche Klientel Gerätschaften aus dem Hausgebrauch zur Reparatur in Auftrag. Geschirr wurde geflickt: Milchhäferln wurden mit Zinn weich, Kochtöpfe mit Bronze

---

[165] Vgl. Interview 41: 1.

[166] Vgl. Interview 46: 9.

[167] Vgl. Interview 43:10, Interview 45: 2 und Interview 46: 4.

[168] Vgl. Interview 47: 1.

oder mit Messingstäben hart gelötet. Diese Arbeit war allerdings nicht sehr ertragreich und wurde mancherorts nur in der Freizeit durchgeführt.[169]

Reparaturarbeiten wurden hauptsächlich von einer anderen Gruppe erbracht: Nicht von den Huf- und Wagenschmieden, sondern den Häferlflickern, Rastelbindern, Scherenschleifern, den Schwarzschmieden und den fahrenden Handwerken. Zu letzteren zählte auch eine Familie aus der Steiermark, die jahrzehntelang immer in der Sommersaison durch das Südburgenland kam und bei den Bauern Unterkunft fand. Die Männer schliffen Messer und Scheren, die Frauen reparierten die Schirme.[170] Zum größeren Teil aber waren es Roma, die im Südburgenland – vor allem vor der NS-Zeit – diesen Tätigkeiten nachgingen. [171]

> *„Früher war ma immer sehr froh, wenn unsere Messer und unsere Scheren und unsere Schirme hin waren, [...] wann dann wieder so aner kommen is, dann ham ma ihm den Schirm geb'n, der hat des wieder in Ordnung gebracht und die Scheren g'schliffen und so weiter [...] Messer und Scheren hat ma auch bei uns in der Schmieden schleifen können, nicht, aber man hat's dem Zigeuner [Rom] geb'n, und der hat des g'macht, nit, Scherenschleifer, Scherenschleifer, habn's g'schrien draußen, damit ma hinaus gangen is, und Kesselflicker ..." (Interview 45: 10f.)*

GESUNDHEITLICHE ASPEKTE

Die Arbeit des Schmiedes brachte bestimmte Verletzungsgefahren mit sich. Verbrennungen durch Glutspritzer oder durch die Berührung mit erhitztem Metall standen auf der Tagesordnung, die Haut der Schmiede entwickelte aber eine gewisse Resistenz gegenüber der Hitze.[172] Gegen gröbere Verletzungen dieser Art wusste sich der Handwerker mit einem Lederschurz zu schützen.[173]

Die Gesundheit eines jahrelang tätigen Schmiedes wurde aber generell in Mitleidenschaft gezogen: Das ständige Einatmen von Staub und Rauch beeinträchtigte die Lungen[174], die Schultergelenke und Rückenmuskulatur nahmen Schaden an der Arbeit mit den

---

[169] Vgl. Interview 48: 7.

[170] Vgl. Interview 42: 1ff.

[171] Siehe den Beitrag von Böhm und Strasser in diesem Band.

[172] Vgl. Interview 44: 33f. und Interview 46: 13.

[173] Vgl. Interview 44: 37.

[174] Vgl. Interview 44: 33.

Hämmern.[175] Die Taubheit von alten Schmieden, entstanden durch das ewige Schlagen von Metall auf Metall, galt schon beinahe als Berufsmerkmal wie ein Interviewpartner verallgemeinernd bemerkte – „*Jeda ödare Schmied woa derrisch.*“[176]

Einer unserer Informanten erzählte eine besonders dramatische Geschichte aus seiner Lehrzeit: Durch langes Schlagen mit einem Hammer bildet sich an dessen Bahn[177] ein feiner Kranz aus Eisenspänen, der Hammerkamm. Bei der Arbeit an einem Ring für ein Wagengestell splitterte ein Teil dieses Kamms ab, traf ins linke Auge und blendete ihn.[178] Verletzungen dieser Art kamen öfter vor, mussten jedoch nicht immer so tragisch enden.[179]
Die mit dem Hufbeschlag einhergehenden Verletzungsgefahren wurden weiter oben schon angedeutet. Ein störrisches Pferd konnte ausschlagen und Gesicht oder Gliedmaße treffen.[180] Dem Vater eines Informanten wurden so die Zähne ausgeschlagen.[181]

ARBEITSVERHÄLTNIS UND AUSBILDUNG

Zur sozialen Situation von Angestellten und Schmieden in Ausbildung haben wir eher divergente Aussagen erhalten. Die Angaben sind zudem oft schwer zeitlich einzuordnen, ein Manko, das uns zur Zeit unserer Erhebung nicht bewusst war. Es bedarf erneuter Forschungen, um hier ein exakteres Bild zeichnen zu können.

Berufsschulen in einzelnen Bezirken – so in Stegersbach – gab es schon vor dem 2. Weltkrieg, aber die Auszubildenden aller Gewerbe wurden gemeinsam unterrichtet. Mit verbesserten Transportmöglichkeiten in den Nachkriegsjahren wurden überregionale Berufsschulen[182] eingerichtet, an denen die Lehrlinge zeitlich geblockt und in spezialisierten

---

[175] Vgl. Interview 49: 8f.

[176] Vgl. Interview 49: 21, vgl. Interview 44: 33.

[177] Die Flachseite eines Hammers; vgl. Hirschberg/Janata (1986[1980]: 91).

[178] Vgl. Interview 46: 14.

[179] Vgl. Interview 48: 27.

[180] Vgl. Interview 40: 5, Interview 44: 5 und Interview 45: 27.

[181] Vgl. Interview 44: 5.

[182] Anfang der 50er Jahre besuchten die Auszubildenden aus dem Südburgenland die Landesberufsschule in Pinkafeld. Heute, der geringen Nachfrage in den Bundesländern zufolge, liegt der Sitz der Berufsschule für Metalltechniker aus Ostösterreich in Mistelbach an der Zaya (Niederösterreich). 2006 besuchen sechs Lehrlinge die allerdings mit neuen, modernen Arbeitsplätzen ausgestattete Schmiede-Klasse.

Klassen unterrichtet wurden. Schmiede, Schlosser und Landmaschinenbauer wurden dabei zu einer Gruppe zusammengefasst.[183]
Bei der Lehrabschlussprüfung in den dreißiger bis fünfziger Jahren konnten sich die zukünftigen Gesellen entweder ein Werkstück aus einer Liste aussuchen[184], oder es wurde ein Los gezogen.[185] Mögliche Gesellenstücke in dieser Zeit waren eine Feuerzange[186], ein Trittltascherl[187], eine Handspindel[188] oder das Schmieden eines Hufeisens und der Hufbeschlag.[189] Hergestellt wurde das Gesellenstück oft nicht in der Schmiede des eigenen Meisters, sondern bei einem Schmied in der Nachbarschaft oder in den umliegenden Gemeinden.[190]

Der soziale Umgang, den die Schmiedefamilie mit den Angestellten pflegte, scheint von Betrieb zu Betrieb variiert zu haben. Wahrscheinlich war es bis etwa zur Mitte des 20. Jahrhunderts die Regel, dass Lehrlinge und Gesellen, was Unterkunft und Verpflegung betrifft, zumindest bei großen Schmiedebetrieben in den Familienverband eingegliedert waren. Ab den fünfziger Jahren – einhergehend mit erhöhter Mobilität und steuerlichen Mehrabgaben – wurden diese engen sozialen Bindungen aufgelöst.[191] Ein heute im Ruhestand lebender Schmied erzählt vom elterlichen Betrieb:

> *„Mein Vater, die haben die Lehrling' und die G'sellen komplett ihr Essen kriegt im Haus. Die sind in der Früh' kommen, haben ihr Frühstück kriegt, haben dann [...] g'jausnet, mittag'gessen, und haben ihr Abendessen kriegt, und dann sinds z'Haus g'fahrn. Aber die Gehilfen, was wir gehabt haben, die haben auch im Haus g'wohnt, in der alten Werkstatt." (Interview 48: 19)*

Die Wohnsituation vor den fünfziger Jahren musste auch nicht ein ganzes Lehrjahr über gleich bleiben, zum Beispiel wenn der elterliche Wohnsitz sich nicht allzu weit entfernt

---

[183] Vgl. Interview 48: 22.

Schlosser, Schmiede und Landmaschinentechniker gelten heute als verbundene Gewerbe, d.h. ein ausgebildeter Schmied darf auch in den anderen beiden Gewerben tätig werden, et vice versa.

[184] Vgl. Interview 48: 22 und Interview 49: 9.

[185] Vgl. Interview 46: 7.

[186] Vgl. Interview 41: 2 und Interview 46: 5.

[187] Ein Trittltascherl ist Teil eines Jochs, genauer, eine Haltetasche zur Jochaufhängung, vgl. Interview 46: 5f. und 12f.

[188] Vgl. Interview 49: 9.

[189] Vgl. Interview 48: 17.

[190] Vgl. Interview 41: 2.

[191] Vgl. Interview 45: 2 und Interview 48: 18f.

befand und der Arbeitsplatz im Sommer, nicht aber bei Schneelage, mit dem Fahrrad erreicht werden konnte.[192]

Ähnliches wie für Unterkunft und Verpflegung gilt wohl auch für die Dienste und Arbeiten, zu denen die Angestellten zusätzlich zur eigentlichen Schmiedetätigkeit herangezogen wurden. Obiger Alt-Schmied erzählt weiter:

> *„Also, wie ich noch g'lernt hab', da hat die Frau Meisterin geschrien, hol mir ein Ei. Haben müssen am Hühnerhof gehen um ein Ei und haben müssen ein Ei zuwibringen. Und dann, wenn er keinen Most mehr g'habt hat zum Trinken, haben wir müssen am Berg hinausfahren, mit dem Leiterwagerl und ein kleins Fassl Most holen. Und das hat's zu unserer Zeit [als der Informant selbst den elterlichen Betrieb übernommen hatte; Anm. d. Autors] nicht mehr 'geben." (Interview 48: 19)*

Viele mussten auch in der zum Schmiedebetrieb gehörenden Landwirtschaft mitarbeiten[193] – worin die Arbeiten außerhalb der Werkstatt bestanden, hing vom jeweiligen Arbeitgeber ab. Diese Zusatztätigkeiten gingen wahrscheinlich ebenfalls ab den fünfziger Jahren, einhergehend mit gewerkschaftlichen Regulierungen, stark zurück.

VERÄNDERUNG DES BERUFSFELDES

Im Zuge umgreifender Motorisierung machte die Einführung von Traktoren in die Landwirtschaft ab Beginn der fünfziger Jahre die traditionellen Tätigkeiten der Dorfschmiede, Huf- und Wagenbeschlag, langsam aber sicher wirtschaftlich irrelevant.[194] Ab nun produzierten Schmiede – einhergehend mit der fortschreitenden Technisierung und Industrialisierung des Handwerks und einer sinkenden Bauernzahl – auch nur mehr wenige landwirtschaftliche Geräte. Ein Bauer erzählt: Früher wurden die Schmiede gebraucht

> *„für die Geräte, Pflug oder ein Wagenradl, bei der Egge und allem was da gwesn ist. Heut' machen wir alles selber, wir haben ein Schweißgerät. Früher hats das nicht geben. Da hat man mit allem müssen zum Schmied gehen […] im Durchschnitt alle vierzehn Tag einmal." (Interview 42: 12)*

Pflugeisen gibt es heute als „Selbstschärfer" und „Wegwerfprodukt".[195]

---

[192] Vgl. Interview 46: 7.

[193] Vgl. Interview 45: 3 und Interview 48: 19.

[194] Vgl. Interview 39: 1f., Interview 42:13, Interview 43: 9 und Interview 48: 1.

[195] Vgl. Interview 44: 2.

Besonders nach einem Berufswechsel war es schwierig, dem technischen Wandel nachzukommen und den Beruf fortzusetzen.[196] Eine der innovativsten Leistungen der Anpassung an die neuen Bedarfe (und technischen Möglichkeiten) in dieser Zeit war die Herstellung von luftbereiften Rädern für die vom Wagner produzierten Anhänger.

> *„[Man hat] begonnen [...], diesen luftbereiften Wagen zu baun, also mit den Gummirädern, net, der der zuerst fürs Pferdefuhrwerk, dann schon für die beginnende Motorisierung war, als Anhänger für den Traktor." (Interview 49: 4)*

Diese „neuen" Räder, hergestellt oft aus alten Autoreifen, liefen ruhiger als die mit Metall bereiften Holzräder.[197] Solche Anhänger werden – für kleine Traktoren – in Ausnahmefällen auch heute noch hergestellt.[198]

Ob und inwieweit ein beruflicher Wechsel oder eine Erweiterung des bisherigen Tätigkeitsfeldes von statten ging, war für jeden Handwerker ein sehr individueller, von vielen sozialen und wirtschaftlichen Faktoren abhängiger Prozess.

Einige alte Schmiede arbeiteten / arbeiten bis zu ihrer Pensionierung oder bis zum Tod in ihrem Betrieb weiter. Manche Bauern oder Handwerker lassen ihre Werkzeuge immer noch auf die alte Art reparieren. Mit einem Feder- oder Presslufthammer können Pflugscharen zwar schneller ausgetrieben werden, mit Amboss und Hammer „wird's aber schöner" Schmiede führten weiterhin Reparaturarbeiten an Pflügen[199] und Eggen, aber nun auch an Traktoren und Mähdreschern[200] durch und kamen „moderneren" Nachfragen nach, stellten Tore[201], Zäune, Gitter, Geländer[202] und Aluminiumtüren[203] her.

In den letzten Jahrzehnten waren nicht nur Bauern aus der Region selbst die Abnehmer solcher Produkte. Es gibt vereinzelte Beispiele für Firmen mit Sitz in städtischen Zentren, die das Schärfen von Werkzeugen oder beispielsweise die Produktion von handgeschmiedeten Gerüsthaken für Baustellen in Auftrag gaben.[204] Eine weitere Angabe eines unserer Informanten belegt die Verwendung alten Handwerks in der postmodernen Architektur (hier

---

[196] *„Do woa schau de Wöt wieda aundasd" (Interview 46: 17); „...heut´ ist das alles ganz anders.", „... aber sowas kann man nicht mehr, das ist nicht mehr, da lebt die Zeit nicht mehr dazu.", „Man hat sich halt umstellen müssen, sonst wars aus."* (Interview 48: 7, 23, 11)

[197] Vgl. Interview 39: 4, Interview 41: 16f. und Interview 49: 4.

[198] Vgl. Interview 48: 1.

[199] Vgl. Interview 48:27.

[200] Vgl. Interview 40: 25f.

[201] Vgl. Interview 44: 11 und Interview 48: 12.

[202] Vgl. Interview 44: 31.

[203] Vgl. Interview 48: 12.

[204] Vgl. Interview 44: 31f. und Interview 48: 22.

in Form von Türbeschlägen). Das eigentliche Schmiedewerkzeug hat sich dabei nicht geändert.[205]

Die meisten der in den fünfziger bis siebziger Jahren jüngeren Schmiede sahen sich aufgrund mangelnder Nachfrage gezwungen, ihren Beruf zu wechseln. Die „Nachfolgeberufe" liegen oft in einem ähnlichen Feld wie der des früheren Schmiedes: im Bezug zur Landwirtschaft, in der Arbeit mit Metall, mit Verkehrsmitteln, oder anders ausgedrückt

> *„in Verbindung mit an Beruf mit an Schmierigen oder Dreckigen mehr oder weniger." (Interview 44: 4)*

Ein alter Schmied berichtete über die Nachfolgeberufe seiner ehemaligen Lehrlinge so:

> *„Unsere Lehrbuben, die haben alle gute Posten. Die sind alle gut versorgt, die verdienen alle sehr viel Geld, die haben alle ihren guten Beruf. Natürlich nicht einen Schmied, natürlich schmiedeähnliche Sachen." (Interview 48: 21)*

Die Sparten Stahlbau[206], Schlosser[207], Karosserie- und Fahrzeugbauer[208], Automechaniker bis Autohändler (oft erst in der 2. oder 3. Generation)[209], Tankstellenbesitzer und Reifenwart[210] sind hier besonders relevant. Oftmals wird der Inhalt des neu ausgeübten Berufs gar nicht als so verändert erlebt (wie folgend im Beispiel des Reifenwartens), nur die Anwendungsbereiche ändern sich:

> *„Fria hauma de Huaf beschlogn und heit beschlogn ma de Auto." (Interview 44: 2)*

Lediglich in der Form des Hufbeschlages wird heute noch ein Zweig der Schmiedetätigkeit im südlichen Burgenland eingesetzt, jedoch losgelöst aus dem stationären dörflich-landwirtschaftlichen Kontext, vielmehr mobil und überregional und auf Freizeitaktivitäten hin ausgerichtet. Mit dem Aufleben des Reitsportes ab Beginn der achtziger Jahre erlebte die Sparte des Hufschmiedes wieder einen Aufschwung. [211]

---

[205] Vgl. Interview 48: 2.

[206] Vgl. Interview 40: 22 und Interview 49: 5.

[207] Vgl. Interview 44: 2.

[208] Vgl. Interview 40: 21, Interview 41: 5 und Interview 43: 16f.

[209] Vgl. Interview 45 und Interview 49.

[210] Eine Schmiedefamilie ist seit 1967 in Besitz einer Tankstelle (vgl. Interview 44: 2f.).

[211] Vgl. Interview 50: 2f. Heute kann jeder Abgänger eines Metalllehrberufes das Teilgewerbe „Huf- und Klauenbeschlag" in einem sechsmonatigen Kurs mit anschließender Prüfung an der Tierärztlichen Hochschule Wien erwerben (vgl. Interview 44: 9 und Interview 50: 2f.).

SCHLUSS

Die Arbeitswelt von Dorfschmieden in der peripheren Region Südburgenland war hauptsächlich durch ihren Bezug zur Landwirtschaft geprägt. Die großen Veränderungen, die mit der wachsenden Technisierung dieser Berufsfelder ab Anfang der fünfziger Jahre einhergingen, bedeuteten das (langsame) Ende des alten Handwerks. Zwar gibt es prägnante Zäsuren wie die Einführung von Gummireifen und Traktoren in die Agrarwirtschaft, dennoch handelt es sich hier um einen länger währenden Prozess. Manche Werkstätten modernisierten früher, manche später, manche Bauern wollen immer noch auf den altbewährten Schmied zurückgreifen.
Viele der ehemaligen Handwerker betätigen sich nunmehr in ähnlichen Berufsfeldern. Schmiede, die sich hauptsächlich des Feuerschweißens als formenden Mittels bedienen, sind heute im beruflichen Alltag aber kaum noch anzutreffen. In manchen Betrieben werden diese Techniken zwar noch weitergegeben, wie uns ein Fahrzeugbauer erzählte:

> *„Heute hab i ma freiwillig nu a Zeit gnummen … Maßl mochn oda Feia mochn... jetzt mach ma schnö a Feia, Burschen, kummts her." (Interview 41: 4)*

Wissen dieser Art wird wohl auch deswegen weitergegeben, weil alte Handwerker eine emotionale Verbundenheit zu den Tätigkeiten haben, die sie ein Leben lang ausübten, was in einem Kommentar der Ehefrau eines pensionierten Schmiedes besonders deutlich wird:

> *„Das Feuer kann man nicht weg tun, dann ist er krank." (Interview 48: 23)*

Von jungen Handwerkern werden die traditionellen Schmiedetechniken – „*nur mit Feuer, wia da Schmied gwen is*"[212] – soweit mir bekannt aber nur mehr in seltenen Fällen eingesetzt.

BIBLIOGRAPHIE

HIRSCHBERG, Walter/JANATA, Alfred
1986[1980] (3. Auflage) Technologie und Ergologie in der Völkerkunde. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

HUGGER, Paul
1967 Von Hufeisen und Hufbeschlag: In: Hugger, Paul: Sterbendes Handwerk / Sammelband (Bd.1). Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Abt. Film.

[212] Vgl. Interview 44:1.

KUNTZ, Andreas
1990 Hufschmied. In: Reith, Reinhold (Hg.): Lexikon des alten Handwerks. Vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, 113-117.

REITH, Reinhold (Hg.)
1990 Lexikon des alten Handwerks. Vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. München: C.H. Beck.

SCHMIED ODER SCHMIEDL?

ROMA, METALLHANDWERK UND WIE ES DIE GADJE SEHEN

Jasmine Böhm und Andrea Strasser

EINLEITUNG

> *„Aber der Pfannenflicker, der Philipp, der hat einmal mit dem Finanzamt Schwierigkeiten g'habt. Die wollten eine Steuer von ihm haben. Unser Finanzamt ist in Oberwart. Hat sich da hinauf mit seinem Motorradl, hat er damals schon gehabt, ist er hinaufgefahren nach Oberwart, hinein mit seiner Kraxn.*
> *»Na, was ist, was wollt's?«*
> *»Ja, Sie sind ein Gewebetreibender, Sie müssen Steuer zahl'n.«*
> *»Na,« hat er g'sagt, »weißt was, ich bin nicht Gewerbetreibender, ich hab' meine Werkstatt am Buckel, ich hab keine Werkstatt.«*
> *»Und,« hat er g'sagt, »das macht nix. Sie arbeiten ja.«*
> *»Und,« hat er g'sagt, »dann arbeit'st du!«, hat er die Krax'n heruntergenommen und hing'stellt, und ist er fort.*
> *Ach, die sind nachgelaufen, »Bittschön, nehmen S' es mit, was soll'n wir mit dem Klumpert da.« Und der Fall war erledigt.*" (Interview 42: 5)

Um Menschen wie den „Zigeuner[213]-Philipp", wie er in den Interviews genannt wurde, geht es in diesem Artikel. Er steht hier stellvertretend für jene mobilen Handwerker, die im südlichen Burgenland in ökonomischen Randpositionen agierten und in schwierigen ökonomischen Situationen ihren Lebensunterhalt verdienten. Sie hatten meist nicht nur mit der staatlichen Bürokratie zu kämpfen, sondern auch mit Vorurteilen, die ihnen bzw. ihrer Lebensweise ein Teil der Mehrheitsbevölkerung entgegenbrachte.

Dadurch hatten sie zu jenen Berufen und Handwerksbereichen, die man offiziell erlernen konnte und für die man ein Diplom erhielt, oft nur beschränkten Zugang.
Viele von ihnen arbeiteten nicht in fixen Werkstätten, sondern an verschiedenen Arbeitsorten. Wir sprechen daher von „mobilen Handwerkern". „Mobil" bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, dass sie keinen festen Wohnsitz hatten und ein quasi nomadisches Leben

[213] Der Begriff „Zigeuner" wird von uns nur dann verwendet, wenn das gesellschaftliche Konstrukt in Verbindung mit den damit einhergehenden Vorurteilen und Stereotypen gemeint ist.

führten. „Mobil“ soll heißen, dass die Verrichtung ihrer Arbeit nicht an einen bestimmten Ort gebunden war – also z.B.: eine Werkstatt, in welche die KundInnen kamen – und dass sie ihre Arbeitsleistung und von ihnen gefertigte Produkte von Haus zu Haus ziehend oder auf Märkten anboten.
Wir sprechen von „Handwerkern“, auch wenn die weiter unten beschriebenen Tätigkeiten nicht „offiziellen“, also durch Zünfte und Innungen gesicherten Handwerken zuzuordnen sind. Handwerk bedeutet ganz allgemein, dass die Arbeit hauptsächlich händisch und mit Hilfe von Werkzeugen verrichtet wird und dass für die Verrichtung der Arbeit eine Menge spezieller Fertigkeiten nötig sind.[214]

Die Roma[215] sind eine jener Gruppen, die erst relativ spät – nämlich im 17. Jahrhundert – im Burgenland das Recht zur Ansiedlung erhielten bzw. im 18. Jahrhundert unter strikten Bestimmungen zwangssesshaft gemacht wurden (siehe unten: 231).
Ihnen haftete der Ruf an, sich grundlegend von der Mehrheitsbevölkerung zu unterscheiden, was in der ethnischen Kategorie „Zigeuner“ zum Ausdruck kommt. Bestimmte Berufe oder auch „andere“ Lebensweisen wurden im Gegenzug ethnisiert[216]. „Zigeuner“ war, wer nicht mit einem bestimmten Arbeitsort und klar abgrenzbaren Beruf in Verbindung gebracht werden konnte und wer vielleicht etwas anders aussah, gleich ob er/sie jetzt Romanes-Sprecher/in war oder nicht. Mit dieser Problematik setzen wir uns im Kapitel „Die gesellschaftliche Konstruktion des »Zigeuners«“ näher auseinander.

INHALTLICHER AUFBAU

Nach einigen einführenden Bemerkungen zur Datenerhebung und anschließenden Präsentation der Ergebnisse im Februar 1988 versuchen wir im Kapitel *Ethnische Vielfalt im Südburgenland: ein historischer Abriss* einen knappen Überblick über die historisch gewachsene ethnische Vielfalt im südlichen Burgenland zu geben, wobei nur die für dieses

---

[214] Für Definitionen von Handwerk siehe: Hirschberg 1988: 201, Lexikographisches Institut: 463.

[215] Wir verwenden in diesem Artikel die Bezeichnung „Roma“, wenn wir vom Burgenland sprechen und „Roma und Sinti“ als Sammelbezeichnung für Roma, Sinti, Lovara und andere Gruppierungen.

[216] Ethnisierung bedeutet den Prozess des Festschreibens von Unterschieden zwischen verschiedenen Gruppen, welche Gingrich (1998: 102) als „angenommene oder wirkliche Unterschiede der Lebensweise und des Weltbildes“ bezeichnet.

Gebiet anerkannten Volksgruppen[217] angeführt werden. Besonderes Augenmerk gilt dabei den Roma.

Im Kapitel *Ökonomische Rahmenbedingungen für Roma im südlichen Burgenland* folgt nach einem Abriss der Berufs- und Gewerbesparten, in denen Roma tätig waren, ein Abschnitt, in dem wir Literatur zusammenfassen, die sich mit Roma als Metallhandwerkern im europäischen Raum befasst – einerseits aus historischer Perspektive wie auch in den regionalhistorischen Kontext des südlichen Burgenlandes eingebettet – und ein Exkurs zu *Ökonomischen Bedingungen und Strategien peripatetischer Gemeinschaften im Konflikt mit der sesshaften Bevölkerung*.

Davon ausgehend entwickelt sich das nächste Kapitel *Roma – Arbeit – Metallhandwerk: Sichtweisen und Darstellungen von Gadǰe,* in dem die Daten unseres Feldaufenthaltes präsentiert werden. Es rollt die Darstellung der Roma als Metallhandwerker aus Sicht der „Gadǰe“[218] auf: Dienstleistungen in Marktnischen, die Mobilität der ArbeiterInnen („Umanaundaziagn“), die Produktpalette, Zeit und Preisgestaltung als Kriterien der Abgrenzung sowie die Faktoren der Ausbildung und der Qualität der Arbeit bilden Unterpunkte in diesem Kapitel. Abschließend folgt eine Tabelle, in der unsere Schlussfolgerungen zusammengefasst sind, und ein kurzes *Resümee*.

AUSGANGSSITUATION

Die Daten, die hier präsentiert werden, wurden im Dezember 1997 im Rahmen eines Feldforschungsprojektes erhoben.[219] Unser primärer Fokus richtete sich dabei auf das Schmiedehandwerk unter Einbeziehung anderer metallbearbeitender Berufe im südlichen Burgenland.

Dabei stellte sich schon in den dem Feldaufenthalt vorangegangenen Recherchen heraus, dass im südlichen Burgenland die mobilen Handwerker eine genauso wichtige Rolle spielten

---

[217] Die Anerkennung als Volksgruppe definiert primär einen rechtlichen Status. Laut dem Volksgruppengesetz für Österreich 1976 werden „die in Teilen des Bundesgebietes wohnhaften und beheimateten Gruppen österreichischer Staatsbürger mit nicht deutscher Muttersprache und eigenem Volkstum“ (Bundesgesetzblatt 1976/ 396, zit. nach Tichy 1994: 240) als solche verstanden. Eine Gruppe muss in Österreich seit mindestens drei Generationen wohnhaft sein, um als Volksgruppe anerkannt zu werden.

[218] Der Begriff „Gadǰo“ stammt aus dem Romanes und bedeutet „Nicht-Rom“ (vgl. Österreichisches Volkgruppenzentrum 1996: 9).

Nach Stewart 1997 beinhaltet es auch, das Gegenteil von einem Rom zu sein, ein Fremder, ein Ignorant, was das wahre Leben betrifft (ebd.: 114ff). In diesem Sinne wird der Ausdruck „Gadǰe“ von den Autorinnen als Angehörige der Mehrheitsbevölkerung, hier durchaus selbstironisch verwendet!

[219] Die Mitglieder der Arbeitsgruppe „Handwerk” waren Jasmine Böhm, Gabriele Grunt, Irene Katzensteiner, Michael Lidauer, Gertrude Schmekal, Andrea Strasser und Anna Streissler. Die Erhebung und Aufbereitung der Daten (Transkription der Interviews, etc.) erfolgte gemeinsam.

wie die Schmiede und Schlosser mit fixen Werkstätten. Mobiles Handwerk wurde dabei oft mit den Roma gleichgesetzt. Als EthnologInnen „stürzten“ wir uns natürlich gleich auf dieses Indiz für eine mögliche Herausbildung ethnischer Arbeitsteilung und konzipierten auch unsere Interviewleitfäden dementsprechend.
Wir fragten immer explizit nach den verschiedenen „Volks“- bzw. Sprachgruppen sowie nach Unterschieden in ihrer Arbeitsweise.

Die deutsch-/kroatisch-/ungarischsprachigen Schmiede hatten im Südburgenland neben ihrem Handwerk oft eine sehr wichtige gesellschaftliche Stellung, sie bekleideten angesehene Positionen wie Feuerwehrhauptmann, Bürgermeister und Obmann des örtlichen Sparvereins[220]. Einige von ihnen besaßen Großbetriebe mit mehreren Beschäftigten und zählten zu den reichsten Personen im Ort.
Für die Roma stellte sich die Situation ganz anders dar. Die Roma waren immer „Die Anderen“[221], die nicht integriert waren und eine andere, meist negativ bewertete Lebensweise hatten. Arbeitswille wurde ihnen abgesprochen und die Qualität ihrer Arbeit negativ bewertet.

Die Hierarchie zwischen Deutsch-sprechender Mehrheitsbevölkerung und Romanes-sprechender Minderheit schien sich in der Hierarchie zwischen Schmieden und „Mobilen Handwerkern“ widerzuspiegeln. Die lokal ansässigen und „institutionalisierten Schmiede“ hatten eine höhere Stellung inne als die mobilen Metallhandwerker ohne Lehre oder sonstiges berufliches Diplom.

Im Burgenland waren viele Roma als mobile Handwerker tätig, Reparatur- und Recyclingarbeiten im Metallhandwerksbereich wurden aber nicht ausschließlich von Roma verrichtet. So zogen z.B. auch steirische Scherenschleifer durch das Burgenland, die wahrscheinlich keine Roma waren.[222]
Auch waren diejenigen Berufe, die mit mehr sozialem Prestige verbunden waren und auch ein besseres Einkommen garantierten, für die Roma meist nicht zugänglich und wurden hauptsächlich von der Mehrheitsbevölkerung ausgeübt. Nur in einigen Ausnahmefällen, meist wenn es keinen deutschsprachigen Schmied gab, war ein Rom als Dorfschmied tätig.
Ziel des Feldaufenthaltes war eine Präsentation der erhobenen Daten für die Gemeinden

---

[220] Vielleicht resultierte diese hohe soziale Stellung auch erst aus der Ausübung des Schmiede-Handwerks. Das wäre sicher eine eigene Untersuchung wert, kann in diesem Artikel aber nicht ausführlicher behandelt werden.

[221] Vgl. z.B. Interview 43:3: „[...] *Roma* [...]*, des is a bissi ein anderes Volk* [...]*”.*

[222] Vgl. Interview 42: 2.

Burgauberg und Neudauberg im Februar 1998. Die Objekte aus der Sammlung Salmhofer sollten mit Informationen zu ihrem Gebrauch, Kontext der Verwendung, Herstellung, etc. der Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Zu diesem Zweck konzipierten wir eine Ausstellung, gegliedert nach den Themengruppen der einzelnen ForscherInnenteams – also Handel, Handwerk, Landwirtschaft und Lohnarbeit.

Zum Bereich Handwerk – mit Schwerpunkt Metallbearbeitung – hatten wir durch unser spezielles Interesse fast gleich viele Informationen zu „institutionalisierten Schmieden“[223] erhoben wie zu „mobilen Metallhandwerkern“. Wir wollten diese zwei Stränge von Informationen in der Ausstellung gleichwertig behandeln. Die Informationen zur zweiten Gruppe waren jedoch stark ethnisierend, d.h. mobile Metallhandwerker und Roma wurden sehr oft gleichgesetzt und meist auch mit negativen Wertungen verbunden.

Informationen, die sich auf die Roma bezogen, erhielten wir demnach vor allem in Zusammenhang mit Reparatur- und Recyclingarbeiten. Nach langem Überlegen wurde entschieden, nicht zuletzt aufgrund der gut erhaltenen kaltgeschmiedeten und reparierten Objekte einen Teil der Ausstellung Reparaturarbeiten zu widmen[224].

Was uns beim Konzept der Visualisierung schwergefallen, war unser Anliegen, auf die Situation der Roma und der mobilen Handwerker einzugehen, dabei gesellschaftliche Prozesse der Diskriminierung zu thematisieren, ohne selbst wieder eine Ethnisierung von Betätigungs- und Arbeitsfeldern vorzunehmen. Das heißt, wir wollten vermeiden, dass in und durch unsere Ausstellung „Mobiles Handwerk“ bzw. Reparaturarbeiten von den BesucherInnen ausschließlich mit Roma assoziiert wurden.
Das explizite „Markieren“ des Themenfeldes Reparatur als Roma-Themenfeld hätte eine künstliche Dichotomie normaler Schmied/ethnisch neutral – Roma-Schmied / ethnisch markiert geschaffen, was auf diese Weise weder der Realität entsprach noch zum Abbau oben genannter bestehender Stereotype und Vorurteile beigetragen hätte.

---

[223] „Institutionalisiert“ wird von uns in einem doppelten Sinne verwendet. Gemeint sind jene Schmiede, die durch die Absolvierung einer Lehre von einer Institution (z.B.: Innung) die Legitimation zur Ausübung ihres Berufes erhalten haben, die auf der anderen Seite mit ihrer Werkstatt eine fixe Institution in einer Dorfgemeinde darstellen.

[224] Außer diesem gab es noch fünf andere Themenfelder: Hufschmied / Heiler, Schmiedehandwerk im Wandel, Werkzeug und Ausbildung, Schmiede und ihre Innovationen in der Landwirtschaft sowie eine allgemeine Informationsstellwand über Schmiede im Burgenland und einen Lesesessel, der die BesucherInnen animieren sollte, von uns in einem Folder zusammengestellte Schmiedemärchen zu lesen.

Vor einer Stellwand plazierten wir einen gebundenen Krug[225] und eine durchgescheuerte Pfanne mit einer gestückelten Säge darüber.

An der Rückseite der Stellwand sollten Originalzitate aus dem erhobenen Datenmaterial auf die Roma hinweisen, die keine Wertungen beinhalteten. Dies stellte sich als sehr schwierig heraus, da die meisten Interviewpassagen bezüglich Roma entweder pejorative Äußerungen oder die Bezeichnung „Zigeuner“ enthielten. Wir wollten die Originalzitate nicht ändern, um keine Verzerrung der Inhalte hervorzurufen, und damit unsere InformantInnen, die Teil unseres Publikums waren, sich in der Ausstellung wiederfinden konnten. Wir waren uns aber auch darüber einig, den Begriff „Zigeuner“ nicht zu verwenden und fühlten uns den Roma gegenüber verpflichtet, negativen Bezeichnungen und Wertungen keinen Platz in unserer Präsentation zu geben.

Abb. 23: Stellwand mit Objekten zum Thema Reparatur

Schlussendlich entschieden wir uns dafür, einige „neutrale“ Zitate, die hauptsächlich Arbeitsabläufe bei Reparaturarbeiten schilderten, zu platzieren, wobei wir Stellen, die sich auf die

[225] Gesprungene oder zerbrochene Tonkrüge wurden von Rastelbindern (die im Südburgenland meist Roma waren) mit einem Drahtgeflecht an der Außenseite kunstvoll wieder zusammengeflickt, dass der Krug wieder wasserdicht war und weiter verwendet werden konnte.

Roma bezogen, wegen ihres wertenden Charakters wegließen. Darunter lagen Broschüren des Vereins Roma (Oberwart) zur freien Entnahme auf.
So entstand als Kompromisslösung eine Lücke – eine leere Fläche –, die auch symbolisch für das Schweigen und Verdrängen der Diskriminierung den Roma gegenüber im Burgenland stand. Sie sollte den Bruch in der Geschichte und deren Aufarbeitung in der Nachkriegszeit signalisieren. Es war die einzige Stellwand, auf der es kein ergänzendes Bildmaterial gab.

Die Problematik dabei war uns sehr wohl bewusst: Die Folgen dieser Kompromisslösung waren, dass wir uns um die Darstellung des Diskriminierungsprozesses „herumschlichen" und eine Auseinandersetzung damit vermieden, indem wir ihn einfach weg- und statt dessen „Die Lücke", wie wir es nannten, hinterließen.
In diesem Artikel möchten wir die Gelegenheit nützen, eben diese Lücke mit Inhalt zu füllen.

ETHNISCHE VIELFALT IM SÜDBURGENLAND: EIN HISTORISCHER ABRISS

KROATINNEN[226]

Als die Expansion des Osmanischen Reiches im 15. Jahrhundert auch weite Teile Osteuropas ergriff, wanderten KroatInnen in das Gebiet der heutigen Steiermark und des Burgenlandes ab.
Graf Franz von Batthyány siedelte im 16. Jahrhundert aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen KroatInnen in allen batthyányschen Herrschaften im Raum des heutigen Südburgenlandes an. Meist kamen sie von batthyányschen Herrschaften in Kroatien. Von ihnen erwartete er sich größere Loyalität als von den bereits dort lebenden Weinbauern. Außerdem wollte er diese Gebiete wieder dichter bevölkern, nachdem sich die Population aufgrund von Krankheiten und Kriegen verringert hatte. Ein weiterer strategischer Grund für die Ansiedlung von KroatInnen war wahrscheinlich ihre Spezialisierung im Bereich der Viehzucht, von deren Ausbau sich Batthyány ökonomische Vorteile erhoffte.

Die neu angesiedelte kroatische Bevölkerung genoss anfangs einige Privilegien, wie zum Beispiel Abgabenbefreiung. Sie waren in erster Linie zwar Bauern und Bäuerinnen, aber auch Kleinadelige, Handwerker und Priester.

---

[226] Vgl. Hajszan 1991 und 1995, Rauchbauer 1989 und Six 1995.

Im Staatsvertrag von 1955 wurde bereits festgelegt, dass das Kroatische zusätzlich zum Deutschen als Amtssprache verwendet werden konnte, aber erst 1987 durch ein Erkenntnis des Verfassungsgerichtshofes realisiert.
Seit 1976 sind die KroatInnen als Volksgruppe im Burgenland anerkannt und es gibt auch zweisprachige Kindergärten und Schulen.

UNGARINNEN[227]

Die im Burgenland beheimateten UngarInnen sind die Nachfahren jener Grenzwächter, welche vom 10. bis zum 12. Jahrhundert angesiedelt wurden, um die Westgrenze der ungarischen Könige zu bewachen und dafür lange Zeit besondere königliche Privilegien genossen. Viele von ihnen waren adelig bzw. wurden vom König in den Adelsstand erhoben. Einige Ortsbezeichnungen weisen noch auf die Schutzfunktion hin, wie zum Beispiel das „-wart“ in Oberwart. 1921 wurde das Burgenland Österreich angegliedert. Die UngarInnen bildeten von nun an eine Minderheit in dem neu gebildeten Staat. Sie stellten jedoch keine homogene Gruppe mit gemeinsamem Wir-Gefühl dar: zu unterschiedlich waren sozialer Status und Konfession. So hatten zum Beispiel ungarische Lohnknechte, die „béres“, die als sozial deklassierte Schicht galten, kaum Kontakt mit den ungarischen Bauern und Bäuerinnen, den Verwaltungsbeamten oder Gewerbetreibenden.
Eine starke antimagyarische Propaganda der Zwischenkriegszeit richtete sich gegen Beamte und Pfarrer und bewirkte, dass das Ungarische, das bis dahin als die Sprache der Gebildeten und des Bürgertums im Burgenland gegolten hatte, immer mehr verschwand. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde Ungarn verstärkt mit Kommunismus gleichgesetzt und die Assimilierung der UngarInnen beschleunigt.
Im Oktober 1956 fand der sogenannte „Ungarnaufstand“ statt. 175.000 Flüchtlinge kamen nach Österreich. Die in Österreich bereits ansässige ungarische Minderheit grenzte sich aber von ihnen ab.
1968 wurde der Burgenländisch-Ungarische Kulturverein gegründet, der unter anderen das Ziel verfolgte, ein verstärktes Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den einzelnen Gruppierungen herzustellen.

---

[227] Vgl. Baumgartner 1989, Henke 1988: 121-133 und Six 1995.

JUDEN UND JÜDINNEN[228]

Die Juden und Jüdinnen sind zwar keine Volksgruppe im eigentlichen Sinn, aber sie wurden immer als quasi klar abgrenzbare Gruppe behandelt. Ihr Schicksal ist eng mit dem der Roma verbunden.

Seit dem 13. Jahrhundert gibt es Nachrichten über Juden und Jüdinnen im Burgenland. In den folgenden Jahrhunderten siedelten sich weitere Familien an, die aus der Steiermark und aus Kärnten vertrieben worden waren. Für das Entrichten von Schutzgebühren durften sie in Krisenzeiten den Schutz der Herrschaft in Anspruch nehmen.

Des weiteren siedelten die Batthyány gezielt jüdische Familien aus ökonomischen Gründen an: Ihre guten Handelsverbindungen (v.a. mit Venedig) waren äußerst geschätzt. Es entstanden einerseits Gemeinden mit ausschließlich jüdischen BewohnerInnen, andererseits lebten Juden und Jüdinnen auch in nicht-jüdischen Gemeinden und konnten dort angesehene Positionen einnehmen wie z.B. in Oberwart, wo die Mitglieder der Kultusgemeinde an der Hauptstraße wohnten (vgl. Tschögl 1989).

Als jüdische Zentren galten Güssing, Rechnitz und Schlaining. Der Großteil der jüdischen Bevölkerung war im Handel und Dienstleistungsbereich tätig und verwendete Ungarisch als Umgangssprache.

1938 setzte die systematische Vertreibung und Tötung der Juden und Jüdinnen durch das Nationalsozialistische System ein. Wenigen gelang die Flucht ins Ausland, die meisten wurden in den Konzentrationslagern ermordet.

Heute leben, laut Auskunft der Kultusgemeinde Graz, keine Juden und Jüdinnen mehr im südlichen Burgenland[229].

ROMA

Roma im Gebiet des heutigen Burgenlandes

Die ansässige Bevölkerung und politische Elite brachte den Roma von Anfang an Misstrauen entgegen. Unterschiede in ihrer Lebensweise, sozialen und ökonomischen Organisation wurden zu sozialen und ethnischen Stigmata uminterpretiert, wie Tilman Zülch (1979: 13) festhält:

---

[228] Vgl. Tschögl 1989 und Reiss 1989.

[229] Dieses traurige Faktum wurde uns in einem Telefongespräch mit einer Vertreterin der Kultusgemeinde (am 15.11.1999) bestätigt.

> „Als Gruppe, die wegen ihrer kulturellen Andersartigkeit als Unterschicht angesehen und behandelt wird, und die zu einem großen Teil, gemessen am durchschnittlichen Lebensstandard, verarmt in einer G[h]ettosituation leben muss, sind die Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen][230] sowieso allen Repressionen ausgesetzt, die unsere Gesellschaft für soziale Außenseiter bereithält."

1389 wurden Roma erstmals urkundlich auf dem Gebiet des heutigen Burgenland erwähnt (vgl. Baumgartner 1995: 111, 115). Im Zuge der „Türkenkriege" kamen Romanes-Sprecher als Waffenschmiede im Gefolge des Osmanischen Heeres ins Habsburgerreich und versuchten sich auch dort anzusiedeln.
1498 wurden die „für die Türken spionierenden und vagierenden Zigeuner" auf dem Reichstag von Freiburg für vogelfrei erklärt (vgl. Hund 1996: 20f.) und waren in den kommenden Jahrhunderten weiteren Verfolgungen ausgesetzt.

Erst 1674 erhielt eine Gruppe von Roma von Graf Christoph Batthyány das Recht zur Ansiedlung auf seinen Besitzungen im Südburgenland, was weitere Roma und Sinti, die vor Vertreibungen und Grausamkeiten aus den angrenzenden Gebieten flohen, ins Burgenland brachte.

Im 18. Jahrhundert waren die Roma aber auch in Westungarn (heute Burgenland) richtiggehenden Hetzjagden ausgesetzt. 1726 verordnete Karl VI. als König von Ungarn und Kaiser des Römisch Deutschen Reiches die „Verfolgung und Ausrottung" von, wie er es nannte, „Zigeunern und jeglichem Gesindel" unter dem Schlagwort „Zigeunerjagen". Den Behörden wurde unter Androhung einer Prügelstrafe verboten, Roma und Sinti auch nur eine Stunde lang in der Nähe eines Dorfes oder Marktes zu dulden. Weiters verfügte er, alle Männer hinzurichten und Frauen und Kindern ein Ohr abzuschneiden (vgl. Baumgartner 1995: 116 und Österreichisches Volkgruppenzentrum 1996: 12f).

Unter Maria Theresia wurden die Roma als „Neubauern" zwangsweise sesshaft gemacht. Das bedeutete, dass sie Land zugesprochen bekamen, auf dem sie wohnen mussten, gleichzeitig wurden ihnen Wagen und Zugtiere weggenommen und der Besitz von Pferden verboten. Sie wurden in Hütten außerhalb der Ortschaften angesiedelt und unter die örtliche Gerichtsbarkeit gestellt, wodurch sie ihre eigene Gerichtsbarkeit verloren. Die hierbei

---

[230] Anmerkung der Autorinnen: In der älteren Literatur wurde der Terminus Zigeuner für alle Romanes-Sprecher eingesetzt. Mittlerweile haben sich die Bezeichnungen Roma bzw. Sinti durchgesetzt, was der Eigenbenennung entspricht.

getroffenen Maßnahmen zielten auf eine Zerschlagung des Sozialgefüges ab. Ehen zwischen Roma wurden verboten und Mischehen gefördert.
1773 bestimmte eine weitere Verordnung, dass den Roma-Familien ihre Kinder, sobald sie fünf Jahre alt waren, weggenommen und zu christlichen Familien zur Erziehung gegeben werden sollten (vgl. ebd.).
Miriam Wiegele schildert die Dramatik dieser Ereignisse für die betroffenen Eltern:

> „[...] da sie den Karren nicht zu folgen vermochten, auf denen man das Teuerste was sie besaßen, ihre Kinder, fortführte, begingen einige auf der Stelle Selbstmord." (Wiegele 1979: 263)

Regelmäßige „Zigeunerkonskriptionen" zur systematischen Erfassung aller im Land befindlichen Roma wurden angeordnet, in denen unter anderem auch die von ihnen ausgeübten Berufe aufgelistet wurden. In einer dieser Konskriptionen des 18. Jahrhunderts wurden 4.229 Schmiede gezählt (vgl. Baumgartner 1995: 116).

Joseph II. verordnete 1783 noch rigidere Beschränkungen. Das „Nomadisieren" und die Ausübung von Berufen, die es begünstigten, wie Pferdehändler, Musiker und Schmied, wurden den Roma verboten bzw. nur bei Bedarf der lokalen Bevölkerung erlaubt. Mischehen wurden verboten. Die Wohnorte durften nur mehr unter Angabe von Gründen und mit behördlicher Genehmigung verlassen werden. Die Verwendung von Romanes wurde verboten und konnte mit Stockhieben bestraft werden (vgl. Baumgartner 1995: 116f. und Österreichisches Volksgruppenzentrum 1996: 12f.).

Im 19. Jahrhundert versuchten die Behörden einen weiteren Zuzug der Roma und Sinti vor allem aus Ungarn zu verhindern, da die Gemeinden die Kosten dafür nicht tragen wollten. Zu dieser Zeit siedelten sich auch erstmals Lovara-Gruppen an, die vor allem in der Gegend des Neusiedler-Sees als Pferdehändler tätig waren.
1909 wurde verfügt, alle wandernden Roma-Gruppen sofort zu verhaften. Davon waren auch die Wandergewerbe treibenden burgenländischen Roma betroffen (vgl. Baumgartner 1995: 116f.).

Während des ersten Weltkrieges mussten die Roma Militär- und Kriegsdienst leisten, sie wurden dafür aber nur in Form von Naturalien entschädigt. Außerdem konfiszierte das Militär ihre Zugtiere und Wagen. Nach dem Anschluss des Burgenlandes an Österreich (1921) herrschte eine zunehmend feindselige und misstrauische Stimmung den Roma gegenüber, sowohl innerhalb der Bevölkerung als auch unter den machthabenden Eliten.

> „[In der Zwischenkriegszeit] stellten sie im Sommer das Heer der Taglöhner und betätigten sich nebenbei als Scherenschleifer, Kesselschmiede und Rastelbinder. Als Schmiede und Dorfmusiker bildeten sie einen festen Bestandteil des dörflichen Sozial- und Kulturlebens. Die Wirtschaftskrise und die hohe Arbeitslosigkeit aber drängten die Roma rasch an den Rand des Existenzminimums. Da sie dadurch der Armenfürsorge der Gemeinde zur Last fielen, verschärften sich die Spannungen zwischen den Roma und der bäuerlichen Bevölkerung sprunghaft." (Baumgartner 1995: 117)

Neue und gleichzeitig alte Formen der Diskriminierung wie das systematische Registrieren und Fotografieren aller Roma zur Erstellung der sog. „Zigeunerkartei" entstanden 1922 nach dem Anschluss des Burgenlandes an Österreich. 1927 lebten laut Polizeibericht 7.153 Roma im Burgenland[231], von denen nur 651 als „unstet", also ohne festen Wohnsitz, registriert wurden (vgl. ebd.).

Die Lage spitzte sich in den folgenden Jahren immer weiter zu. 1933 wurde in Sulzriegel die Wahl eines Rom zum Bürgermeister annulliert, nachdem die Stimmen einiger Roma für ungültig erklärt worden waren (vgl. Baumgartner 1995: 118). In der Stadtgemeinde Pinkafeld wurde ihnen der Aufenthalt in den Nachtstunden, zwischen 18 und 7 Uhr verboten.
1935 wurden die Roma durch die Nürnberger Rassegesetze der Nationalsozialisten als Menschen „artfremden Blutes" mit den Juden und Jüdinnen gleichgestellt und damit für „vogelfrei" erklärt. Im Burgenland trat die illegale NSDAP bereits vor 1938 mit der Parole „Das Burgenland zigeunerfrei" auf (vgl. ebd.).
Die daraus resultierende Verfolgung setzte 1938 nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich sehr rasch ein. Bereits im Juni wurden die ersten burgenländischen Roma nach Dachau und Buchenwald deportiert. Im selben Jahr wurden zwei Roma, ein Mann und eine Frau, von Bauern im Burgenland erschossen.
Es folgte die systematische Inhaftierung, Folter und Ermordung der Roma und anderer Menschen, die unter dem Verdacht standen, „Zigeuner" zu sein. Der alte Vorwurf, dass sie sich aufgrund ihrer nomadisierenden Lebensweise besonders gut als Spione feindlicher Mächte eigneten, wurde von den Nazis übernommen, die sie unter anderem als „Sendlinge des Orients im Reich des nordischen Gedankenguts" bezeichneten (vgl. Steinmetz 1979: 126).

Nach 1945 kehrten rund 700 Überlebende – von 7.000 vor 1938 dort lebenden Roma – ins Burgenland zurück.

---

[231] Sie sprachen außer ihrer Muttersprache Romanes ebenso Deutsch, Kroatisch und Ungarisch (vgl. Fuchs-Nebel 1991: 131).

> „Von 300 Zigeunern, die vor dem Hitler in Oberwart gelebt haben, sind sieben zurückgekommen.“ (Kalics, „Roma-Bürgermeister“ von Oberwart, zit. nach: Wiegele 1979: 265)

> „Abgemagert, krank, halb nackt und ohne Heim standen die Überlebenden in ihrer »Heimat«. Die Suche nach überlebenden Angehörigen begann. Jedoch ohne Erfolg. Mehr als drei Viertel waren in den Konzentrationslagern umgekommen.“ (Sarközi 1995: 138)

Für die wenigen zurückgekehrten Roma aus den KZs war es äußerst schwierig, sich wieder eine Lebensgrundlage im Österreich der Nachkriegsjahre aufzubauen, da ihnen staatlicherseits jegliche Existenzmöglichkeit aberkannt wurde: ihre Häuser waren zerstört und ihre Grundstücke den Gemeinden zugefallen, von denen sich viele weigerten sie wieder zurückzugeben.
Die Tatsache, dass z.B. das Konzentrationslager Lackenbach von der Republik Österreich in der Nachkriegszeit nicht als solches anerkannt wurde, hatte zur Folge, dass Sinti und Roma jahrzehntelang keine Entschädigung erhielten (vgl. Sarközi 1989: 104).
Erschwerend kam hinzu, dass im Zuge der Industrialisierung und des wachsenden Wohlstandes großer Teile der Bevölkerung viele „ursprüngliche“ Tätigkeitsfelder der Roma stark eingeschränkt wurden. Außerdem sahen sich die Roma nach wie vor Vorurteilen und Diskriminierungen gegenüber, verschärft durch die NS-Propaganda der vorangegangenen Jahre.

> „Die winzigen Minoritäten der deutschen und österreichischen Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen], kaum 50 000 bzw. 9000 Menschen, waren als zur Unterschicht degradierte Minderheit überhaupt nicht im Stande, nach Kriegsende das Interesse und die Schuldgefühle der Öffentlichkeit für die erlittene Verfolgung zu mobilisieren, um Vergangenheitsbewältigung in Bewegung zu setzen.“ (Zülch 1979: 19)

Im Volksgruppengesetz von 1976 wurde den Roma die Anerkennung als Volksgruppe verweigert und damit auch die Möglichkeit, in ihrer Sprache unterrichtet zu werden und sie als Amtssprache zu verwenden. Wie der „Volksgruppenexperte“ der Bundesregierung Theodor Veiter feststellte, ginge ihnen „eine Bindung an eine angestammte Heimat“ ab. Auch fünf Jahre später argumentierte der Verfassungsrechtler Ludwig Adamovich, dass die Roma und Sinti „keine bodenständige Minderheit“ seien (zit. nach: Baumgartner 1995: 119).
Erst durch vermehrtes Engagement der inzwischen zahlreichen Interessensvertretungen und Vereine nach 1989 wurden Roma am 24. 12. 1993 als Volksgruppe anerkannt und damit ein rechtlicher Status geschaffen.
1989 wurde der „Verein Roma & Sinti – Verein zur Förderung von Zigeunern“ (heute: „Verein Roma“) in Oberwart gegründet. 1990 richtete das Landesinvalidenamt für Wien, Niederösterreich und das Burgenland eine Beratungsstelle für österreichische Roma und Sinti ein. 1991

folgte die Gründung der Vereine „Romano Centro“ und „Kulturverein österreichischer Roma und Sinti“ in Wien und 1993 wurde der „Verband österreichischer Sinti“ in Villach gegründet (vgl. hierzu Baumgartner 1995 und Österreichisches Volksgruppenzentrum 1996).
Die traurigen Ereignisse der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1995 zeigten, dass damit aber noch lange nicht alles erreicht war und ist. Vier Bewohner von Oberwart versuchten eine an der Ortstafel angebrachte Hetzschrift gegen Roma zu entfernen und wurden durch eine heimtückisch installierte Rohrbombe, deren Zündmechanismus damit verbunden war, ermordet. 24 Stunden später wurden die vier Opfer auch noch durch die unsinnige Behauptung, sie könnten sich selbst in die Luft gesprengt haben, diffamiert. Daraufhin durchwühlten Kriminalbeamte mehrere Stunden lang ihre Wohnungen und quälten die Familien von Erwin und Karl Horvath, Peter Sarközi und Josef Simon zusätzlich (vgl. Kramer 1996: 108ff.).

Heute leben ungefähr 2.000 – 3.000 Romanes-SprecherInnen im Burgenland[232]. Sie sind noch immer mit verschiedenen Diskriminierungen konfrontiert. So wird von Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung immer wieder die „mangelnde“ Schulbildung von Roma-Kindern kritisiert. Andererseits wird aber das Faktum, dass viele von ihnen nicht mit Deutsch, sondern mit Romanes als Muttersprache aufwachsen, in der Schule nicht berücksichtigt und sie werden bei den ersten (sprachlichen) Schwierigkeiten in die Sonderschule abgeschoben.
Als Folge gesellschaftlicher Diskriminierung und schulischer Benachteiligung bekommen Roma – wenn sie sich als solche zu erkennen geben – selten die Möglichkeit, eine Lehre zu beginnen und sich für einen Beruf zu „qualifizieren“, was sie auch heute immer wieder in gesellschaftliche Randpositionen drängt[233]. Bis Mitte der 90er Jahre war unter der Roma-Bevölkerung des Burgenlandes eine Arbeitslosenrate von 85% zu verzeichnen[234].

In den letzten Jahren wurde versucht, die Arbeitsmarktsituation für die Roma vor allem durch Bildungsinitiativen und das Engagement der Roma-Interessensvertretungen zu verbessern.

Die gesellschaftliche Konstruktion des „Zigeuners“

Seit die Roma nach Europa kamen, waren sie den verschiedensten Vorurteilen ausgesetzt, und es wurden die „wildesten“ Geschichten über sie erzählt.
In einer Situation politisch-ideologischer Bedrohungen von außen und innen – die Osmanen

---

[232] Laut telefonischer Auskunft (10.03.2000) von Hr. Emmerich Gärtner-Horvath, Obmann des Vereins Roma.

[233] Vgl. Interview 43: 7 und Interview 45: 8f.

[234] Wie uns von Hr. Gärnter-Horvath bestätigt wurde.

eroberten 1453 Konstantinopel und in Böhmen begannen die Nachfolger des Jan Hus mit ihrem Kampf gegen den Kaiser – dienten die Neuankömmlinge als doppeltes Feindbild: als angebliche „heidnische Ausspäher der Christenheit“ zur Mobilisierung gegen den äußeren Feind einerseits und in dem Konstrukt als müßig gehendes, unnützes Volk als ideologisches Drohpotential gegen die Unterschichten (vgl. Hund 1996: 17).

Wulf D. Hund stellt weiters fest, dass einige Vorurteile den „Zigeunern“ gegenüber auf einem sich über Jahrhunderte hinweg entwickelnden bürgerlichen Arbeitsethos beruhen. All jene, die sich den neuen Zwängen der Geldökonomie nicht beugen wollten oder konnten, wurden als faul und unwillig stigmatisiert. Dies findet in dem oft geäußerten Vorwurf, dass die „Zigeuner“ nicht arbeiten wollten und die Berufe, die sie ausübten, nur angeborenen Talenten[235] zu verdanken hätten, seinen Ausdruck. Mit der Verfolgung von Vagabundentum und „willentlichem Müßiggang“ sollten nicht nur die „Umherziehenden“ bestraft, sondern auch abschreckende Beispiele für die sesshafte Bevölkerung geschaffen werden.

Außerdem kamen Roma und Sinti zu einer Zeit nach Mittel- und Westeuropa, als sich die europäischen Territorialstaaten zu festigen begannen und die BewohnerInnen eines Gebietes zu BürgerInnen der eben neu eingerichteten Staaten wurden. Die/der Einzelne wurde somit in ein übergeordnetes regionales System entweder miteinbezogen oder von ihm ausgeschlossen.
Die Idee von Subjekten als Wesen mit Verantwortung – was vor allem Verantwortung gegenüber dem Staat und den von ihm gezogenen Grenzen und territorialen Ansprüchen bedeutete – rückte in den Vordergrund. Der Formierung dieses pflichtbewussten Subjekts folgte „die gesellschaftliche Konstruktion der Zigeuner wie ein Schattenbild“ unter der Handschrift der Machteliten, ohne das Selbstbild der Roma und Sinti zu berücksichtigen (Maciejewski 1996: 12).
Eine dieser Machteliten war die Kirche, die ihre Einflusssphäre durch „die magische Aura, welche besonders fremden Völkern, die aus dem »Nichts« gekommen waren, anhaftete“, gefährdet sah (vgl. Dörres 1993: 23). Die Roma wurden als „unchristliches“ und unheimliches Volk dargestellt, von dem man sich als guteR ChristIn lieber fernhalten sollte.[236]

---

[235] Vgl. hierzu Hund 1996: 14: „Das aus solchen Elementen gespeiste Zigeunerstereotyp blendet freilich alle sozialgeschichtlichen Zusammenhänge aus. Statt dessen naturalisiert es musikalische Betätigung zu einem angeblich angeborenem Talent. Dadurch wird die missachtete und schlecht honorierte Arbeit, mit der sich die an den wirtschaftlichen Rand der Gesellschaft gedrängten wandernden Gewerbetreibenden ihren Unterhalt verdienen, in ihr Gegenteil, nämlich ein Indiz für Müßiggang und mangelnde Arbeitsbereitschaft verwandelt.“

[236] Zur Genese solcher Legenden siehe auch Casimir 1987 und Jonuz 1996.

Die angebliche Freiheit des sogenannten „fahrenden Volkes“ stellte einen Gegensatz zu den eigenen unterdrückten und unter die Zwänge der Gesellschaft unterworfenen Freiheitsbestrebungen dar. Das Subjekt musste sich in mehrfacher Weise unterwerfen, unter die Zwänge territorialer Eingrenzung, kultureller Integration und sozialer Anpassung, es rebellierte mit seinem Hass gegen das „herrenlose, keinem Herren unterworfene Gesindel der Zigeuner“ gegen das eigene Eingesperrtsein im Gehäuse einer neuen Hörigkeit (vgl. ebd.: 17).

> „Freiheit, die sich nicht fügen will, erscheint als Eigenschaft einer fremden Rasse. Bürgerliche Freiheit gibt es nur im Rahmen von äußerer Ordnung und innerer Selbstbeherrschung. Ungehemmte Freiheit führt zum Untergang.“ (Hund 1996: 16)

JedeR, gleich woher er/sie kam, der/die sich den Idealen von Nationalstaat und christlicher Arbeitsmoral nicht fügen wollte, wurde in die rassistische Kategorie „Zigeuner“ verwiesen, die stetig zwischen Zuschreibungen zu Herkunft oder Lebensweise oszillierte.
1550 wurde bereits festgestellt, dass unter den „müßig im Land unherziehenden“ und angeblich Vaterlandslosen, Menschen „verschiedener Herkunft anzutreffen seien“, die jeden aufnahmen, der sich zu ihnen gesellen wollte (ebd.: 20). Andererseits wurde den „Umherziehenden“ aber auch vorgeworfen, dass sie sich z.B. durch Dunkelfärben der Gesichter absichtlich einen „fremden Anschein“ gaben. Diese „vorgetäuschte Fremdheit“ sollte die übrige Bevölkerung täuschen und als Tarnung dienen, unter der auch Einheimische ein liederliches Leben führen konnten (vgl. ebd.: 21f.).
1911 wurden in der „Denkschrift über die Bekämpfung des Zigeunerwesens“ „Zigeuner“ wie folgt definiert:

> „[...] ohne Rücksicht auf Rassen- oder Stammeszugehörigkeit alle die Personen [...], die ohne Beruf oder zum Zwecke gewerblicher, schaustellerischer oder gauklerischer Leistungen oder zum Zwecke des Handelns gewohnheitsmäßig ohne festen Wohnsitz [...] umherziehen“ (ebd.: 32).

Es erfolgte nach Hund die Herstellung einer Gemeinsamkeit für jene Bürger, die sich an die gesellschaftlichen Normen hielten. Durch eine polarisierende Rhetorik der Ausgrenzung entstand eine Diskriminierung sozialen Verhaltens. Bei der Stigmatisierung der Anderen bediente sie sich einer Kombination moralischer (z.B.: faul) und ästhetischer (z.B.: dunkel) Argumente und verschob „die Kausalität des Andersseins aus dem Bereich äußerer Ursachen (Vertreibung, Enteignung, Not) in den des Wesens (Müßiggang als Beruf)“ (ebd.: 24ff.). Als so konstruierte Andere lösten sie Angst vor dem Unbekannten, aber auch exotische Wunschphantasien aus, wie Andrea Dörres (1993: 23) zusammenfasst:

„Die Zigeuner als Minderheit, als Fremde, die in den europäischen Kulturkreis eindrangen, riefen jene kollektive Paranoia hervor, [...]. Ihre »Stigmatisierung« als »fahrendes Volk« in der Gesellschaft lässt ständig laut werden, dass besondere Merkmale sie von der übrigen Gesellschaft unterscheiden. Die Zigeuner versinnbildlichen eine Metapher für unbürgerliche Wunschphantasien."

ÖKONOMISCHE RAHMENBEDINGUNGEN FÜR ROMA IM SÜDLICHEN BURGENLAND

BERUFE UND GEWERBE[237]

Bis zu ihrer Zwangsansiedlung unter Maria Theresia führten die Roma des heutigen Südburgenlandes ein halbnomadisches Leben als Waffen- und Hufschmiede, Musiker und Pferdehändler (16. bis Ende 18. Jahrhundert). Danach, also vom Ende des 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, waren die meisten im Wandergewerbe tätig, d.h. sie hatten einen festen Wohnsitz, in dessen Radius (von mitunter einigen Tagen) sie ihre handwerklichen Fertigkeiten und Waren darboten. Die sogenannten Traditionsberufe waren Korbflechter, Nagelschmiede, Kesselflicker, Hausierer, Rastelbinder, Scherenschleifer, Marktfahrer, Musiker, Pferde-, Teppich- und Altwarenhändler. Das Sammeln von Beeren, Pilzen, Altkleidern und Lumpen gehörte ebenso dazu wie Gelegenheitsarbeiten für Bauern und Bäuerinnen.

Die Zwischenkriegszeit von 1918 bis 1938, eine Zeit der äußersten ökonomischen Krise, traf die burgenländischen Roma sehr hart. Die meisten konnten ihre Arbeit nicht mehr im traditionellen Berufsfeld ausführen. Viele verdingten sich als Tagelöhner und Landarbeiter, arbeiteten im Baugewerbe und in Steinbrüchen und verrichteten verschiedenste Gelegenheitsarbeiten.

Nach 1945 war die Lage besonders dramatisch: Den wenigen Überlebenden der KZs wurde in keiner Weise geholfen, wieder eine Existenz aufzubauen: weder in Form von Landrückgabe noch in Form finanzieller Entschädigungen, wie sie das Opferfürsorgegesetz anderen Gruppen zukommen ließ. Außerdem zwang die zunehmende Industrialisierung viele, die sich vorher mit Handwerk ihren Lebensunterhalt verdient hatten, zum Umstieg in neue Berufsfelder.

---

[237] Vgl. hierzu Österreichisches Volksgruppenzentrum 1996: 39.

In den 60er Jahren setzte der Prozess der Abwanderung und Pendlerbewegung vom Burgenland in die großen Städte (hauptsächlich nach Wien) ein, wo viele bis heute noch im Straßen- und Baugewerbe, als SaisonarbeiterInnen im Gastgewerbe oder als ArbeiterInnen in Fabriken tätig sind.
Nur teilweise konnten sich unter strengen gewerberechtlichen Auflagen und Beschränkungen (vgl. Rieger1997) Wanderhandel und Marktfahren wieder etablieren.

METALLHANDWERK

Historisch

Das Metallhandwerk wurde im Laufe der Zeit zu einem traditionellen Beruf der Roma und Sinti[238]. Besonders in Kriegszeiten wurden ihre Fertigkeiten in der Metallverarbeitung an europäischen Höfen geschätzt, nach Kriegsende allerdings teils sogar verboten. Auch Schutzbriefe für Roma, die ihnen freies Geleit sichern sollten, sind hauptsächlich für die Kriegszeit ausgestellt worden.
Sprachwissenschaftliche Vergleiche ergaben, dass während der großen Wanderungen durch Persien, Armenien und Griechenland die Spezialisierung auf Metall erfolgt sein musste, da in den altindischen Stammwörtern der Romanes-Dialekte keine Begriffe dafür vorhanden sind (vgl. Vossen 1983: 281).
Der ungarische Roma-/Sintiforscher Erdös Kamill (ebd.: 283) unterscheidet vier verschiedene Gruppen von Roma-Schmieden in Ungarn: die Kesselflicker, Grobschmiede, Glockengießer und Nagelschmiede, wobei die Grenzen zwischen den unterschiedlichen Gruppen fließend sind. Diese Gruppeneinteilung bezieht sich auf Roma und Sinti Osteuropas, zu denen die Burgenland-Roma historisch im weitesten Sinne aufgrund ihrer Einwanderungsländer Kroatien und Ungarn (vgl. Mayerhofer 1994: 173) gehören.

Diese berufliche Spezialisierung erklärt Vossen (1983: 280) folgendermaßen:
Einerseits war sie bedingt durch einen „Anpassungsvorgang an die jeweils vorherrschenden wirtschaftlichen Bedingungen [...], indem eine das Überleben der Gruppe sichernde wirtschaftliche Tätigkeit in einer für sie sinnvollen »ökonomischen« Nische ausgeübt wird“, andererseits gewährleistete sie auch „eine für den Zusammenhalt der Gruppe optimale Lebensform, die es erlaubt, ihre Unabhängigkeit und den internen Sittenkodex (z.B. Reinheitsgebot) ohne äußere Einschränkungen zu bewahren.“

[238] Vgl. hierzu Vossen 1983: 281 und Gronemeyer/Rakelmann1988: 119f.

Regionaler Kontext

Schmiede- und Metallhandwerk gehörten auch bei den Burgenland-Roma bis zu ihrer Vertreibung und Ermordung durch die Nationalsozialisten zu den traditionellen Berufen.

So waren im Jahre 1927 7,6% (136 Personen) der Burgenland-Roma als Metallhandwerker tätig, und zwar in folgenden Sparten: 62 Schmiede, 27 Scherenschleifer, 22 Rastelbinder, 15 Spengler, 8 Schirmreparierer und einige Kesselflicker (vgl. Schwarzmayer 1992: 47f.).[239] Während Scherenschleifer und Rastelbinder umherzogen, um ihre Dienstleistungen in den nahegelegenen Dörfern anzubieten, arbeiteten die Schmiede meist in festen Werkstätten[240]. Hier waren auch oft Roma-Schmiede neben „institutionalisierten" Dorfschmieden tätig, produzierten aber andere Produkte, deren Herstellung oft „als nicht standesgemäß für einen bürgerlichen Handwerker galt" (Mayerhofer 1987: 131).
Diese komplementäre Arbeitsweise findet sich auch in den verrichteten Dienstleistungen wieder, so durften Roma-Schmiede z.B. Ochsen, aber keine Pferde beschlagen.
Nur wenn in einem Dorf kein Schmied beheimatet war, wurde die Ansiedlung und Tätigkeit eines Roma-Schmiedes erlaubt, der dann – laut Mayerhofer[241] einen mehr oder weniger ebenbürtigen Status inne hatten[242]. Gewöhnlich waren die Roma eher die „Zweitschmiede des Dorfes", wie Mayerhofer zusammenfassend feststellt:

> „Sie arbeiteten wesentlich billiger als die Dorfschmiede und man konnte mit ihnen um den Preis eines Auftrages feilschen. Obwohl die Bauern Vertrauen in die Arbeit der Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen] hatten, wandten sie sich mit bestimmten Aufgaben nicht an sie." (ebd.: 133)

Nach dem zweiten Weltkrieg und der damit verbundenen Vertreibung, Inhaftierung und Ermordung kehrten einige Roma-Metallhandwerker zurück, fanden ihre Werkstätten jedoch nicht mehr vor. In Kleinpetersdorf befand sich bis vor einigen Jahren die einzige erhaltene Werkstatt eines Roma-Schmiedes (siehe ebd.: 134).

---

[239] Quelle: Stenographische Protokolle des burgenländischen Landtages vom 16.12.1927, Eisenstadt 1928: 75 (zit. nach ebd.).

[240] Mayerhofer (1987: 130ff) unterscheidet diesbezüglich Nagelschmiede, die in versenkter Werkstatt, d.h. in einer Grube im Boden stehend arbeiteten (vor allem im nördlichen Burgenland), und Schmiedewerkstätten zu ebener Erde (typisch für das südliche Burgenland).

[241] So z. B. in Deutsch-Kaltenbrunn, Liebing, Kleinpetersdorf, St. Martin an der Raab, Unterwart und Krobotek (vgl. ebd.).

[242] Anmerkung der Autorinnen: Hierbei dürfte es sich aber eher um die Ausnahme von der sonst üblichen Praxis gehandelt haben.

Heute ist kein einziger Burgenland-Rom mehr im traditionellen Schmiedehandwerksbereich tätig (ebd. 1994: 180).[243] Nur wenige konnten in verwandte Handwerkssparten und Berufe wechseln.

Romahandwerker und Gewerbeordnung

Die Mechanismen staatlicher Wirtschaftspolitik erschwerten den Roma im südlichen Burgenland die Ausübung verschiedener Gewerbe zum Verdienst ihres Lebensunterhaltes. Sie konnten in den territorial bereits abgegrenzten Gebieten keine Niederlassungsmöglichkeiten finden und wurden außerdem von den Interessensvertretungen, die Handwerk und Handwerkstätigkeiten in den Städten regulierten, als Konkurrenz wahrgenommen. Diese setzten eine stärkere Reglementierung der von Roma ausgeübten Berufssparten durch, die teilweise bis heute ihren Niederschlag in der Gewerbeordnung findet.

Barbara Rieger (1997) geht in ihrer Dissertation: *Roma und Sinti in Österreich nach 1945. Die Ausgrenzung einer Minderheit als gesellschaftlicher Prozess* sehr genau auf die restriktiven Elemente der Wandergewerbeordnung und der Diskriminierung von Roma, die ein Gewerbe ausüben möchten, ein.
Sie erläutert, dass seit der Zwischenkriegszeit folgende Wandergewerbe nur mit behördlicher Genehmigung ausgeführt werden durften:
• Der Einkauf und das Sammeln von gebrauchten Gegenständen, Altstoffen, Abfallstoffen und tierischen Nebenerzeugnissen;
• die Kastration von Tieren, der sog. Viehschnitt und
• gewerbliche Arbeiten im engeren Sinn des Wortes, z.B. Messerschleifen.

Die Bewilligungen durften nur für einzelne Bezirke oder Gemeinden erteilt werden, in denen die Verrichtung dieser Tätigkeiten auch schon bisher mit Bewilligung der Behörde üblich war. Die Voraussetzung dafür war allerdings, dass der Bedarf der Bevölkerung in diesen Gebieten nicht ausreichend befriedigt werden konnte. Der Nachweis der „genügenden Befähigung“ musste erbracht werden. Und Bewilligungen wurden nur für die Dauer von höchstens drei Jahren erteilt.
Für den Bedarf der Bevölkerung wurde ein Gutachten eingeholt, das von den Interessenvertretungen der Schmiede und Spengler erstellt wurde. Da diese die Interessen der bereits in diesen Berufen Tätigen vertraten, fielen diese Gutachten meist abschlägig aus (vgl. ebd.: 88ff.).

[243] In Ungarn arbeiten noch einige Roma als Schmiede (ebd. 1987: 134).

In ökonomischer Hinsicht stellten gerade im Südburgenland die Roma eine Konkurrenz zu Handwerkern mit fixer Werkstatt dar, da sie aufgrund flexiblerer Arbeitsweise und einer breiteren Palette an Produkten und Dienstleistungen („Generalisten“) erfolgreich das betrieben, was oft verächtlich unter dem Schlagwort „Störhandwerk“[244] oder „Pfusch“ als niedere Kategorie auf der Berufsskala eingereiht wird.

Abschlägige Gutachten gingen oft mit einer negativen Bewertung der Arbeit von Roma und Sinti einher oder es wurden sogar rassistische und verleumderische Argumentationen angeführt, wie ein Beispiel aus dem Jahr 1945 zeigen soll:

> „Dafürhalten wird das Marktfahrergewerbe nur deshalb zur Anmeldung gebracht, um damit andere unbefugte Handelstätigkeiten zu decken [obwohl das zuständige Polizeikommissariat für den Betreffenden einen guten Leumund bestätigte, Anm. d. Autorinnen]. Der Standort des Gesuchstellers befindet sich in einem ausgesprochenen Zigeunerviertel von [...] und wird diese Gegend von der [...] Bevölkerung im Volksmunde als »Zigeunerdörfel« bezeichnet. Ob der Gesuchsteller etwa selbst Zigeuner ist, kann von h.a. nicht festgestellt werden. Die Gattin des X., sowie dessen Kinder haben jedenfalls ein echt zigeunerisches Aussehen.“ (Rieger 1997: 119)

Durch die oben genannten Maßnahmen sollte u.a. unliebsame Konkurrenz ausgeschaltet werden, wie auch Andrea Dörres feststellte:

> „Neben der kirchlichen Ächtung unterlagen die Roma auch noch massiver Gegenwehr seitens der Zünfte, die das Handwerk und die Handwerkstätigkeiten in den Städten regulierten. Ihre handwerkliche Tätigkeit, die vor allem den metallbearbeitenden Sektor umfasste, stand in scharfer Opposition zur Reglementierung der Zünfte. Einschränkungen bestimmter Berufssparten folgten, welche die Roma in eine existenzbedrohende Situation versetzten. Schmiede, Hufschmiede, Waffenschmiede, Ausbesserer, Korbflechter etc. stellten auf den Märkten eine direkte Konkurrenz zu den Zunftmitgliedern dar, die aber bestimmte Abgaben an ihre Interessensvertretungen zu leisten hatten.“ (Dörres 1993: 24)

---

[244] „Stör“ nannte man früher die Arbeit eines Handwerkers im Haus der KundInnen. Das Wort wird von „stören“ abgeleitet, weil Handwerker, die nicht in einer eigenen Werkstatt arbeiteten, die Zunftordnung störten (vgl. Lexikographisches Institut 1985: 923) .

EXKURS:
Ökonomische Bedingungen und Strategien peripatetischer Gemeinschaften im Konflikt mit der sesshaften Bevölkerung

Marginalisierung und Abwertung der Roma im Burgenland kreisen um ein zentrales Thema: ihre teilweise mobile Lebens- und vor allem Arbeitsweise, mit der sie jene Bereiche der Dienstleistungs- und Recyclingaufgaben abdeckten, die von der Mehrheitsbevölkerung nicht wahrgenommen wurden.

Aparna Rao (1987a) beschreibt in „The Other Nomads" soziale und ökonomische Strategien peripatetischer Bevölkerungsgruppen.
Als „Peripatetics" bezeichnet sie endogame nomadisierende Gruppen, die größtenteils keine PrimärproduzentInnen sind, sondern deren prinzipielle Ressourcen durch andere Bevölkerungsgruppen konstituiert werden (vgl. Rao 1987b: 1).
Dies bedeutet, dass sie in erster Linie keine Lebensmittel produzieren, also weder pflanzliche Nahrung anbauen, noch Tiere zum Lebensunterhalt züchten, sondern ihre Existenz durch Handel und Tauschbeziehungen mit der sesshaften Bevölkerung bestreiten oder spezialisierte Dienstleistungen anbieten. Darin unterscheiden sie sich von „NomadInnen" im klassischen, ethnologischen Sinne, die Nahrung produzieren bzw. Tiere züchten (vgl. Barnard/Spencer 1998: 397f. und Hirschberg 1988: 343f.).

> „Of various ethnic origins and speaking different languages, peripatetics are thus defined as primarily non-food producing/extracting, preferentially endogamous, itinerant communities subsisting mainly on the sale of goods and/or more or less specialized services to sedentary and / or nomadic customers." (Rao 1987a: 3)

In diesem Sinne sind die Roma des Burgenlandes auf alle Fälle bis zur Zeit Maria Theresias, welche ihre Zwangsansiedelung verordnete, als „peripatetische Gruppe" zu bezeichnen, deren ökonomische Strategien des Warenhandels und der speziellen Dienstleistungen sich auch noch lange nach der Sesshaftwerdung als notwendige Subsistenzstrategien erhielten.
Wie sieht eine solche wirtschaftliche Grundlage, welche George und Sharon Gmelch (1987: 133) auch „Commercial Nomadism" nennen, aus?[245]

[245] Judith Okely (1983: 53) bezeichnet diese Art der Ökonomie auch als Teil der „informellen Ökonomie" innerhalb des fortgeschrittenen Kapitalismus.

Das zentrale Charakteristikum ist sicherlich die ökonomische Adaption (vgl. ebd.: 134f). Das heißt die Fähigkeit, die Unregelmäßigkeiten des Marktes ökonomisch zu nutzen: Hierzu zählt zum Beispiel das schnelle Reagieren auf spontane Nachfrage oder unvermitteltes Angebot, das Anbieten von speziellen Waren und Dienstleistungen, die von anderen kaum oder zu wenig angeboten werden wie z. B. Rastelbinden, Häfenflicken, Schirm-Reparieren, Saisonarbeit in der Landwirtschaft, Viehhandel, Verkauf von Hauswaren, Altmetallsammeln, handwerkliche Fertigkeiten wie Schmiedearbeiten, Handlesen und Wahrsagen. Wobei viele dieser Tätigkeitsbereiche nicht ausschließlich von den sogenannten „Peripatetics" ausgeübt werden, sondern auch von der sesshaften Bevölkerung. Die Rahmenbedingungen zur Ausübung dieser Tätigkeiten unterscheiden sich bei den beiden Gruppen aber entscheidend.

Aufgrund ökonomischer Notwendigkeiten sind „Peripatetics" meist GeneralistInnen, d.h. sie verfügen über ein breites Spektrum an Fähigkeiten, spezialisieren sich aber auch zu gegebener Zeit (oder an bestimmten Orten), v.a. wenn es die Nachfrage verlangte oder sich Potentiale erschöpft hatten. Judith Okely (1983: 58ff.) zählt u.a. folgende dazu notwendige Kompetenzen auf: die Kenntnis der lokalen ökonomischen Verhältnisse, der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse, Flexibilität in der Beschäftigungsauswahl und handwerkliche Geschicklichkeit (besonders angesichts von Material- und Ausrüstungsmangel).

Wettbewerbsvorteile peripatetischer Gruppen wie freie Preisgestaltung, minimale Fixkosten und flexible soziale Organisation erhöhen einerseits ihre Konkurrenzfähigkeit, bedingen andererseits aber auch geringere Löhne und Gewinnspannen sowie das Fehlen einer rechtlichen Vertretung und Absicherung durch Lobbies, Zünfte und Gewerkschaften.

Jede peripatetische Gruppe bildet in ihrem kulturellen Umfeld eine Minderheit, oft auch in einem ethnischen Sinne. Außerdem tendiert die sesshafte Mehrheitsbevölkerung dazu, peripatetische Gruppen zu ethnisieren, indem sie der Art ihrer Arbeits- und Lebensweise eine imaginierte, von der eigenen von Grund auf verschiedene Mentalität – hervorgerufen durch die Zugehörigkeit zu einer anderen „Ethnie" – zugrunde legt.
Auch wenn nicht ethnisch argumentiert wird, werden „Peripatetics" meist als „Ausländer", als „fremd" und „anders" betrachtet, was wiederum eine sozio-politische und ökonomische Marginalisierung bedingen kann.
In Zusammenhang mit Arbeit und Wirtschaft bedeutet dies, dass solche von der Gesellschaft marginalisierten, weil peripatetischen Gruppen[246] oft Berufe ergreifen (müssen), die mit

[246] Dieser ökonomische „Teufelskreis" gilt im übrigen nicht nur für peripatetische Gruppen, sondern bspw. auch für Frauen oder Minderheiten.

geringem gesellschaftlichen Prestige verbunden sind und deren Bedeutung heruntergespielt wird, obwohl sie für die Gesellschaft, in der sie ausgeübt werden, genauso wichtig sind wie die prestigeträchtigeren Berufe und Tätigkeiten.

Das Paradoxon, dass solche Gruppen in einem materiellen, alltäglichen Kontext verachtet oder lächerlich gemacht werden, in metaphysisch-spirituellen Bereichen aber oft gefürchtet werden[247], führt Aparna Rao (1987b: 10) auf einen Widerspruch zwischen sozialer und ökonomischer Notwendigkeit einerseits und politischer Autorität und Ordnung andererseits zurück.
Hausierer und Wanderhandwerker – so verachtet diese Berufe auch waren bzw. sind – erfüllten meist eine kommunikativ äußerst wichtige Rolle: Indem sie mit so vielen Menschen zusammentrafen, verfügten sie über eine ungeheure Menge an Information der unterschiedlichsten Art, die nicht nur ökonomisch zu verwerten waren. Außerdem war es für die Herrschenden vorteilhaft, dass solche „Kommunikatorenrollen" von Außenseitern besetzt waren. Segregierte, gesellschaftlich am Rande angesiedelte Gruppen konnten nicht so mächtig werden wie angesehene Schichten der Gesellschaft. Sie stellten also trotz der Informationen, die sie hatten, keine oder nur eine geringe Bedrohung für die Herrscher dar.
Dadurch entstand aber auch Misstrauen unter der sesshaften Bevölkerung, die in ihnen „Spione der Obrigkeit" vermutete (siehe oben: 232f.).

ROMA – ARBEIT – METALLHANDWERK: SICHTWEISEN UND DARSTELLUNGEN VON *GADJÎE*

Im folgenden Kapitel sollen die erhobenen Daten aus dem Feldaufenthalt im Dezember 1997 in Hinblick auf ihre Aussagen über Roma als Metallhandwerker analysiert und interpretiert werden. Hierbei muss noch einmal betont werden, dass unser eigentliches Forschungsthema sich nicht ausschließlich auf die Roma bezog, sondern auf Schmiedehandwerk und metallbearbeitende Berufe im südlichen Burgenland. Die diesem Kapitel zugrunde liegenden Aussagen sind also nur ein kleiner Teil, gewissermaßen ein Seitenstrang, der von uns erho-

[247] Beispielhaft hierfür wäre das Stereotyp von der „Hand lesenden und wahrsagenden Zigeunerin", über die man sich einerseits lustig macht, andererseits aber fürchtet, von ihr verflucht zu werden. Hierzu könnte man auch eine Parallele mit dem katholischen Frauenbild (vor allem des Mittelalters) ziehen, in dem die Frauen als minderwertig dem Mann gegenüber gestellt waren, man(n) aber ihre unheimlichen und unheilbringenden Kräfte im metaphysischen Bereich fürchtete und bestrafte (z. B. „Hexen"verbrennungen). Zum Mord an Romafrauen, die der „Hexerei" und des „bösen Zaubers" bezichtigt wurden, siehe Jonuz 1996: 171ff.

benen Daten.[248] Außerdem waren unsere Informanten hauptsächlich ehemalige Schmiede, mit Ausnahme eines Wagners, die heute in verwandten Branchen tätig sind oder schon pensioniert wurden. Bis auf ein informelles Gespräch mit mehreren Personen im „Verein Roma“ waren alle InformantInnen Angehörige der Mehrheitsbevölkerung. Unsere Daten spiegeln also nicht die reale Lebenswelt von Roma wieder, auch nur in geringem Maß ihre Interpretationen zu Beruf und Lebensunterhalt, sondern sind Zuschreibungen und Sichtweisen der „Gadǰe“, der Nicht-Roma Mehrheitsbevölkerung[249].

Die folgende Strukturierung ergab sich aus den Themen in den Interviews selbst: Wir filterten aus den Interviewtranskriptionen systematisch jene Stellen heraus, die explizite Aussagen zu den Roma enthielten. Anschließend wurden diese nach Themenfeldern gegliedert, womit sich eine Strukturierung aus dem Material ergab. Somit konnte eine Abfolge von Fremddarstellungen und Abgrenzungsstrategien als Teil des Roma-Diskurses[250] entwickelt werden, wie er sich anhand der Aussagen der „Gadǰe“-Bevölkerung des südlichen Burgenlandes darstellt.

Zusammengefasst ergab sich für uns folgende Gliederung der Themenfelder:

- **Berufe und Tätigkeiten** von Roma im südlichen Burgenland, hier insbesondere die Darstellungen der Dienstleistungen der Roma-Metallhandwerker wie Scheren- und Messerschleifen,
- der **Ort der Produktion** bzw. Dienstleistung, respektive der mobilen oder immobilen Arbeitsweise zur Herstellung und Bearbeitung von Metallgegenständen sowie der **Wohnort**,
- **Produkte**, hergestellt von den Roma-Schmieden, die als grundlegend verschieden von jenen der Nicht-Roma-Schmiede dargestellt wurden,
- der unterschiedliche **Zugang zu Ausbildungseinrichtungen**, der als wesentlich für die Schmiedeidentität galt und damit verbundene Aussagen über die Qualität der Arbeit
- und schließlich noch die Wahrnehmung **Mehrheitsbevölkerung** versus **Roma** – resultierend aus den oben angeführten Kriterien.

---

[248] Für eine Darstellung des gewerblichen Schmiedehandwerks im Südburgenland siehe den Beitrag von Lidauer in diesem Band.

[249] In Fällen, in denen es sich um eindeutige Zuschreibungen handelt, wurde daher auch das Wort „Zigeuner“ beibehalten.

[250] Diskurs wird hier im Sinne von „Fluss von Wissen durch die Zeit” (Jäger 1994: 5), als „Ausdruck bestimmter zeitgeschichtlicher Denkweisen” (Maas, zit. nach ebd.: 25) verwendet.

Die Tendenz, Roma-Schmiede als „nicht richtige Schmiede“ darzustellen, deren Arbeit von geringerem Prestige und Wert sei als jene der „echten – ausgebildeten – Schmiede“ der Mehrheitsbevölkerung, wurde von jeder Menge widersprüchlicher Aussagen begleitet, die ebenjene Tendenz konterkarieren und einer einheitlichen Interpretation von „Wirklichkeit” zuwiderlaufen.
Genau diese Widersprüche ergeben aber ein komplexeres und vollständigeres Bild, das wir im Folgenden nachzuzeichnen versuchen.

BERUFE UND SPEZIELLE FERTIGKEITEN

Roma-Schmiede

Unsere Standardfrage, ob Roma auch als Schmiede tätig waren, wurde im ersten Anlauf meistens verneint bzw. darauf hingewiesen, dass wenn ein Rom als Schmied tätig war, er entweder nur kleinere Schmiedearbeiten verrichtet hat oder eigentlich nicht als „richtiger“ Schmied angesehen werden konnte (vgl. auch 2.6 und 2.7).

> *„Oba an Zigeunerschmied [Roma-Schmied, Anm. d. Autorinnen], wüsst nicht genug do, in unser Gegend, dass do wos gebm hot in der Richtung. Na glaub i net, wie Stegersbach war net, Koidnbrunn'z a net, do wüsst ich net, dass do an Schmied gebm hot, oiso an Zigeunerschmied [Roma-Schmied, Anm. d. Autorinnen].“ (Interview 44: 12)*

> *„A Schmied wor ah durt [in Schallendorf[251]], der hot ober net sehr vül gmocht, der wor mehr a Häferlflicker, a Röhrlbinder.“ (Interview 49: 16)*

> *„Die Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen], die herum gezogen sind als Kesselflicker, Scherenschleifer und so kleine Schmiedearbeiten, des warn also diese, wie ham's g'heißn, schwarze Schmiede oder wie's g'heißn haben [...] Schwarzschmiede[252], ja, die haben schon als Schmiede gearbeitet, ja, die konnten das, betteln sind ja nur die Frauen gegangen.“ (Interview 45: 8)*

[251] Schallendorf oder ein Teil davon wird vom selben Informanten als „geschlossene Zigeunersiedlung“ bezeichnet (vgl. ebd.).

[252] Die Bedeutung von „Schwarzschmied“ wurde in dieser Passage von dem/der InformantIn umgewandelt und auf Roma bezogen. An sich ist die Bezeichnung „Schwarzschmied“ eine sprachliche Unterscheidung anhand technischer Kriterien zum „Weißschmied“. „Schwarz schmieden“ bedeutet, dass mit Feuer gearbeitet wird, im Gegensatz zum kalten „weiß schmieden“.

Aus unserem Gespräch im „Verein“ Roma erfuhren wir aber, dass in Oberwart und Kleinpetersdorf Roma lebten, die als Schmiede tätig waren.[253]
Ein Informant stellt Roma als tüchtige und gute Schmiede dar und verweist darauf, dass ein Schmied ein Schmied ist (egal welcher Volksgruppe er angehört bzw. welche Sprache er spricht).

> *„Die Zigeina [Roma, Anm. d. Autorinnen], de woan sehr tüchtige Leit. [...] de haum de Pfluageisn gspitzt [...] und in maunche Gemeinden de haum . . . a . . . wirklich sehr guade Schmied gwesn.“ (Interview 46: 21)*

Es gibt auch einen Hinweis auf einen Rom, der als Kunstschmied tätig ist bzw. war

> *„[H]eute noch a Zigeuner [Rom, Anm. d. Autorinnen]. [...] Der hat sich mehr auf Kunstschmiede verlegt.“ (Interview 41: 20)*

Dienstleistungen in Marktnischen – Reparatur, Instandhaltung, Verwertung von Abfallprodukten

Aus allen Interviews ging hervor, dass Roma im Burgenland hauptsächlich als Messer- und Scherenschleifer, Rastel- oder Reindlbinder, Pfannenflicker, Regenschirmflicker und Händler tätig waren. Nach Auskunft des „Verein Roma“ arbeiteten Roma im Burgenland auch noch bis 1965 als Korbflechter und Besenhersteller. Das deckt sich weitgehend mit der Darstellung aus der Literatur.
Der Fokus auf Reparaturarbeiten und Dienstleistungen trägt dazu bei, die Roma-Metallhandwerker stärker von denen der Mehrheitsbevölkerung zu unterscheiden.

> *„[...] ein Pfannenflicker. [...] Der hat so eine Kraxn ghabt, ein Gestell für’n Rücken hinauf, und hat da seinen Lötkolben und Zinn und was halt dazugehört mitgehabt und ist von Haus zu Haus ‘gangen und g’fragt, wo bei die Hausfrauen irgendein Topf ein Loch hat g’habt.“ (Interview Nr. 42: 1)*

> *„Messerschleifen hom ah die Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen] gmocht, Messer und Scheren.“ (Interview 49: 17)*

> *„Rastel oder Reindlbinder, gö, oder sie ham nur an Handel mit an bissl an Verkauf ghobt oder sie sind als Scherenschleifer ganga net, des war so Berufe, die nur angemeldet sind [also eigentlich keine Handwerksberufe, Anm. d. Autorinnen].“ (Interview 43: 6)*

[253] Vgl. Interview 59.

„[F]rüher war ma immer sehr froh, wenn unsere Messer und unsere Scheren und unsere Schirme hin waren, die Schirme ja, wann dann wieder so aner kommen is, dann ham ma ihm den Schirm geb'n, der hat des wieder in Ordnung gebracht und die Scheren g'schliffen und so weiter [...]. Obwohl ma ja, Messer und Scheren, hat ma auch bei uns in der Schmieden schleifen können, nicht, aber man hat's dem Zigeuner [Rom; Anm. d. Autorinnen] geb'n und der hat des g'macht, nit. Scherenschleifer, Scherenschleifer, hab'ns gschrien draussen, damit ma hinausgangen is, und Kesselflicker." (Interview 45: 15).

Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Rentabilität von reparierten Gegenständen, die nur von mobilen Handwerkern ohne feste Stundenpreise gewährleistet werden konnte. Denn ein „institutionalisierter Schmied" mit fixen Stundenpreisen hätte für die Wiederherstellung eines Häferls eine Summe verlangen müssen, die wahrscheinlich dem Kaufpreis für ein neues gleichgekommen wäre.
Die Roma-Schmiede konnten keine solchen Fixpreise verlangen. Ihre Arbeitszeit war weniger wert, und somit rentierte sich für die Kundschaft die arbeitszeitmäßig aufwendige Reparaturarbeit:

„Das [den Topf] hat der dort repariert, hat seinen Lötkolben am Ofen heiß gemacht, ins glühende Feuer halt, hat er den Lötkolben heiß gemacht. Die Pfanne oder das Gschirr halt, wo das Loch war, hat er putzt, gereinigt, Säure d'rüber, und dann hat er das verlötet. Und hat ein paar Schilling kriegt damals, und der hat von dem g'lebt […]." (Interview 42:1)

Außerdem waren die Roma bekannt für Herstellung und Reparatur von Mehlsieben

„[D]iese Siebe, diese Gitterteile ham sie repariert bzw. auch hergestellt, des war für die Zigeiner [Roma, Anm. d. Autorinnen] a eigener Beruf." (Interview 43: 6)

und spezialisiert auf das Kastrieren von Schweinen

„[D]ass zum Beispiel die auch die Schweine gschnitten hobn, weil früher hat man ja das Ferkel, damit dieses keine Fortpflanzung ghobt hot, hat man ja die Eier [Hoden, Anm. d. Autorinnen] entfernt, net? [...] Die hom das entfernt, damit diese Schweine nicht als Saubär, sogt man, entstehen konn, ned, und dann also ruhiger wird und da des is so wegoperiert worden." (Interview 43: 7)

Taglöhnerarbeit (hier ist hauptsächlich Saisonarbeit in der Landwirtschaft gemeint), Betteln und Stehlen sind – nach Ansicht der „Gadǰe" – weitere Tätigkeiten der Roma gewesen.

„Notlöhner Orbeit so gelegentlich, und in erster Linie gbettlt“ (Interview 49: 16)

„Weil, normal haben ja die Zigeuner fast nix g’arbeit‘ und haben ihren Lebensunterhalt meistens vom Stehl’n, die Hendl’n und was‘ halt leicht erwischt haben, keine großen Sachen, aber sie haben sich halt so fortg’schlagen.“ (Interview 42: 6)

In den sechziger Jahren gab es für die Roma, die noch in metallbearbeitenden Berufen tätig waren, nicht die Möglichkeit, in andere Sparten wie Spengler oder Karosserieschlosser umzusteigen, wie für ihre „Gadʃe“-Kollegen. Ihre „traditionellen“ Tätigkeiten wurden aber weitgehend nicht mehr benötigt. Viele wurden dann LKW-Fahrer, Saisonarbeiter in Baugewerbe oder Gastronomie oder wanderten überhaupt nach Wien oder Eisenstadt ab, wo sie sich teilweise auch nicht mehr als Roma zu erkennen gaben, um leichter einen Job zu bekommen und nicht ständig mit den alten Vorurteilen konfrontiert zu werden (vgl. Interview 59).

„UMANAUNDAZIAGN”: ARBEITS- UND WOHNORT

Dass die Arbeitsausübung der Roma oft nicht an einen fixen Arbeitsort gebunden war, löste wohl am meisten Irritationen beim Rest der Bevölkerung aus. Es kommt in diesem Bereich sehr oft zu Vermischungen und Unklarheiten bezüglich Wohn- und Arbeitsort.
Seit den Erlässen Maria Theresias waren zwar alle Roma im Burgenland sesshaft, es kamen aber auch ziehende Gruppen aus anderen Bundesländern oder aus den Nachbarstaaten ins Burgenland. In den Interviews kam es immer wieder zu Vermischungen zwischen diesen Gruppen, die oft keine Roma waren, und den im Burgenland sesshaften Roma. Mobile Wohn- und Arbeitsweise wurden oft miteinander gleichgesetzt und es schien im Hintergrund noch immer die Vorstellung von Roma zu existieren, die mit ihren Wägen herumzogen und keinen fixen Wohnort hatten.

Es gab im südlichen Burgenland sowohl Roma-Schmiede mit eigener Werkstatt als auch mobile Metallhandwerker, die von Haus zu Haus zogen und gleich vor Ort ihre Arbeiten durchführten. Häufig ergab sich eine Mischform aus beiden, nämlich Roma-Schmiede mit eigener Werkstatt, die dann im Umkreis von einigen Kilometern reparaturbedürftige Haushaltsgeräte einsammelten und schließlich in ihrer Werkstatt bearbeiteten[254]. Alle Roma

[254] Gerade im südlichen Burgenland gab es aus historischem Blickwinkel immer wieder Bestrebungen, wandernde Roma-Schmiede und Metallhandwerker in den Dienst adeliger Herrschaften (z.B. Herrschaft Schlaining) zu stellen, besonders als Hufnagelschmiede. Sie erhielten im Gegenzug dafür Wohnung, eine feste Werkstatt und geregelten Lohn (vgl. Mayerhofer 1987: 129).

waren von ihrer Wohnweise her sesshaft, bis auf durchziehende Roma-Gruppen (z.B. aus Slowenien), die sehr oft auf andere Produkte spezialisiert waren (z. B. Siebe).

Roma-Schmiede mit fixen Werkstätten

Parallel zu Informationen über Roma als umherziehende Metallhandwerker, spezialisiert auf Kaltschmiede-/Reparaturarbeiten, erhielten wir auch Darstellungen über ortsansässige Roma-Schmiede. Sie arbeiteten wie alle anderen Schmiede mit Amboss und Feuer.

Eine Werkstatt befand sich z.B.

> *„[I]n Garmischdorf, und dort bin i öfta vorbeigaungen, dortn, öfta ois Bua [...]". (Interview 46: 24)*

Auf die Frage, ob die Werkzeuge der Roma-Schmiede die gleichen waren wie die der „Gadʃe", antwortete der Informant weiters:

> *„Najo, genauso wie aundare Schmied. [...] Du muasst haum an Amboss. [...] Und a . . . Dings . . . Schraubstock und des Zeig. Des haum de Zigeina [Roma, Anm. d. Autorinnen] schau ghobt a, jojo. Jo, woa net schlecht eigricht a. Wie bei uns die Schmied." (Interview 46: 24)*

Mobile Handwerker

In den Narrativen der InformantInnen dominieren die Roma als wandernde Schmiede/Metallhandwerker, deren Tätigkeit als Scheren- und Messerschleifer besonders hervorgehoben wird.
Die Mobilität der Roma-Metallhandwerker wird oft als Abgrenzungskriterium zu den „richtigen Schmieden" verwendet, die in einer Werkstatt mit Amboss arbeiten. Es wird der Eindruck erweckt, als würden sich Mobilität und Schmiedearbeit prinzipiell ausschließen:

> *„Jo, de wos umanaundazogn san, de haum ka Schmiedoarbeit gmocht [...] Wei Schmied, der braucht jo do a, a Festigkeit, a, sein Aumboss [...]. Oba nua de wos umanaundazogn san, de san die Häfmflicker gwesn, und [...] ollerhaund haum de gmocht." (Interview 46: 22)*

Das spiegelt auch jene Aussage wider, die ortsansässige Roma-Schmiede überhaupt leugnet:

> *„Na, glaub I net, wei Stegersbach war net, Koidnbrunn'z a net . . . do wüsst ich net, dass do an Schmied gebm hot, oiso an Zigeunerschmied [Roma-Schmied, Anm. d. Autorinnen]." (Interview 44: 12)*

Die Zuordnung zu einer Ethnie funktioniert oft über die Tätigkeit; jeder, der mobil arbeitete bzw. Messer- oder Scherenschleifer war, wurde automatisch zu einem „Zigeuner“ gemacht.

> *„Des war für die Zigeiner [Roma, Anm. d. Autorinnen] a eigener Beruf, oder Scherenschleifen, besser, Scherenschleifen, de warn bei uns, der hat an eigenen Fuhrpark ghabt und mitn Schleifstock is er dann gfahrn von Haus zu Haus, hat Scheren abgsammelt und hats dann gschliffen und hats dann wieder zruckbracht und hat halt a bissl was verlangt dafür [...].“ (Interview 43: 6)*

Die gesamte Branche des Wandergewerbes erlitt im Zuge der Industrialisierung einen allmählichen Zusammenbruch. Es wurde, wie Rieger (1997: 88) formuliert, „einerseits immer überflüssiger, andererseits zunehmend zum Störfaktor einer auf Sesshaftigkeit ausgerichteten Staatsordnung und Marktwirtschaft”.
Bedingt durch die ökonomische Krisensituation in der Zwischenkriegszeit versuchten auch viele Nicht-Roma im Wandergewerbe Fuß zu fassen. Doch gerade in den 20er und 30er Jahren wurden strenge Bestimmungen dagegen erlassen, auf die in der Nachkriegszeit wieder zurückgegriffen wurde. Damals konnten einige Wandergewerbe auf Grund der nachkriegsbedingten Versorgungsschwierigkeiten kurzzeitig florieren (ebd.).

In diesem Zusammenhang besonders interessant ist die Erwähnung einer steirischen Familie, die als Messer- und Scherenschleifer jährlich bei einer Familie in Bocksdorf unterkam und von dort bis in die 80er Jahre die Umgebung bereiste, um Aufträge entgegenzunehmen. Die Tatsache, dass diese „Steirer“ auch ein mobiles Handwerk ausübten und saisonal eine mobile Existenz aufwiesen, war das entscheidende Kriterium für den Informanten, sie gleich nach seiner Schilderung vom „Zigeuner-Philipp” zu erwähnen:

> *„Na, und da sind auch einmal welche kommen, ein Herr, ein Frau mit vier, fünf Kinder [...] und haben’s g’fragt, ob wir ein Nachtquartier haben. [...] Haben g’sagt, sie sind Scherenschleifer aus der Steiermark, aus der Umgebung von Riegersburg. [...] Dann sind die halt ‘gangen zu die Häuser, die Frauen sind ‘gangen, die Männer nicht, und haben überall g’fragt, ob’s was zum Reparieren, einen Regenschirm oder eine Scher’ zum Schleifen, haben das mitg’nommen, der Mann hat das dann g’macht, die Frauen haben die Regenschirme repariert, und der Mann hat die Scheren und die Messer g’schliffen.“ (Interview 42: 1f)*

Auch diese mobilen Handwerker hatten aber einen festen Wohnsitz und sind saisonal durch verschiedene Orte gezogen, um ihre Dienstleistungen anzubieten, ob es sich um Romanes-Sprecher handelte, bleibt unklar. Ökonomisch und sozial wurden sie jedenfalls der Kategorie „Zigeuner“ zugeordnet.

Wohnort und Arbeitsradius

Hier kommt es zu den meisten Unklarheiten und Vermischungen. Arbeitsweise und Wohnort werden oft durcheinandergebracht.
So antwortete ein Informant auf die Frage, ob die Roma, welche Pflugeisen gespitzt haben, ansässige oder mobile Metallhandwerker waren:

> *„Nana, de haum gwohnt do. [...] In Garmischdorf. I hob sogor gwisst wie der hoaßn hot." (Interview 9: 22)*

Es besteht, wie die vorigen Ausführungen zeigen, kein direkter Zusammenhang zwischen mobiler Arbeitsweise und dem Fehlen eines fixen Wohnortes. Alle in unseren Interviews erwähnten mobilen Handwerker hatten fixe Wohnorte.

Auch von unseren Informanten erhielten wir schließlich mehrere Schilderungen über umherziehende Roma-Metallhandwerker mit festem Wohnsitz, die reparaturbedürftige Geräte und Werkzeuge einsammelten, um sie dann in ihrer Schmiede bzw. Werkstatt zu Hause zu bearbeiten.

> *„Die san umanondazogn. Oba in Großpetersdorf [...] dort homs gwohnt, gö." (Interview 41:19)*

> *„In Stegersbach hat er ein kleines Häusl gehabt, und ist er halt die 10 km im Umkreis, ist er rundherum 'gangen und hat alleweil das g'macht." (Interview 42: 1)*

Neben den ansässigen Roma gab es im Burgenland aber auch Roma-Gruppen, die mit Planwagen herumzogen. Sie wurden von einer Informantin eindeutig von den oben genannten unterschieden:

> *„Ich muss noch sagen, [...] dass es auch hier die sogenannten ägyptischen Zigeuner*[255] *gegeben hat, also das sind jene gewesen, die mit einem Planwagen herumgefahren sind, also die nicht hier sesshaft waren, woher sie gekommen sind weiß ich nicht, bei uns ham's g'haßn die ägyptischen Zigeuner [...] und die haben auch so kleine Arbeiten gemacht, halt." (Interview 45: 14)*

[255] Mit „ägyptischen Zigeunern" sind wahrscheinlich die Lovara gemeint, die bis 1938 im Gebiet des Neusiedlersees lebten (siehe Österreichisches Volkgruppenzentrum 1996: 22).

Konkurrenzfaktor Mobilität

Die Mobilität der Roma-Metallhandwerker, sei sie nun saisonal oder partiell mit eigener Werkstatt zur Bearbeitung der Gegenstände, bildete jedenfalls einen Hauptstrang in den Narrativen unserer InformantInnen. Sie ist einerseits klares Abgrenzungsmittel, andererseits vermutlich auch ein Konkurrenzkriterium, auch wenn das von einem Informanten verneint wird – interessanterweise ohne dass er von uns darauf angesprochen wurde:

> *„De san hoid vo Ort zu Ort zogn, net, und vo Haus zu Haus gaunga, net, wer wos braucht. Oba Konkurrenz wor des nie oane . . . für an Schmied." (Interview 44: 12)*

Die mobilen Handwerker konnten KundInnen zufrieden stellen, die nicht so oft in den nächsten Ort zum Schmied kamen. Außerdem boten sie manchmal ihre Produkte und Arbeitsleistungen auf Märkten an, was von den „Gadʃe"-Schmieden ängstlich registriert wurde:

> *„Durt san die in die Märkte – Stegersboch woan imma Moakt, Stinatz woan oda Oberwoat a Moakt, Großpetersdorf. Auf die Märkte sans hoit imma umanaundagfoan" (Interview 41: 19),*

> und weiters: *„[...] oba jetzt san die Bauern am Moakt gaungan allerhand einkaufen. Jetzt hot a des gsegn dass [...] die Zigeina [Roma, Anm. d. Autorinnen] woan do." (ebd.)*

Dass die Wandergewerbetreibenden sehr wohl eine Konkurrenz zu den ansässigen Schmieden darstellten, sieht man deutlich an den verschiedenen Wandergewerbe-Verordnungen, die im Laufe der Jahrhunderte erlassen wurden (vgl. Rieger 1997).

PRODUKTE, ZEIT UND PREIS ALS UNTERSCHEIDUNGSKRITERIEN

Die Frage, ob die Roma dieselben Produkte erzeugt hätten, wie die metallbearbeitenden Handwerker der Mehrheitsbevölkerung, wurde meistens verneint. Aus den Interviews mit den „Gadʃe"-Schmieden ergeben sich zwei Kategorien in der Produktpalette der Roma-Metallhandwerker, nämlich „ondere Sochn" und „Kleinzeigl", die im Folgenden skizziert werden sollen.

„Ondere Sochn"

Die Betonung der Andersartigkeit der Produkte von Roma-Metallhandwerkern im Vergleich zu Produkten der „Gadʃe"-Schmiede besagt auch, das sie eigentlich nicht als Schmiede und damit nicht als Handwerker anzusehen seien.

So antwortete ein Informant auf die Frage, ob die Produktpalette der Roma-Metallhandwerker mit denen der Nicht-Roma-Metallhandwerker zu vergleichen sei:

> *„Na, de Zigeuna [Roma, Anm. d. Autorinnen] haum sowos net gmocht. [...] Nanana. . . de haum wos aunders g'mocht [...]." (Interview 44: 11f)*

Speziell von Roma gefertigte Produkte waren Nägel, Sauabstechmesser und Brotmesser, Kessel, Futterdämpfer und Dreiecke zum Hendlabbraten. Besonders erwähnenswert sind das sog. „Oberwarter Pitschka-Messer", ein Taschenmesser aus Blech mit einem Holzgriff, und zu Ringen geschmiedete und anschließend gravierte Kupfermünzen. Teilweise dürften sie auch selbst Blechinstrumente hergestellt haben (vgl. Interview 59).
Diese breite Palette an Produkten wird oft abwertend als „ollahond Sochn" (Interview 41: 20) bezeichnet, enthält aber auch spezielle Anfertigungen und Geräte, die in der Produktauswahl der meisten Schmiede nicht enthalten waren:

> *„De hom donn sogoa probiert Schlösser wie die Mausfoilnschlösser homs auch schon zum mochn begonnen." (Interview 41: 20)*

„Kleinzeigl"[256] und Recyclingarbeiten

Im zweiten Erzählstrang werden die Produkte der Roma als „Kleinzeigl" bezeichnet. Es sind Produkte gemeint, die nicht sehr groß waren (wie z.B. S-förmige Haken) bzw. als nicht so wichtig in ihrer Bedeutung empfunden wurden. Es wird der Eindruck vermittelt, dass es sich eher um „Spielereien" handelte, für die man keine Zeit hatte, wenn man einem „ordentlichen, harten" Beruf nachging und „richtige Sachen" herstellte.

Als „Kleinzeigl" gelten z.B. Haken für das Zusammenflicken von gerissenen Ketten:

> *„Die hom Kleinzeigl gmocht, Wiedahokn. Wenn da Baua Kettn ghobt hot, na guat, daun sans am Moakt gaungan, da Zigeina [Rom, Anm. der Autorinnen] hot scho duat gwoat, und hot diese Wiedahokn gmocht. So S-Hokn" (Interview 41: 19)*[257]

oder kleine Hilfsgeräte

> *„Des hom auch die Zigeuna [Roma, Anm. d. Autorinnen] gmocht, wann da Bauer ockan woa, hot a, damit a des Erdreich vuan wegtuat, a so a Reindl ghobt. Des woa ungefähr so a Messa,*

---

[256] Hochdeutsch: Kleinzeug, kleine Sachen

[257] Vgl. auch Interview 45: 8: *„[...] überall da hat es viele Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen] gegeben, die Zigeuner [Roma, Anm. d. Autorinnen] die herumgezogen sind [...], und so kleine Schmiedearbeiten, des warn also diese wie ham's g'heissn, schwarze Schmiede oder wie sie g´heissn haben."*

und dahinter so a klane Ösn, da woa a Holzgriff, des hot auch da Zigeina gmocht [Rom, Anm. der Autorinnen]" (Interview 41: 19)

und Siebe aus Metall oder aus Weidenruten:

„Da hat man das Mehl von der Spreu trennt [...], wo was drinnen im Mehl is gwesen, oder auch für Spreu, diese Siebe, diese Gitterteile ham sie repariert bzw. auch hergestellt." (Interview 43: 6)

Das „Kleinzeug" steht in diesem Fall in binärer Opposition zu den großen Werkstücken, die ein „richtiger Schmied" macht.
Die Bezeichnung der Produkte als „anders" oder „sehr klein" steht in engem Zusammenhang mit Art und Ort der Herstellung, der Verkaufsweise der Produkte (mobiles Handwerk) (vgl. IV.2.) sowie der Beschaffung des Rohmaterials (Recycling, Bearbeitung von bereitgestelltem Rohmaterial).

Es wird der Eindruck vermittelt, dass es sich oft um Notlösungen handelte, in Zeiten in denen man sich nichts besseres leisten konnte.

„[O]ber traurig, was net ois do gebn hot [...] So ein Krug is umgfalln und is in hunderten Scherben zerborsten, donn homs die Scherben olle zum Röhrlbinder trogn, und der hot die mit Droht zomgflochtn, dass er wieder funktionstüchtig wor, na konn ma si sowas vorstölln, der hot außen rundherum, mit so gewundenem Droht, hot er die so kunstvoll wieder zomgspannt, dass der Kruag wieder gonz wor und sogor die Flüssigkeit wieder drin ghoiten hot." (Interview 49: 16)

Das Betonen der Herstellung von solchen kleinen Produkten dient der Abgrenzung und Konstruktion der eigenen Identität der Nicht-Roma-Schmiede anhand ihrer Produkte. Diese werden als wichtiger für die Bauern und Bäuerinnen angesehen und gleichzeitig die „anderen" oder „kleineren" Produkte der Roma in ihrer Bedeutung für den alltäglichen Bedarf heruntergespielt. Man erhält den Eindruck, als hätten die Schmiede, Schlosser und Wagner die notwendigen Dinge hergestellt und die Roma solche, ohne die man zur Not auch ausgekommen wäre.
Andererseits wird auch damit argumentiert, dass die „richtigen Schmiede" für die Herstellung solcher Werkstücke keine Zeit gehabt hätten:

„Des haum die Zigeiner [Roma, Anm. der Autorinnen] gmocht [...]. Wia hom ka Zeit ghobt für sowos." (Interview 41: 19)

Der symbolischen Abwertung liegt die ökonomische Tatsache zugrunde, nach welcher „institutionalisierte Schmiede“ nach Arbeitszeit verrechnete Preise verlangen konnten, und sich somit das Reparieren bzw. Herstellen von kleinen Gegenständen in Relation zu ihrem Stundenpreis für die Kundschaft nie rentiert hätte: der Preis wäre wesentlich höher als der Ankauf eines neuen Gerätes gewesen.
Die Roma-Schmiede hingegen verrichteten für niedrigere Preise, die verhandelbar waren, Arbeiten, die nicht nach Stunden verrechnet und zum Teil auch in Naturalien abgegolten wurden.

AUSBILDUNG UND QUALITÄT DER ARBEIT

Ausbildung und Bildung

Als wichtiges Unterscheidungskriterium zwischen „Schmied“ und „Roma-Metallhandwerker“ erweist sich der Grad der Ausbildung. Als „richtiger Schmied“ gilt man nach der Absolvierung einer Lehre, welche die Legitimation zur Ausübung dieses Berufes darstellt.
„Nur vom Vater Lernen” kann zwar zu einer gewissen Kunstfertigkeit führen, doch ohne institutionelle Bestätigung gilt die Arbeit nicht als professionell.

> *„Do, der hot jo direkt an Beruf ghobt [...] in Stegersbach [...]” (Interview 46: 22)*

Ein anderer Informant antwortete auf die Frage, ob Roma-Schmiede auch eine Lehre gemacht hätten:

> *„Na, na na, die ham des genauso vom Vater glernt wie’s a des Geigenspielen glernt habn vom Vater, ohne jede Schule, da, die ham des, die hab’n keine Lehre gehabt, ganz bestimmt nicht.“ (Interview 45: 9)*

Die Roma-Expertin Miriam Wiegele erklärt zur Situation Ende der 70er Jahre:

> „Ausgelernte Handwerker findet man nur selten, da den meisten, der für eine Lehre nötige Schulabschluss fehlt, außerdem Lehrstellen anscheinend nur für Gadʃes offenstehen. Dass die Ausbildungssituation so triste ist, hängt mit der Schulbildung zusammen. Da die Kinder in den ersten Lebensjahren nach wie vor mit Romani [Romanes, Anm. d. Autorinnen] aufwachsen, sind sie in der Volksschule benachteiligt: Die Kinder lernen Deutsch als erste Fremdsprache. Allzu häufig tendieren die Lehrer dazu, die Kinder – wenn vorhanden – in die Sonderschulen zu überstellen.“ (Wiegele 1979: 266)

Qualität der Arbeit

Die Narrative über die Dienstleistungen von Roma-Metallhandwerkern sind teilweise neutral und ohne explizite und implizite Wertungen negativen Charakters. Ein einziger unserer Informanten bewertet die Arbeit der Roma positiv und stellt sie als gleichwertig mit der anderer Schmiede dar:

> *"[...] Waun da der irgendwos gmocht hot, des woa ois in Ordnung a. [...] Nana, wei sinst het a ka Gschäft a net gmocht. De woan tüchtig." (Interview 46: 23)*[258]

Teilweise enthalten sie jedoch abwertende Attribute, die eine klare Hierarchie konstruieren. Oft wird auch mit dem Argument einer „primitiven" Arbeitsweise die Arbeit der Roma-Handwerker abgewertet, wie im folgenden Beispiel:

> *„[U]nd des Blechgschirr, die Reindln . . heit schmeißt ma olles weg,[...] jo donn homs as zum Röhrlbinder trogn, der hot, [lacht] des primitivste wor das Löten mit Weichlot, mit Zinn, jo des wor holt nix, weil des Häfn host nimma diarfen aufn Herd stölln, des is donn zerronnen, net, Zinn hot jo so an niederen Schmelzpunkt, najo donn hot er an Fleck gmocht, a Beilogscheibn untn und a Beilogscheibn obn, und und mit ana Niaten zomgniat, no des, des wor scho bessa, und doss die Beilogscheibn gedichtet hom, hot ers no a bissl einboertlt, und hot, hot vom Brot, a oites Brot wachgmocht und kneten, und des wor der Klebstoff, die Dichtungsmasse [...] Des Brot is durch, durch die, die Erwärmung so verbrannt innen drinn, zu an festen Körper." (Interview 49: 16f)*

Manchmal wird in Schilderungen über die Arbeit der Roma das Vorurteil eingeflochten, dass die meisten Roma keiner Arbeit nachgingen und die „Tüchtigen" nur die Ausnahme seien:

> *„Das war ein ganz ein tüchtiger Mensch, so. Weil, normal haben ja die Zigeuner fast nix g'arbeit' […]." (Interview 42: 6)*

> *„[…] Aber des warn eigentlich, möchte ich sag'n, de tüchtigen Zigeuner." (Interview 43: 6)*

Es wird auch behauptet, dass sie nicht sehr fleißig oder fähig waren

---

[258] Interessant ist, dass bei dem Interview auch die Frau des Informanten anwesend war. Er selbst, wie viele Schmiede durch den hohen Lärmpegel, dem sie bei ihrer Arbeit ständig ausgesetzt waren, schwerhörig geworden, verstand unsere Frage nach unterschiedlichen Arbeitsweisen von „Gadǰe"- und „Roma-Schmieden" nicht gleich. Woraufhin sich seine Frau einschaltete und die Frage so umformulierte: „*Na* [...] *ob der ois Schmied des so gmocht hot wia du oda ob se der des nua au . . pfuscht hot.*" (Interview 46: 23)

„A Schmied wor ah durt [gemeint ist die Roma-Siedlung in Schallendorf; Anm. d. Autorinnen], der hot ober net sehr vül gmocht, der wor mehr a Häferlflicker, a Röhrlbinder, net“ (Interview 49: 16)

oder nicht ausschließlich von „redlicher“ Arbeit lebten, wie eine Bemerkung nach der Beschreibung der Arbeitsweise eines Roma-Metallhandwerkers zeigt, der von Haus zu Haus gezogen ist und seine fixe Werkstatt in Stegersbach hatte:

„Ab und zu ist’s auch passiert, dass dann nachher wo eine Henn’ g’fehlt, oder ein Hahn von einem Bauernhaus [...]. aber das war halb so tragisch, weil er war sehr bekannt.“ (Interview 42: 1)

„SCHMIED“ VERSUS „SCHMIEDL“

Die vorangegangenen Punkte zusammengefasst ergeben eine klare Hierarchie zwischen Roma-Handwerkern und „Gadǰe“, die auch sehr deutlich ihren Ausdruck findet:

„Ja, die feineren, die besseren Arbeiten hat halt der Schmied g’macht, die anderen hat halt der Schmiedl g’macht, ja, des zu denen is ma ja nicht gegangen, sondern die sind ins Haus gegangen, haben sich bestimmte Dinge geholt und haben das dann gemacht, nicht. Ja es war scho des meiste ist schon in der richtigen Schmiede a gemacht worden, des is also ganz klar.“ (Interview 45: 9)

In der von der Informantin eingeführten Terminologie von „Schmied“ versus „Schmiedl“ wird diese Hierarchie besonders gut zum Ausdruck gebracht. Die institutionell abgesicherten Schmiede werden hier nicht nur eindeutig abgegrenzt, sondern auch ihre Arbeiten als besser und wertvoller bewertet. Die verkleinerte Form „Schmiedl“ reflektiert auf einer sprachlichen Ebene die Position auf der Wertskala, auf dem die Roma-Schmiede auch im realen Leben standen: am unteren Ende der sozialen Hierarchie. [259]

Die Grundaussagen, die sich für uns aus den Interviews ergaben, sollen in der Tabelle *Schmied oder Schmiedl – Explizite Zuschreibungen und daraus folgende Implikationen* auf der nächsten Seite noch einmal zusammengefasst und veranschaulicht werden. An dieser Stelle soll noch einmal betont werden, dass sich die in der Tabelle zusammengefassten Aussagen aus den Interviews ergeben haben. Sie stellen nicht die Realität der Lebenswelt der

[259] Dies kommt auch in dem Sprichwort: „*Wenn man etwas Großes/ Gutes/ Wichtiges/ Wertvolles/ etc. braucht, geht man doch nicht zum Schmiedl, sondern zum Schmied!*“ zum Ausdruck. Was bedeutet, dass man sich in wichtigen Angelegenheiten an jemanden wendet, der in der Hierarchie als höherstehend und als Experte gilt.

Roma dar, sondern sind Zuschreibungen und Wertungen, die von Nicht-Roma bewusst und unbewusst gemacht wurden. Sie beruhen auf Stereotypen und Vorurteilen, die in jene sozio-politische und ökonomische Situation eingebettet sind, welche wir im Kapitel *Die gesellschaftliche Konstruktion des „Zigeuners“* versucht haben zu beschreiben.

SCHMIED VERSUS SCHMIEDL – Explizite Zuschreibungen und daraus folgende Implikationen

Bezeichnung **Implikationen**	**SCHMIED** **größer, bedeutender,** **in Hierarchie höher stehend**	**SCHMIEDL** **kleiner, weniger bedeutend,** **in Hierarchie niedriger stehend**
Bezeichnung nach Tätigkeit **Implikationen**	Schlosser, Wagner, bzw. heute: Spengler, Karosseriebauer etc. **Handwerker – klare, über Ausbildung und Zunftordnung definierte Berufsidentität**	Rastel-, Reindlbinder, Häfn- und Kesselflicker, Notlöhner **unklar definierte Tätigkeiten – verschwommene bzw. fehlende Berufsidentität**
Ort der Arbeitsausübung **Implikationen**	„richtige“ Schmiede **fixer Platz, in Dorfgemeinde eingebettet, sichtbar, institutionalisiert**	keine Werkstatt, mobil, von Haus zu Haus, „umanondaziagn“ **unstet, nicht fassbar, unsichtbar, nicht institutionalisiert**
Produkte **Implikationen**	große Produkte, qualitativ hochstehend „bessere, feinere Arbeiten“ **gute Qualität, wichtige Produkte**	„Kleinzeigl“ und andere, nicht vom Schmied gefertigte Produkte **schlechte Verarbeitung, unbedeutende Produkte**
Ausbildung **Implikationen**	„richtige“ Lehre mit Diplom, darf Beruf offiziell ausüben und fixe Preise, die von gewerblichen Interessensvertretungen kontrolliert werden, verlangen **richtiger Beruf, legalisiert**	„nur vom Vater gelernt“, arbeitet oft in einer gewerblichen Grauzone, Preise sind verhandelbar **„Pfuscher“, der illegal arbeitet**
Qualität der Arbeit **Implikationen**	hochstehend, an Standards messbar **sehr gut**	„pfuscht“, „primitive“ Arbeitsweisen **zweifelhaft**

Bezeichnung **Implikationen**	**SCHMIED** **größer, bedeutender,** **in Hierarchie höher stehend**	**SCHMIEDL** **kleiner, weniger bedeutend,** **in Hierarchie niedriger stehend**
Ethnische Zuschreibungen **Implikationen**	Angehörige aller Bevölkerungsgruppen, die nicht über ihre Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe definiert werden **ethnisch relativ neutral**	„Zigeuner“, Romanes-Sprecher und andere, die eine mobile Arbeits- oder Lebensweise verfolgen **ethnisch markiert**

RESÜMEE

> *„[…] In Stegersbach, da war ein Zigeuner, das war ein Blonder. Normal sind die Zigeuner schwarzhaarig, die Hautfarbe ist etwas dünkler. Und der war ziemlich blond, und das war ein Pfannenflicker.“ (Interview 42: 1)*

Bei unserer Feldforschung im Südburgenland waren wir in Gesprächen mit Schmieden und anderen Angehörigen aus der Mehrheitsbevölkerung häufig mit Aussagen dieser Art konfrontiert. Sie spiegeln einen Diskurs wider, der den kognitiven Rahmen für die „gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners“ schuf oder schafft.

Wesentliche Teile des „Zigeuner“-Bildes der Mehrheitsbevölkerung dieser Region sind nicht nur von biologistischen Merkmalszuschreibungen (Hautfarbe, andersartiges Aussehen) bestimmt, sondern auch von soziokulturellen: Die Lebens- und besonders die Arbeitsweise (herumziehend, nicht an einen Ort gebunden) gelten als Indikatoren, die in das Konstrukt des „Zigeuners“ nicht nur Roma, sondern beispielsweise auch steirische Wanderhandwerker einbeziehen.

Dies findet bezüglich der Metallhandwerker im Südburgenland seinen Niederschlag in der Polarisierung und Entgegensetzung von Schmied versus Schmiedl.

Hierbei ist Schmied gleichbedeutend mit einem institutionalisierten Handwerker, der eingebettet in Dorfgemeinschaft und -ökonomie qualitativ hochstehende Produkte produziert, seine Arbeiten legal und gut verrichtet und festgesetzte Preise dafür verlangt. Er ist ethnisch neutral und über seinen Beruf definiert.

Dem steht der „umanondaziagate“ Schmiedl gegenüber, dessen Mobilität und Anpassungsfähigkeit an sich verändernde ökonomische Situationen dazu beiträgt, dass seine Identität für die Mehrheitsbevölkerung schwer fassbar scheint. Er produziert in einer gewerblichen Grauzone eher unwichtige und kleine Gegenstände und wird oft verdächtigt, illegal schlechte Qualität herzustellen. Der „Schmiedl“ wird ethnisch markiert und als „Zigeuner“ bezeichnet,

obwohl auch Roma als „institutionalisierte“ Schmiede tätig waren und jene Berufe, die als traditionelle Berufe der Roma galten, auch von Angehörigen anderer Bevölkerungsgruppen ausgeführt wurden.

Diese Wertungen entspringen nach Meinung der Autorinnen eher einer gesellschaftlichen Tendenz, flexiblere Lebensstrategien zu verneinen, wenn nicht sogar zu verhindern, als einer tatsächlichen Einschätzung der Fähigkeiten und Fertigkeiten jener Menschen, die in diesen Bereichen tätig sind und waren. Sie sind historisch gewachsen und scheinen der Selbstkonstituierung der Mehrheitsbevölkerung als imaginierte homogene Gruppe zu dienen.

BIBLIOGRAPHIE

BARNARD, Alan/SPENCER, Jonathan (Hg.)
1998 Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London & New York: Routledge.

BAUMGARTNER, Gerhard
1989 „Idevalósi vagyok“ – „Einer, der hierher gehört“. Zur Identität der ungarischen Sprachgruppe des Burgenlandes. In: Baumgartner/Müllner/Münz, 69-85.
1995 6x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen. Klagenfurt: Drava-Verlag.

BAUMGARTNER, Gerhard/MÜLLNER, Eva/MÜNZ, Rainer (Hg.)
1989 Identität und Lebenswelt. Ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt im Burgenland. Eisenstadt: Prugg.

CASIMIR, Michael
1987 In Search of Guilt: Legends on the Origin of the Peripatetic Niche. In: Rao 1987a, 373-390.

DEINHOFER, Elisabeth/HORVATH, Traude (Hg.)
1991 Grenzfall. Burgenland 1921-1991. Eisenstadt: Verlag Kanica.

DÖRRES, Andrea
1993 Roma und Sinti. Grenzgänger der Geschichte. Die nationalsozialistische Zigeunerverfolgung und ihre Spätfolgen, unter besonderer Berücksichtigung des österreichischen Raumes. Graz: Diplomarbeit.

FUCHS, Brigitte/HABINGER, Gabriele (Hg.)
1996 Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien: Promedia.

FUCHS-NEBEL, Susanne
1991 Rom, das heißt Mensch. Die Roma des Burgenlandes. In: Deinhofer/Horvath, 127-136.

GIERE, Jacquelin (Hg.)
1996 Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt, New York: Campus Verlag.

GINGRICH, Andre
1998 Ethnizität für die Praxis. Drei Bereiche, sieben Thesen und ein Beispiel. In: Wernhart/Zips, 99-111.

GMELCH, George/GMELCH, Sharon Bohn
1987 Commercial Nomadism: Occupation and Mobility among Travellers in England and Wales. In: Rao 1987a, 133-151.

GRONEMEYER, Reimer/ RAKELMANN Georgia A.
1988 Die Zigeuner. Reisende in Europa. Roma, Sinti, Manouches, Gitanos, Gypsies, Kalderasch, Vlach und andere. Köln: Dumont.

HAJSZAN, Robert
1991 Die Kroaten der Herrschaft Güssing. Ansiedlung – Herkunft – Sprache. Wien: Robert Hajszan.
1995 Die Entstehung der kroatischen Siedlungen und Dörfer im westungarisch-steirischen Grenzgebiet. In: Marktgemeinde Burgau, 68-74.

HEINSCHINK, Moses F./HEMETEK, Ursula (Hg.)
1994 Roma. Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

HENKE, Reinhold
1988 Lebenlassen ist nicht genug. Minderheiten in Österreich. Wien: Kremayr & Scheriau.

HEUBERGER, Valeria/KOLAR, Othmar/SUPPAN, Arnold/ VYSLONZIL, Elisabeth (Hg.)
1994 Nationen. Nationalitäten. Minderheiten. Probleme des Nationalismus in Jugoslawien, Ungarn, Rumänien, der Tschechoslowakei, Bulgarien, Polen, der Ukraine, Italien und Österreich 1945-1990. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

HIRSCHBERG, Walter (Hg.)
1988 Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

HUND, Wulf D. (Hg.)
1996a Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion. Duisburg: Diss.
1996b Das Zigeuner-Gen. Rassistische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Hund 1996a, 11-35.

JONUZ, Elizabeta
1996 Romnja – „rassig“ und „rassig minderwertig“? Anmerkungen zu Geschichte und Realität von Romafrauen. In: Fuchs/Habinger, 171-179.

KRAUSNICK, Michail
1995 Wo sind sie hingekommen? Der unterschlagene Völkermord an den Sinti und Roma. Gerlingen: Bleicher Verlag.

JÄGER, Siegfried
1994 Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte. Duisburg: Diss.

LEXIKOGRAPHISCHES INSTITUT, MÜNCHEN
1985 Knaur. Das deutsche Wörterbuch. München: C. H. Beck.

MACIEJEWSKI, Franz
1996 Elemente des Antiziganismus. In: Giere, 9-28.

MARKTGEMEINDE BURGAU, Gemeinde Burgauberg-Neudauberg (Hg.)
1995 Labonča – Lafnitz. Leben an einer der ältesten Grenzen Europas. Burgau: Marktgemeinde Burgau.

MAYERHOFER, Claudia
1987 Dorfzigeuner. Kultur und Geschichte der Burgenland-Roma von der Ersten Republik bis zur Gegenwart. Wien: Picus-Verlag.
1989 Die Zigeuner im Burgenland. Ein historisch-ethnologischer Abriß. In: Baumgartner/ Müllner/Münz, 87-94.
1994 Zu Handwerk und Lebensweise der Roma. Zwei Metallhandwerkerjatis. In: Heinschink/ Hemetek, 171-190.

MÜNZ, Rainer
1988 Zwischen Assimilation und Selbstbehauptung. Sprachgruppen und Minderheitenpolitik im Vergleich. In: Baumgartner/Müllner/Münz, 24-45.

OKELY, Judith
1983 The Traveller-Gypsies. Cambridge: Cambridge University Press.

ÖSTERREICHISCHES VOLKSGRUPPENZENTRUM
1996 Österreichische Volksgruppenhandbücher. Bd. 3: Roma. Oberwart: Österreichisches Volksgruppenzentrum.

RAO, Aparna (Hg.)
1987a The Other Nomads. Peripatetic Minorities in Cross-Cultural Perspective. Köln/Wien: Böhlau.
1987b The Concept of Peripatetics: An Introduction. In: Rao 1987a, 1-32.

RAUCHBAUER, Engelbert
1989 Das Kroatische als Amtssprache im Burgenland. In: Baumgartner/Müllner/Münz, 46-68.

REISS, Johannes
1989 Jüdisches Leben im Burgenland. Ein Rückblick auf die Zeit vor 1938. In: Baumgartner/ Müllner/Münz, 108-113.

RIEGER, Barbara
1997 Roma und Sinti in Österreich nach 1945. Die Ausgrenzung einer Minderheit als gesellschaftlicher Prozeß. Wien: Diss.

SALO, Matt T.
1987 The Gypsy Niche in North America: Some Ecological Perspectives on the Exploitation of Social Enviroments. In: Rao 1987a, 89-109.

SARKÖZI, Rudolf
1989 Wege in die Zukunft. Zur aktuellen Situation der Roma und Sinti. In: Baumgartner/Müllner/Münz, 100-107.
1995 Ein langer Weg. In: Baumgartner, 138.

SCHWARZMAYER, Eva Maria
1992 Die Geschichte der Burgenland-Roma seit 1945. Wien: Diplomarbeit.

SIX, Maria Anna
1995 Grenzgeschichte oder die Entstehung der Gemeinden Burgauberg und Neudauberg. In: Marktgemeinde Burgau, 58-67.

STEINMETZ, Selma
1979 Die Verfolgung der burgenländischen Zigeuner. In: Zülch, 112-133.

STEWART, Michael
1997 The Time of the Gypsies. Boulder: Westview Press.

THURNER, Erika/ RIEGER, Barbara
1994 Nationalsozialistische Verfolgung, „Wiedergutmachungs“-Praxis und Lebensverhältnisse der Sinti und Roma. In: Heinschink/Hemetek, 49-107.

TICHY, Heinz
1994 Das Minderheiten-(Volksgruppen-)Recht in Österreich nach 1945. In: Heuberger/Kolar/Suppan/Vyslonzil, 240-248.

TSCHÖGL, Gert
1989 Geschichte der Juden in Oberwart. In: Baumgartner/Müllner/Münz, 116-127.

VOSSEN, Rüdiger
1983 Zigeuner. Roma, Sinti, Gitanos, Gypsies zwischen Verfolgung und Romantisierung. Katalog zur Ausstellung »Zigeuner zwischen Romantisierung und Verfolgung – Roma, Sinti, Malusch, Calé in Europa« des Hamburgischen Museums für Völkerkunde. Frankfurt/ Berlin/ Wien: Ullstein.

WERNHART, Karl R./ZIPS, Werner (Hg.)
1998 Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien: Promedia.

WIEGELE, Miriam
1979 Die Zigeuner in Österreich. In: ZÜLCH, 261-272.

ZÜLCH, Tilman (Hg.)
1979 In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt. Zur Situation der Roma (Zigeuner) in Deutschland und Europa. Hamburg: Rowohlt.

TEIL V: ANHÄNGE

VERZEICHNIS DER DURCHGEFÜHRTEN INTERVIEWS

Die InterviewpartnerInnen stammten aus den Ortschaften Bocksdorf, Burgauberg-Neudauberg, Deutsch Kaltenbrunn, Güssing, Hackerberg, Heugraben, Oberpullendorf, Oberwart, Olbendorf, Ollersdorf, Rauchwart, Rehgraben, Rohr, St. Michael, Stegersbach, Steingraben, Stinatz im Burgenland sowie aus Wien.
Ihr Alter wurde nur zum Teil erhoben.

Interview 1	08. 12. 1997	Schmied, Landwirt i. R. 67 Jahre
Interview 2	05. 12. 1997	Gastwirtin, 57 Jahre
Interview 3	09. 12. 1997	Diakon, ca. 60 Jahre
Interview 4	06. 12. 1997	Gemeindebediensteter
Interview 5	05. 12. 1997	Landwirtin i. R., Landwirt i. R., 84 Jahre
Interview 6	08. 12. 1997	Landwirtin, Saisonarbeiterin, Fabriksarbeiterin i. R., 87 Jahre
		Vier weitere weibliche Informantinnen im Alter von 85-89 Jahren
Interview 7	07. 12. 1997	weibliche Informantin, 76 Jahre
Interview 8	06. 12. 1997	Landwirt i. R.
Interview 9	07. 12. 1997	Landwirt i. R.
Interview 10	08. 12. 1997	Landwirt i. R.
Interview 11	08. 12. 1997	männlicher Informant
Interview 12	05. 12. 1997	Gastwirt, Fleischhauer, eh. Viehhändler, 60 Jahre
Interview 13	08. 12. 1997	Landwirt i. R.
Interview 14	06. 12. 1997	Landwirt, männlicher Informant
Interview 15	06. 12. 1997	Viehzüchter
Interview 16	07. 12. 1997	Landwirt i. R., 70 Jahre
Interview 17	08. 12. 1997	Landwirt, 45 Jahre
Interview 18	ohne Datum	Marktfahrerin
Interview 19	20. 03. 1998	Amtsrat, Marktkommissär
Interview 20	12. 11. 1997	Marktfahrer, Marktfahrer
Interview 21	12. 11. 1997	Gemeindebedienstete
Interview 22	ohne Datum	mehrere InformantInnen
Interview 23	05. 12. 1997	Obermonteur, 67 Jahre
Interview 24	09. 12. 1997	Obermonteur, Pendler, 67 Jahre,
		weibliche Informantin
Interview 25	06. 12. 1997	Lohnarbeiter (Grünarbeit), 75 Jahre
Interview 26	06. 12. 1997	Landarbeiterin, Landwirtin, 77 Jahre,
		Landarbeiterin, Partieköchin, 83 Jahre
Interview 27	23. 01. 1998	Angestellte, Pendlerin, 23 Jahre

Interview 28	26. 01. 1998	Bankangestellter, Pendler, 29 Jahre
Interview 29	28. 01. 1998	technischer Angestellter, Pendler, 34 Jahre
Interview 30	27. 01. 1998	Baupolier, Pendler, 26 Jahre
Interview 31	08. 12. 1997	weibliche Informantin, 84 Jahre,
		Männlicher Informant, 88 Jahre
Interview 32	09. 12. 1997	männlicher Informant, 68 Jahre
Interview 33	07. 12. 1997	Lohnarbeiter (Grünarbeit), 68 Jahre
Interview 34	08. 12. 1997	Gemeindebediensteter
Interview 35	09. 12. 1997	Lohnarbeiterin (Grünarbeit), 67 Jahre
Interview 36	09. 12. 1997	Wirtin i. R., 61 Jahre
Interview 37	06. 12. 1997	Fabriksarbeiterin i. R., 74 Jahre,
		Drei weitere Fabriksarbeiterinnen
		männlicher Informant
Interview 38	22. 01. 1998	Sachbearbeiterin/Steuerberatung, Pendlerin 28 Jahre,
		Steuerberater, Pendler, 28 Jahre,
		Berufsanwärterin u. Assistentin/Steuerberatung, Pendlerin, 31 Jahre,
		zwei kaufmännische Angestellte, Pendler, 26 und 31 Jahre,
Interview 39	05. 12. 1997	Schmied i. R., Gastwirt, Bürgermeister i. R.
Interview 40	05. 12. 1997	Schmied i. R.
Interview 41	09. 12. 1997	eh. Schmied, Fahrzeugbauer i. R., Innungsleiter i. R.
Interview 42	07. 12. 1997	Landwirt i. R.
Interview 43	06. 12. 1997	Wagner i. R.
Interview 44	09. 12. 1997	eh. Schmied, Tankstellenbesitzer, Reifenmonteur, 43 Jahre
Interview 45	06. 12. 1997	Tochter eines Schmiedes, Schuldirektorin i. R.
Interview 46	07. 12. 1997	Schmied, Landwirt i. R., 67 Jahre
Interview 47	07. 12. 1997	Schmied, Landwirt i. R., 67 Jahre
Interview 48	09. 12. 1997	Schmied
Interview 49	07. 12. 1997	eh. Schmied, Stahlbauschlosser, Unternehmer i. R., 72 Jahre
Interview 50	10. 03. 2000	Wirtschaftskammer Burgenland, 51 Jahre
Interview 51	08. 03. 1997	Lohnarbeiter (Grünarbeit), Zimmerer i. R., 75 Jahre
Interview 52	06. 12. 1997	Hausfrau, 83 Jahre
Interview 53	08. 12. 1997	männlicher Informant, weibliche Informantin
Interview 54	07. 12. 1997	Nebenerwerbsbäuerin, Gastwirtin, 73 Jahre,
		Nebenerwerbsbäuerin, 83 Jahre
Interview 55	ohne Datum	Bäuerin, eh. Spinnerin
Interview 56	ohne Datum	Bauer, Gastwirt, 72 Jahre
Interview 57	07. 12. 1997	Nebenerwerbsbauer, Kleinrichter i. R., 71 Jahre
Interview 58	08. 12. 1997	Gemeindebediensteter
Interview 59	15. 12. 1997	vier männliche Informanten,
		eine weibliche Informantin im Verein Roma (Oberwart)

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Titel, Abb. 16 – 21: Kontaktabzüge der fotografischen Dokumentation der Sammlung Salmhofer, © 1997 bei den Herausgeberinnen.

Abb. 1 – 11, 22, 23: © 1998 bei den Studierenden.

Abb. 12: Dax: Bäuerliche Kleinbetriebe und Erwerbskombination. In: Berger, A./Lang, A.: Landwirtschaft im Burgenland. Klosterneuburg 1995, 93.

Abb. 13: 50 Jahre Burgenländischer Fleckviehzuchtverband, Eisenstadt 1975, 23.

Abb. 14: Westermann, Ekkehard: Internationaler Ochsenhandel (1350-1750). Stuttgart 1979, 276.

Abb. 15: Österreichisches Statistisches Zentralamt. Geschäftsstelle der österreichischen Raumordnungskonferenz (Hg.): Örok-Atlas zur räumlichen Entwicklung Österreichs. Wien 1985, Blatt 03.02.04/85. Abdruck mit Erlaubnis der Geschäftsstelle der ÖROK.

AUTORINNENVERZEICHNIS[260]

AHRER, JOHANNA C.

Geboren 1974 in Linz, seit 1993 Studium Russisch und Publizistik, seit 1995 Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie[261] und Volkskunde an der Universität Wien, Diplomarbeit: „Linux und Microsoft: Von wirtschaftswissenschaftlichen Konzepten zu sozial- und kulturanthropologischen Modellen“ 2001.

Au-pair-Aufenthalt in Boston, USA 1994.

Redaktionsassistentin bei Radio Österreich International / ORF 1996 – 1998, Callcenter-Agent bei Roedlach + Partner seit 1999.

AUGSBURGER, CHRISTINA

Geboren in Delaware, USA 1974.

Studium Anthropologie und Germanistik an der Ball State University Muncie Indiana, USA, Auslandsaufenthalte: Karl-Franzens-Universität Graz 1995 – 1996, Fulbright Studienprogramm an der Universität Wien 1997 – 1998, Englisch-Assistentin der HLTW 13, Wien 1997 – 1999, seit 1999 Doktoratsstudium Kulturanthropologie an der University of California San Diego, USA.

Forschungsschwerpunkte: Psychological Anthropology, Einwanderung (immigration), ausländische MitbürgerInnen in Österreich und Deutschland, citizenship.

BAUER, STEFAN

Geboren 1972 in Salzburg, 1990/91 Studium Geodäsie an der Technischen Universität Wien, seit 1991 Russisch und Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien, seit 1993 Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Fächerkombination aus Russisch, (osteuropäische) Geschichte und Politikwissenschaft, Aufenthalte in der Russischen Föderation / Moskau und St. Petersburg 1992 und 1994, Sprachkurse an der MGU (Moskauer Staatliche Universität) – Center for International Education SS 1995 und an der Staatlichen Russischen Humanwissenschaftlichen Universität / RGGU Moskau SS 1996, Stipendium des Büros für Internationale Beziehungen 1998, Forschungstätigkeit in Moskau im Rahmen der Diplomarbeit 1998, Diplomarbeit: „Die nördlichen

---

[260] Die Lebensläufe sind auf dem Stand des Jahres 2001 und wurden nur um danach abgeschlossene Diplomarbeiten und Dissertationen ergänzt.

[261] Früher: Völkerkunde

Weiten: 1985 – 2000; Eine diskursiv-inhaltliche Darstellung der Zeitschrift: Die nördlichen Weiten (Severnye Prostory)“ 2002.
Digitale Archivierung von Objekten im Museum für Völkerkunde Wien 1999, Mitorganisation der internationalen wissenschaftlichen Konferenz „Sibirien und zirkumpolarer Norden, Beiträge von EthnologInnen und NGOs“ am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie (2. – 4. Juni 2000).

BÖHM, JASMINE

Geboren 1972 in Wien, seit 1990 Doppelstudium Psychologie und Biologie mit Erweiterungsstudium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie, seit 1992 Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Pädagogik an der Universität Wien, Auslandsaufenthalte in Peshawar/Pakistan bei afghanischen Flüchtlingen 1993, im Hohen Atlas/Marokko 1996, Schwerpunkte: (Analyse von) Fremdbilder(n) und Machtstrukturen, Populärkultur (Graffiti), Visuelle Ethnologie, Buddhismus und Bön im Himalaya-Raum, Diplomarbeit: „»Türken-Images« im öffentlichen Raum: Eine ethnologische Spurensuche in Wien“ 2002.
Fotografische Inventarisierung von Objekten im Museum für Völkerkunde Wien 1997 – 1999, Unterrichtspraxis als Kreativitäts- und Motivationstrainerin mit Jugendlichen im BFZ Wien 1997/98, Rechercheassistentin 1999, museumspädagogische Tätigkeit, anfangs im Kindermuseum ZOOM Wien, derzeit im Museum für Völkerkunde Wien: Spezialführungen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene; Gestaltung und Durchführung spezieller Kinderprogramme seit 1996.

DEKROUT, BETTINA

Geboren in Wien, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Volkskunde an der Universität Wien, Diplomarbeitsthema: „Gehörlose Menschen in Österreich: *Medical Anthropological* Betrachtungen zu Körper und Körperwahrnehmung“.
Museumspädagogische Tätigkeit im Österreichischen Museum für Volkskunde Wien.
Veröffentlichung: „Cannabis-Kultur“ (1999). Notizen zu einer Ausstellung des Vereins „Objekt: Kultur“ vom 2. 9. bis 23. 9.1999 in Wien (Rezension). Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, Heft 4, 543 – 544.

FRIESER, ASTRID

Geboren 1964 in Friesach, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Kunstgeschichte an der Universität Wien, Diplomarbeit: „Makondeschnitzereien unter dem Einfluss bayrischer Missionsbenediktiner" 1996, Ausbildung zur Kuratorin für Kommunikation im Museums- und Ausstellungswesen an der Landesakademie Krems 1994 – 1996.

Hauptberufliche Kunst- und Kulturvermittlerin, langjährige einschlägige Erfahrung mit Vermittlungsarbeit an verschiedenen Museen und in Ausstellungen, Mitarbeit an Ausstellungsprojekten.

GINGRICH, ANDRE

Geboren 1952 in Wien, Promotion 1978 und Habilitation 1990 in Ethnologie (Kultur- und Sozialanthropologie).

Seit 1998 O. Professor am Wiener Universitätsinstitut und Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, zahlreiche Feldforschungen im Nahen Osten (Syrien, Eritrea, Saudi-Arabien, Jemen) und Tibet, darüber und über verwandte methodische und theoretische Themen zahlreiche Projektleitungen, Publikationen, Vorträge und Vorlesungen. Mitbegründer der European Association for Social Anthropologists (EASA) 1989; Forschungsjahr an der School of American Research in Santa Fe (NM, USA) 1994/95; wissenschaftliches Beiratsmitglied der Wenner Gren Foundation for Anthropological Research 1995 – 1998, Gastvorträge und Gastprofessuren an der EPU Stadt-Schlaining, in Zürich, Köln, Erlangen, Brunel (West London), Paris (EHESS), Chicago (Northwestern), Cincinnatti, Boston (Umass), Ann Arbor.

Wichtigste Publikationen: „By Comparison: Cross-cultural anthropology in the world at present“ (Hg. gem. mit Richard Fox, i. Dr.); „Erkundungen: Themen der ethnologischen Forschung“ Wien: Böhlau 1999.

GRÜNZWEIG, WOLFGANG

Geboren 1974 in Wien, seit 1995 Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Fächerkombination aus Tibetologie, Buddhismuskunde, Philosophie und Skandinavistik an der Universität Wien, Auslandssemester am Institut für Anthropologie und Institut für Asienforschungen der Universität Kopenhagen, Dänemark 1999/2000, Schwerpunkte: Zentral- und Ostasien, Klischees und deren Verarbeitung, Buddhismus, Diplomarbeit: „Österreichs Tibet: Österreichische Beziehungs- und Denkmuster zu Tibet sowie dessen Bevölkerung und Kultur“ 2001

Auslandsaufenthalte in der Mongolei, Indien, Tibet, Nepal, Singapur, Australien, Neuseeland, Jamaica, USA, Canada, Mexiko und Burkina Faso (Filmarbeiten) sowie in zahlreichen europäischen Staaten.

Produktion der Filme „Ethnologen unterwegs: Burgauberg“, Wien 1998 und „Ethnologen unterwegs: An der Küste des Lebens“, Wien 1999 gemeinsam mit Michael Lidauer.

HAMMER, JEANETTE

Geboren 1968 in Traismauer, seit 1995 Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Volkskunde an der Universität Wien, Diplomarbeitsthema: „Missionierung und entwicklungspolitisches Engagement der katholischen Kirche Österreichs in Südostasien und Indonesien".

HIRNSPERGER, MARKUS

Geboren 1977 in Schwaz, seit 1995 Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Slawistik an der Universität Wien, Diplomarbeit: „Rote Ethnographie: Die Repräsentation der Kola-Saami in der ethnographischen Literatur der Sowjetunion“ 2003.
Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Arktis und Subarktis am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie, Betreuung der Homepage der Arbeitsgemeinschaft Arktis und Subarktis, Organisator der internationalen wissenschaftlichen Konferenz „Sibirien und zirkumpolarer Norden, Beiträge von EthnologInnen und NGOs“ am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie (2. – 4. Juni 2000).

KADLIK, ERWIN

Geboren 1971 in Wien, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie sowie Publizistik und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien, Schwerpunkte: Schamanismus, Initiation, Rituale, Diplomarbeit: „Der Weg zum Heiler: Berufung und Initiation mit Beispielen aus Indonesien“ 1999.
Reisen in Europa, kürzere Fernreisen nach Singapur, Thailand und Australien, mehrmonatige Aufenthalte in Malaysien und Thailand 1990, Indonesien 1993 und Mexiko, Guatemala und Belize 1996.
Gemeinsam mit Studienkollegen Gründung des Vereins "Kulturen Kennen Lernen" 1998 mit dem Ziel, den Umgang mit dem "Fremden" für die Gesellschaft aufzugreifen und mittels Projekten an Schulen und Erwachsenenbildungseinrichtungen bewusst erlebbar und bewältigbar zu machen.

KOLM, EVA

Geboren 1970 in Wien, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie, und Pädagogik an der Universität Wien, Forschungsaufenthalt in Rio de Janeiro, Brasilien 1991/92, Diplomarbeit: „Die Sambaschulen von Rio de Janeiro. Anpassung und Widerstand. Ethnologische Beiträge zu Sozial-

organisation und kultureller Manifestation“ 1994, Ausbildung zur Kuratorin für Kommunikation im Museums- und Ausstellungswesen an der Landesakademie Krems 1994 – 1996.
Arbeitsschwerpunkte: Kommunikationsarbeit im Museums- und Ausstellungswesen, Moderations- und Lehrtätigkeit in den Bereichen Kulturelle Bildung, Vermittlungsarbeit im Museum und Interkulturelle Kommunikation, Angestellte des Büro für Kulturvermittlung seit 1996, Vorsitzende des Österreichischen Verbands der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen 1997 – 1999.
Publikation: „Impuls Vermittlung – 4 Modelle zur Vernetzung österreichischer Regionalmuseen“ und „Impuls Vermittlung als Modell“ in: Büro für Kulturvermittlung (Hg.): Impuls Vermittlung. 4 Modelle zur Vernetzung österreichischer Regionalmuseen. Wien: Eigenverlag 1998

LIDAUER, MICHAEL

Geboren 1975 in Linz, seit 1994 Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Fächerkombination aus Psychologie, Pädagogik und Religionswissenschaften an der Universität Wien, Auslandsaufenthalte: Vietnam, Burkina Faso, Dänemark, Diplomarbeit: „Cham in Vietnam: Eine Literaturrecherche zu Geschichte, Islam und Ethnizität“ 2002.
Tutorium am Institut für Pädagogik: Mitbetreuung und -koordination der Lehrveranstaltung "Sozialisation und Erziehung in einer multikulturellen Gesellschaft", digitale Fotografie und Archivierung sowie museumspädagogische Tätigkeit (Führungen) im Museum für Völkerkunde.
Produktion der Filme „Ethnologen unterwegs: Burgauberg“, Wien 1998 und „Ethnologen unterwegs: An der Küste des Lebens“, Wien 1999 gemeinsam mit Wolfgang Grünzweig.

SEISER, GERTRAUD

Geboren 1961 in Unterweißenbach (Oberösterreich), Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Fächerkombination aus Volkskunde und Politikwissenschaft, Diplomarbeit: „»Schniddan« – zum Roggenanbau im Mühlviertel: Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation 1920 – 1994 im Kontext einer lokalen bäuerlichen Gesellschaft“ 1995.
Forschungsschwerpunkte: Anthropologie der Peasant Societies, insbesondere Ökonomie und Sozialstruktur in Mittel- und Nordeuropa; Methodologie der empirischen Feldforschung; Förderung von Frauen in der Wissenschaft.
Derzeit Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien und Beamtin im Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur.
Wichtige Publikationen und Mitherausgeberschaften: Kossek, Brigitte; Langer, Dorothea; Seiser, Gerti (Hg.): „Verkehren der Geschlechter. Reflexionen und Analysen von Ethnologinnen". Wien 1989; Arbeitsgruppe Ethnologie Wien (Hg.): „Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterbeziehungen in nichtindustriellen Gesellschaften". Frankfurt am Main 1989; Seiser, Gertraud; Knollmayer, Eva (Hg.): „Von den Bemühungen der Frauen, in der Wissenschaft Fuß zu fassen".

(= Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung: Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft. Band 3) Wien 1994; Seiser, Gertraud: "On the Importance of Being the Last One. Inheritance and Marriage in an Austrian Peasant Community". In: Peter P. Schweitzer (ed.): The Dividends of Kinship. London: Routledge 2000

SIX-HOHENBALKEN, MARIA ANNA

Geboren 1965 in Güssing, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Fächerkombination aus Arabistik, Judaistik und Turkologie, Kurzstudium an der WU-Wien (Universitätslehrgang für Tourismus), Diplomarbeit: „Şêr şêre – çi jine, çi mêre: Der Löwe ist ein Löwe – egal ob Frau oder Mann ; sozialanthropologische Untersuchungen zur Geschichte, Sozialstruktur und politischen Verhältnissen kurdischer Frauen“ 1993.
Forschungsschwerpunkte: Ethnologie Westasiens (Schwerpunkt Kurden); Volksgruppen in Österreich (Schwerpunkt Roma); Ethnosoziologie mit Schwerpunkt auf Verwandtschaftsstrukturen, Migration, gender-studies, Ethnizität.

Als free lancer in Forschungsprojekten, in wissenschaftlicher Konzeption und Organisation von Ausstellungen, Regionaldokumentationen und Tourismusprojekten tätig seit 1992, Vertragsassistentin am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien seit Jänner 1999.

SLAMA, MARTIN

Geboren 1973 in Lilienfeld, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Philosophie an der Universität Wien, mehrere Auslandsaufenthalte in Südostasien mit Spezialisierung auf Indonesien, Literaturstudium und Feldforschung in Indonesien für die Diplomarbeit 1998, Diplomarbeit: „Die Herrschaft der Kultur und ihr Ende. Eine Interpretation indonesischer Texte der Reformära" 1999, seit 1999 Doktoratsstudium an der Universität Wien, Gastforscher an der Gadjah Mada University, Yogyakarta, Indonesien zum Thema „Kulturelle Globalisierung" 2000.

STRASSER, ANDREA

Geboren 1972 in Innsbruck, Studium Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Russisch an der Universität Wien, mehrere Aufenthalte in Russland 1992 – 1996, Diplomarbeit: „»Das Krebsgeschwür der Kriminalität«. Ein ethnologischer Beitrag aus diskursanalytischer Sicht zum Tschetschenienfeindbild in der russischen Regierungszeitung »Rossijskaja Gazeta« vor der Invasion 1994“ 1999.
Arbeitsschwerpunkte: Nordkaukasus, Russland, GUS-Staaten, ethnische Konflikte, gender studies, Anthropologie und Menschenrechte.

Vorlesungen an der National University of Ireland und Universität Wien, derzeit Leiterin des Informationszentrums für Zentralasien und Südkaukasien an der Österreichischen Orientgesellschaft Hammer-Purgstall Wien.